



universität
wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit

„Trümmerfeld“ Zeitschriftenforschung

Rekonstruktion einer Theorie und Fachgeschichte für das Untersuchungsfeld Zeitschriftenforschung anhand der Analyse der bisher erfolgten theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen, beginnend mit den ersten veröffentlichten pressekundlichen Arbeiten im 17. Jahrhundert bis zum aktuellen theoretischen und methodischen Ist-Zustand, sowie die Entwicklung und Formulierung eines theoretischen Modells für zukünftige Zeitschriftenuntersuchungen im Sinne der sozialwissenschaftlich orientierten und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitenden Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

Verfasser

Peter Lutz, Bakk.phil.

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im Oktober 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung laut Studienblatt:
Betreuer:

A 066 841
Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch

Widmung und Danksagung

Ich widme die vorliegende Arbeit meiner Gattin Victoria, die mich während den letzten zweieinhalb Jahren in jeder erdenklichen Hinsicht tatkräftig unterstützt hat und mir immer zur Seite stand. Sie hat maßgeblich dazu beigetragen, dass ich die Arbeit erfolgreich beenden konnte.

Bei meinen Eltern Maria und Josef sowie meiner Schwester Christina möchte ich mich für das mir entgegengebrachte Vertrauen bedanken. Darüber hinaus möchte ich Martina Böhm für die erbrachte Hilfeleistung danken.

Mein besonderer Dank gilt Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch für die herausragende Betreuung und die vielen wegweisenden theoretischen Anregungen.

INHALTSVERZEICHNIS

1	EINLEITUNG	6
1.1	Analyse-Schwerpunkte und methodische Umsetzung	10
2	ANALYSE DER BISHER ERFOLGTEN THEORETISCHEN UND METHODISCHEN AUSEINANDERSETZUNGEN FÜR DEN BEREICH DER ZEITSCHRIFTENFORSCHUNG	14
2.1	Erste theoretische Auseinandersetzungen mit periodischen Druckschriften im 17. Jahrhundert	14
2.1.1	Geburtsstunde periodisch erscheinender gedruckter Blätter	14
2.1.2	GegnerInnen und BefürworterInnen periodisch gedruckter Schriften während des 17. Jahrhunderts	16
2.2	Intensivierung theoretischer Betrachtungen um die Wende des 17. und während des 18. Jahrhunderts: PraktikerInnenliteratur, Zeitungskollegien und akademisch-wissenschaftliche Schriften	19
2.2.1	PraktikerInnenliteratur im Zeichen der Aufklärung	20
2.2.2	Errichtung von Zeitungskollegien an Universitäten, Akademien und Schulen	26
2.2.3	Erste akademisch-wissenschaftliche Schriften über das Zeitungswesen	28
2.3	Theoretische Auseinandersetzungen um die Wende des 18. und während des 19. Jahrhunderts	30
2.3.1	Schriften für oder gegen die Pressefreiheit und politisch-kritische Publikationen im Vormärz	33
2.3.2	Privatgelehrte, HistorikerInnen und NationalökonomInnen als PionierInnen einer zeitungswissenschaftlichen Forschung	38
2.3.2.1	Robert Eduard Prutz	39
2.3.2.2	Theoretische Auseinandersetzungen im Bereich der Geschichtswissenschaft	42
2.3.2.3	Nationalökonomische und soziologische Untersuchungen als Säule einer jungen Zeitungswissenschaft	45
2.3.3	Theoretische Auseinandersetzungen in Österreich während des 19. Jahrhunderts	52
2.4	Institutionalisierung von Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft im Laufe des 20. Jahrhunderts und der zeitlich begrenzte Versuch einer eigenständigen Zeitschriftenkunde	62
2.4.1	PraktikerInnen als WegbereiterInnen der Zeitungswissenschaft zu einer akademischen Disziplin	63
2.4.2	HochschulgelehrteInnen als WegbereiterInnen der Zeitungswissenschaft zu einer akademischen Disziplin	71
2.4.3	Gründung von Zeitungswissenschaftlichen Instituten in Deutschland und deren theoretischen Entwicklungsstationen bis 1945	76

2.4.4	Gründung des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft und dessen theoretische Entwicklungsstationen bis 1945	81
2.4.5	VorläuferInnen der Zeitschriftenforschung	83
2.4.6	Etablierung der Zeitschriftenkunde als eigenständige Disziplin innerhalb der Zeitungswissenschaft (1933-1945)	85
2.5	Zeitschriftenforschung während des Paradigmenwechsels von der historisch-philologisch orientierten Zeitungskunde zur sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft	90
2.5.1	Die ersten Jahrzehnte nach Kriegsende	90
2.5.2	Neue theoretische Anregungen und Ergebnisse für den Bereich der Zeitschriftenforschung unter Berücksichtigung der sozialwissenschaftlichen Neuausrichtung der Disziplin	92
2.6	Aktuelle Forschungsergebnisse einer interdisziplinär geprägten und durch Methodenvielfalt gekennzeichneten Disziplin für den Bereich der Zeitschriftenforschung	105
2.6.1	Theoretische Entwicklungsetappen ab dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts	105
2.6.2	Interdisziplinär geprägte theoretische Anregungen und Ergebnisse für den Bereich der Zeitschriftenforschung bis kurz nach der Jahrtausendwende	108
2.6.3	Aktueller theoretischer und methodischer Ist-Zustand für den Bereich der Zeitschriftenforschung	115
3	ZUSAMMENFASSUNG UND INTERPRETATION DER ERGEBNISSE	124
4	ENTWICKLUNG UND FORMULIERUNG EINES THEORETISCHEN MODELLS FÜR ZUKÜNFTIGE ANALYSEN VON ZEITSCHRIFTEN BZW. ZEITSCHRIFTENGATTUNGEN INNERHALB DER PUBLIZISTIK- UND KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT	150
5	RESÜMEE UND AUSBLICK	156
	LITERATURVERZEICHNIS	158
	ABBILDUNGSVERZEICHNIS	178
	ABSTRACT	180
	LEBENS LAUF	182

1 Einleitung

In der heutigen Presselandschaft findet man neben den Tageszeitungen auch eine Vielzahl an Zeitschriftenperiodika, die sich – zumindest erweckt es den Anschein – bei den RezipientInnen nach wie vor, auch im Zeitalter des World Wide Web und der zunehmenden Medienkonvergenz, an großer Beliebtheit erfreuen. Der Verband der Österreichischen Zeitungen (VÖZ), der sich gleichzeitig für die Herausgabe des jährlich erscheinenden Pressehandbuches verantwortlich zeigt, listet aktuell 2.393 Publikationen auf, die dem Bereich der Fachpresse zugeordnet sind. Darüber hinaus werden 61 Titel in der Rubrik Magazine und Illustrierte sowie 439 Publikationen aus dem Bereich Corporate Publishing genannt¹. Im abgelaufenen Jahr 2009 konnten die Printmedien mit 54% Anteil, gemessen an den gesamten klassischen Werbeaufwendungen, ihre Spitzenposition als Werbeträger verteidigen. Den Großteil der insgesamt 1,468 Mrd. EURO starken Brutto-Werbependings konnten die Tageszeitungen mit 796 Mio. EURO verbuchen. Dahinter befinden sich mit 329 Mio. EURO bereits die Magazine und Illustrierte. Die Fachzeitschriften erreichen immerhin stolze 116 Mio. EURO². Diese Zahlen stützen die eingangs erwähnte Annahme, dass den Zeitschriften innerhalb des Mediensystems nach wie vor eine gesellschaftliche Relevanz zugesprochen werden darf.

Die heutige moderne sozialwissenschaftlich geprägte und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitende Disziplin mit dem Namen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft versteht sich als Gegenwartswissenschaft in der man nicht mehr – wie in der Vorgängerdisziplin Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft – vom einzelnen Medium sondern vielmehr von Faktoren eines Feldes, in dem sich Kommunikation abspielt, ausgeht. Die Analyse von Kommunikationsvorgängen in der Gesellschaft bzw. die spezifischen Kontexte, unter denen medial vermittelte Kommunikation stattfindet, kann als eine der Kernaufgaben der Disziplin angesehen werden. Unter diesen Rahmenbedingungen besitzt der Forschungsbereich Presse – und damit auch die Zeitschriftenpresse – innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft nach wie vor eine Daseinsberechtigung.

Tatsächlich spricht man innerhalb der Disziplin davon, dass Zeitschriften in der „gesellschaftlichen Kommunikation als jeder Gruppierung zugängliche Publikations- und Rezeptionsform eine wesentliche Funktion für die Verständigung innerhalb und zwischen den

¹ Vgl.: <http://www.pressehandbuch.at/mediaDatabase/frontend/public/mediaIndex.do> (Stand: 07.09.2010)

² Vgl.: <http://www.voez.at/b1021m30> (Stand: 07.09.2010)

gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Teilgruppen“ erfüllen und daher „für die Kommunikationswissenschaft insgesamt ein zu berücksichtigender Forschungsgegenstand“ sind (Vogel 2002, S. 12).

Strebt man danach, eine eigene Untersuchung im Bereich des Zeitschriftenwesens durchzuführen, stellt sich nach den ersten Analysen der für diesen Bereich vorhandenen Grundlagenliteratur alsbald eine gewisse Ernüchterung ein. Hier wird Zeitschriftenforschung als „*Forschungs-Trümmerfeld*“ (ebd., S. 17) bezeichnet, in dem „Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen zumindest zeitweilig ihre Interessen den Zeitschriften, sei es in historischer oder aktueller Perspektive, zugewandt haben“ (Bohrmann 1999b, S. 893f). Die Ergebnisse dieser voneinander völlig unabhängig durchgeführten Untersuchungen – denen wiederum unterschiedliche Erkenntnisinteressen und Blickwinkel zu Grunde liegen – lassen sich schwer zu einem theoretischen und methodischen Grundgerüst zusammenfügen. Erschwerend hinzu kommt der Umstand, dass der Erforschung von Zeitschriften – historisch bedingt – innerhalb der Disziplin keine große Bedeutung beigemessen wurde und wird.

Demgegenüber steht eine – im Übrigen gar nicht so geringe – Anzahl an interdisziplinären Arbeiten aus dem weit verstreuten Feld der Magister- und Dissertationsarbeiten deren VerfasserInnen sich aus einem spezifischen Blickwinkel heraus – und vorwiegend inhaltsanalytisch – mit den Zeitschriften auseinandersetzen. Im fachtheoretischen Diskurs werden die Ergebnisse dieser Arbeiten teilweise zwiespältig betrachtet. Einerseits konnten für den Bereich der Zeitschriftenforschung – vor allem durch historiographische angelegte Arbeiten – wichtige neue Erkenntnisse gewonnen werden, andererseits erfüllen die teilweise historisch-deskriptiv angelegten Arbeiten nicht die Erfordernisse der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Diese interessiert eher der durch unterschiedliche Kommunikationsmittel – in diesem Fall die Zeitschrift – in der Öffentlichkeit in Gang gebrachte, vielleicht eigen-funktionale publizistische Prozess, der sich u.a. auch durch die nähere Analyse der jeweiligen Leserschaft näher beschreiben lässt.

Die Abschlussarbeiten einiger StudentInnen zeigen auf, dass für den Bereich der Zeitschriftenforschung ein breites Spektrum an möglichen Fragestellungen und Perspektiven vorhanden ist. Die Suche nach dem geeigneten Methodendesign gestaltet sich auf Grund der in der Grundlagenliteratur marginal vorhandenen theoretischen und methodischen Anregungen als äußerst schwierig. Diese Defizite spiegeln sich u.a. wieder darin, dass der in

einigen Abschlussarbeiten gewählte Blickwinkel für die Forderungen der aktuellen Disziplin zu kurz greift und dementsprechend im Fachdiskurs eine eher untergeordnete Rolle einnimmt.

Erschwerend hinzu wiegt der Umstand, dass sich – u.a. bedingt durch die rasche Ausbreitung elektronischer Medien – innerhalb der Disziplin das zentrale Blickfeld mehr und mehr von den klassischen Printmedien entfernt hat. Diese Entwicklungen lassen Zweifel aufkommen, dass der Bereich der Zeitschriftenforschung in naher Zukunft im Fachdiskurs eine gewichtige Rolle einnehmen wird. Man wird sich anscheinend auch zukünftig damit zufrieden geben müssen, dass einige FachvertreterInnen³ zwar Postulate aufstellten, wie Zeitschriftenforschung innerhalb der sozialwissenschaftlich orientierten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft auszusehen hat, davon aber bis heute wenig in konkrete Forschungsoperationen umgesetzt wurde.

Dieser – anscheinend – vorhandenen theoretisch und methodisch defizitären Lage möchte der Verfasser mit der vorliegenden Arbeit etwas entgegensetzen. In einem ersten Schritt soll der Versuch unternommen werden, die bisher erfolgten theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen – denen wiederum unterschiedliche Ansätze und Blickwinkel zugrunde liegen – für den Bereich der Zeitschriftenforschung mittels eines dafür breit angelegten Analyserahmens auszuwerten und zu interpretieren. Der zeitliche Rahmen wird dabei so gesetzt, dass auch jene Publikationen für die Analyse berücksichtigt werden, die vor der Institutionalisierung der Disziplin Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft in Deutschland und Österreich veröffentlicht wurden. Diese Publikationen werden im heutigen Fachdiskurs nahezu komplett ausgespart bzw. – aufgrund der Verfügbarkeit – überhaupt nicht mehr rezipiert. Eventuell beinhalten aber gerade diese Arbeiten für die Erforschung von Zeitschriften wichtige theoretische Anregungen die bisher nicht berücksichtigt wurden.

Im Zuge der Analyse der ersten theoretischen Schriften sollen die ihnen jeweils zugrunde liegenden zentralen Erkenntnisperspektiven und Ergebnisse näher erörtert werden. Anhand der Ergebnisse soll u.a. die Frage geklärt werden, welche Rolle diese Vorarbeiten für die Fachgeschichte der Disziplin – bzw. in weiterer Folge auch für die Zeitschriftenforschung – einnehmen bzw. ob etwaige theoretische Anregungen wieder dem aktuellen Fachdiskurs rückgeführt werden können.

³ Exemplarisch seien hier Kieslich (1965), Haacke (1968), Bohrmann/Schneider (1975) und Vogel (2002) zu nennen

Für die Aufarbeitung der akademisch institutionalisierten Erforschung von Zeitschriften wird es als notwendig erachtet, sich eingehender mit dem akademischen Werdegang der Disziplin zu beschäftigen. Im Zuge der Auseinandersetzung mit der historischen Identität des Fachs soll der Frage nachgegangen werden, auf welchen theoretischen und methodischen Grundpfeilern die aktuelle Disziplin aufbaut. Damit einhergehend wird der theoretische und methodische Werdegang der früheren Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft bis hin zur späteren Publizistik- und Kommunikationswissenschaft – und damit der Wandel zur sozialwissenschaftlich orientierten Disziplin – unter der Berücksichtigung etwaiger Auswirkungen auf die theoretische und methodische Erforschung von Zeitschriften nachgezeichnet.

Durch die Interpretation der Ergebnisse soll u.a. geklärt werden, weshalb sich das Feld der Zeitschriftenforschung innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft so disparat entwickelt hat bzw. wie es eigentlich zu diesen theoretischen und methodischen Defiziten kommen konnte. Anhand der Ergebnisse aus den Vorarbeiten und der akademisch institutionalisierten theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen wird gleichzeitig der Versuch unternommen, eine Fach- und Theoriegeschichte der Zeitschriftenforschung – beginnend mit den ersten veröffentlichten pressekundlichen Arbeiten bis hin zum aktuellen Ist-Zustand der Disziplin – nachzuzeichnen.

Ein weiterer Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit mündet in dem Versuch, die neu gewonnenen Erkenntnisse des Verfassers in Form eines theoretischen Modells für die zukünftige Analyse von Zeitschriften festzuhalten. Durch die erstmalig erfolgte Zusammenfassung und anschließende Formulierung relevanter Analyse-Faktoren für die Erforschung von Zeitschriften soll die Möglichkeit geschaffen werden, dass zukünftige Untersuchungen den Anforderungen der sozialwissenschaftlich orientierten und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitenden Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gerecht werden können. Mit den Ergebnissen möchte der Verfasser einerseits einen aktuellen Beitrag zum ausgesparten Feld der Zeitschriftenforschung leisten, andererseits möchte er die FachkollegInnenschaft dazu ermuntern, durch eigene Untersuchungen den Bereich der Zeitschriftenforschung erneut in den wissenschaftlichen Fachdiskurs empor zu heben.

1.1 Analyse-Schwerpunkte und methodische Umsetzung

Meyen/Löblich vertreten die These, dass „je stärker die Medien in der Gesellschaft verbreitet worden sind, desto mehr hat sich die Wissenschaft um dieses Phänomen bemüht“ (Meyen/Löblich 2006, S. 42). Bereits 1665 wurde mit dem „*Journal des Sçavans*“ die erste periodisch erscheinende Zeitschrift veröffentlicht. Während des 18. Jahrhunderts gewann die Gattung der gelehrten Zeitschriften – unter dem Einfluss der Aufklärung – innerhalb des Bildungsbürgertums mehr und mehr an Popularität. Verknüpft man die These von Meyen/Löblich mit den hier exemplarisch aufgezählten Fakten, liegt die Vermutung nahe, dass bereits weit vor der akademischen Etablierung der Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft theoretische Diskussionen rund um das Zeitschriftenwesen stattgefunden haben.

Es stellt sich die Frage, wo man nähere Aufschlüsse darüber erhält, welche VerfasserInnen sich bereits vor einigen Jahrhunderten theoretisch mit pressekundlichen Fragen auseinandersetzen? Hier muss als allererste Quelle der Journalist und Privatgelehrte Otto Groth genannt werden, der im Zuge seiner Publikation „Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft. Probleme und Methoden“ (Groth 1948) jene AutorInnen erwähnt, die sich seit Ende des 17. Jahrhunderts in ihren Publikationen mit pressekundlichen Fragen beschäftigten. Als weitere wichtige Quelle für die eigene Arbeit kann die Publikation „Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland“ (Meyen/Löblich 2006) angesehen werden, in der sich die HerausgeberInnen ausführlich mit den PionierInnen und VorreiterInnen der Disziplin beschäftigten. Einige der damaligen VerfasserInnen zogen zwischen der Zeitung und Zeitschrift noch keine Trennlinie. So kann z.B. die Publikation von Kaspar von Stieler „Zeitungs Lust und Nutz“ (Stieler 1695) durchaus auch Aufschlüsse über das damalige Zeitschriftenwesen beinhalten.

Da bereits einige Jahrzehnte nach dem erstmaligen Auftauchen periodisch erscheinender Blätter gleichzeitig die ersten theoretischen Auseinandersetzungen in schriftlicher Form stattgefunden haben, wird der Zeitraum für die Publikationsanalysen bereits im 17. Jahrhundert angesetzt (siehe Kapitel 2.1). Um die Wende des 17. und während des 18. Jahrhunderts kann ein Anstieg theoretischer Betrachtungen in Form von PraktikerInnenliteratur, Zeitungskollegien an den Universitäten und ersten akademisch-wissenschaftlichen Schriften verzeichnet werden, die in Kapitel 2.2 analysiert werden. Kapitel 2.3 deckt den Zeitraum um die Wende des 18. und während des 19. Jahrhunderts ab, deren

theoretischen Auseinandersetzungen oftmals im Kontext der damaligen Zensurverhältnisse standen. Darüber hinaus wurden wichtige Werke von Privatgelehrten, HistorikerInnen und NationalökonomInnen verfasst, die bereits einen Einfluss auf die spätere Etablierung einer eigenen Zeitungskunde hatten. Dieses Kapitel beinhaltet darüber hinaus Publikationsanalysen, die auf österreichischem Boden entstanden sind und wichtige Aufschlüsse über die damaligen Presse-Verhältnisse in Österreich offenbaren.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren es die Werke von Praktikern wie Emil Löbl und Hochschulgelehrten wie Max Weber, die wichtige Impulse zur Etablierung einer eigenen akademischen Disziplin lieferten. Ihr publizistisches Schaffen sowie die Aufarbeitung des akademischen Werdegangs der Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft in Deutschland und Österreich bis 1945 sind ein Teil der in Kapitel 2.4 durchgeführten Analyse. Darüber hinaus werden die Publikationen der Vorläufer einer Zeitschriftenforschung berücksichtigt sowie Ernst Herbert Lehmanns Versuch, Zeitschriftenkunde innerhalb der Zeitungskunde zu etablieren. Lehmanns theoretisches Verständnis, das u.a. durch die Analyse von „Einführung in die Zeitschriftenkunde“ (Lehmann 1936) in Kapitel 2.4.6 zum Vorschein tritt, hat die Zeitschriftenforschung für die nächsten Jahrzehnte maßgeblich mitgeprägt.

In Kapitel 2.5 wird die Frage erörtert, wie Zeitschriftenforschung während des Paradigmenwechsels von der historisch-philologisch orientierten Zeitungskunde zur sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft erfolgt ist. Daran anschließend werden in Kapitel 2.6 aktuelle Forschungsergebnisse der interdisziplinär geprägten und durch Methodenvielfalt gekennzeichneten Disziplin für den Bereich der Zeitschriftenforschung analysiert, die gleichzeitig auch den aktuellen theoretischen und methodischen Ist-Zustand darstellen.

Die Publikationsanalysen erfolgen in Anlehnung an das von Meyen/Löblich entwickelte Kategoriensystem, das bereits für die Werkanalysen der „Klassiker der Kommunikationswissenschaft“ (Meyen/Löblich 2006) als Grundlage herangezogen wurde. Durch die Berücksichtigung des Kategoriensystems (Abb. 1) werden die Publikationen in einem breit angelegten Analyse-Rahmen eingebettet. Dadurch soll es u.a. ermöglicht werden, neben den AutorInnen und ihrem publizistischen Schaffen auch mehr Aufschlüsse über die jeweiligen gesellschaftlichen, medienpolitischen und universitären Rahmenbedingungen zu erlangen. Diese weiterführenden Informationen lassen wiederum Rückschlüsse auf die

AutorInnen zu bzw. dienen auch dazu, die Fach- und Theoriegeschichte der Zeitschriftenforschung nachzuzeichnen.



Durch die anschließende Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse in Kapitel 3 sollen die in der Einleitung formulierten forschungsleitenden Fragestellungen beantwortet sowie die Analyse-Schwerpunkte ausführlich abgehandelt sein. In Kapitel 4 wird ein von dem Verfasser selbst entwickeltes theoretisches Modell für zukünftige Untersuchungen von Zeitschriften vorgestellt, das den Forderungen der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft entsprechen soll.

2 Analyse der bisher erfolgten theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen für den Bereich der Zeitschriftenforschung

2.1 Erste theoretische Auseinandersetzungen mit periodischen Druckschriften im 17. Jahrhundert

Bereits einige Jahrzehnte nach dem Aufkommen der ersten periodischen Blätter im 17. Jahrhundert setzten rund um diese neue Innovation der Nachrichtenvermittlung die ersten theoretischen Auseinandersetzungen ein. Bevor diese ersten schriftlichen Abhandlungen – deren VerfasserInnen sich gegenüber dem aufblühenden periodischen Schrifttum entweder ablehnend oder befürwortend äußerten – im Zuge dieser Arbeit analysiert werden, soll im folgenden Unterkapitel der Geburtsstunde der ersten periodisch erscheinenden gedruckten Zeitung Rechnung getragen werden, da erst durch die innovative Idee ihres Herausgebers die ersten theoretischen Auseinandersetzungen ins Rollen gebracht werden konnten.

2.1.1 Geburtsstunde periodisch erscheinender gedruckter Blätter

Der Schriftsteller und Historiker Julius Otto Opel entdeckte 1876 in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg einen nahezu komplett vorhandenen Jahrgang einer in Straßburg gedruckten Zeitung⁴ aus dem Jahr 1609, die bereits in regelmäßigen wöchentlichen Zyklen herausgegeben wurde (Opel 1879, S.44). Als Herausgeber kann der Buchhändler und Druckereibesitzer Johann Carolus ausgemacht werden. Im Vorwort der ersten Ausgabe erwähnt der Buchdrucker, dass er „in außfertigung der Ordinarij avisa, wie nun etlich Jahr beschehen (...) zu Continuieren vermittels Göttlicher gnaden“⁵ bemüht sei. Damit liefert er den Nährboden für weitere Spekulationen, dass die „*Relation*“ bereits vor 1609 herausgegeben wurde.

Aktuelle Forschungsergebnisse (Weber 2005) konnten etwas Licht in die Entstehungsgeschichte dieses für die Anfänge des periodischen Zeitungswesens monumentalen Ereignisses bringen. Es handelt sich um ein vor wenigen Jahren entdecktes schriftliches Bittgesuch des Buchdruckers an den Rat in Straßburg, datiert aus dem Jahr 1605.

⁴ Der vollständige Titel lautet: „Relation: Aller Fürnemmen und gedenckwürdigen Historien, so sich hin und wider in Hoch und Nieder Teutschland, auch Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachey, Moldaw, Turkey etc. Inn diesem 1609. Jahr verlauffen und zugetragen möchte. Alles auf das trewlichste wie ich solche bekommen und zu wegen bringen mag, in Truck verfertigen will.“. Auf Grund des umfangreichen Titels wird in den wissenschaftlichen Fachdiskursen oftmals nur von der Relation aus Straßburg gesprochen.

⁵ Da die Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg im Zuge der Digitalisierung ihrer historischen Bestände den Jahrgang 1609 der Relation im world wide web zur Verfügung gestellt hat, konnte der Verfasser Einblick in das Vorwort nehmen. Vgl. <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/relation1609> (Stand: 29.07.2008)

In dem Schreiben teilt Carolus dem Rat mit, dass er nun seit mittlerweile zwölf Wochen die handschriftlich verfassten wöchentlichen Nachrichtenbriefe mittels einer Druckerpresse reproduziert und vervielfältigt. Obwohl das Druckverfahren durchaus als mühevoll von statuten geht, kann der Buchdrucker einen enormen Zeitgewinn verbuchen. Mit seinem Ansuchen an den Rat wollte Carolus in Straßburg eine alleinige Druckerbefugnis erhalten (ebd., S. 4f). Aufgrund des Fundes gehen einige MedienhistorikerInnen davon aus, dass die erste periodisch gedruckte Zeitung bereits um 1605 auf deutschsprachigem Boden entstanden ist. Trotz weiterführender Forschungsanstrengungen ist es bis zum heutigen Tag nicht gelungen, den Beweis in Form einer Ausgabe der Relation vor 1609 auszuheben.

Die Idee einer Bündelung der damals noch handschriftlich verfassten und vervielfältigten Flugschriften sowie einseitig bedruckter Flugblätter (Schröder 1995, S. 14) hatte der österreichische Historiker Michael von Aitzing bereits in den 80er-Jahren des 16. Jahrhunderts. Seine in Köln gedruckte „Relatio Historica“, die 1583 auf der Frankfurter Herbstmesse zum Verkauf angeboten wurde, vereinheitlicht gesammelte Nachrichten die sich über einen Zeitraum von Februar 1580 bis September 1583 ausdehnten (Stieve 1883, S. 213f). Die – später im Halbjahrestakt veröffentlichten – Relationen erfreuten sich alsbald einer großen Beliebtheit. In der Forschungsliteratur sieht man in den als „Meßrelationen“ bezeichneten Sammelnachrichten die Anfänge der gedruckten Zeitschrift (D’Ester 1955, S. 53), die durch ihre periodische Erscheinungsweise erstmalig dem Begriff des modernen Zeitungswesens näher kamen (Diez 1910, S. 15).

Die eigentliche Innovation des Herausgebers der Straßburger Relation lag darin, dass er es als einer der ersten verstand, die schriftlich eingelangten Korrespondenzen mit Hilfe neuer technologischer Druckmöglichkeiten erfolgreich zu kombinieren. Dadurch konnte er eine weitaus höhere Stückzahl als bisher produzieren bzw. die gesammelten Nachrichten einem weitaus größeren Personenkreis als bisher zur Verfügung stellen. Die Relation erschien zu Beginn in einer wöchentlichen Auflage von 350 bis 400 Exemplaren. Vergleicht man den bisherigen Output der Zeitungsschreiber, die per Hand maximal zwischen 15 bis 20 Exemplare pro Woche schafften, kann dies als ein unglaublicher Anstieg angesehen werden (Meyen/Löblich 2006, S. 77). Dass das Konzept des Buchdruckers Erfolg hatte, zeigt eine Reihe gegründeter Zeitungen in den Folgejahren. Bereits 1609 erschien – wiederum im deutschsprachigen Raum – in Wolfsbüttel der „Aviso“. In den weiteren Jahren breitete sich die Zeitung sowohl in Deutschland als auch darüber hinaus aus. Bedingt durch den Ausbruch

des Dreißigjährigen Krieges (1618 bis 1648) konnte erneut ein enormer Anstieg an Zeitungsgründungen verzeichnet werden (Stöber 2003, S.79f). Gleichzeitig meldeten sich aber auch die ersten Befürworter bzw. Kritiker dieser neuen Innovation zu Wort, die ihren Unmut bzw. Zuspruch in schriftlicher Form festhielten.

2.1.2 GegnerInnen und BefürworterInnen periodisch gedruckter Schriften während des 17. Jahrhunderts

1629 gab der Rechtsgelehrte und Professor an der Universität in Tübingen, Christoph Besold, den „Thesaurus Practicus“ – eine Art Konversationslexikon – heraus, der unter dem Buchstaben „N“ auch einen Artikel über „Neue Zeitungen“ ausweist (Besold 1629). Der „Thesaurus Practicus“ wurde bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in mehreren aktualisierten Auflagen veröffentlicht⁶. Der ehemalige Direktor des Instituts für Zeitungswissenschaft an der Universität Wien, Karl Oswin Kurth, veröffentlichte 1944 im Rahmen der Reihe „Quellenhefte zur Zeitungswissenschaft“ eine deutsche Übersetzung des Artikels aus dem Jahr 1666, die dem Verfasser für die vorliegende Arbeit als Quelle diente (Kurth 1944, S. 31f).

In dem kurzen Artikel nimmt Besold gegenüber den periodischen Blättern eine ablehnende Haltung ein. In erster Linie verortet er in der Neugierde der Menschen den Grund, weshalb das periodische Schrifttum immer beliebter wird. In seinen weiteren Ausführungen legt der Rechtsgelehrte klar fest, wer Zugang zu den Zeitungen erhalten soll bzw. wem sie verwehrt bleiben. Primär sollten sie den Fürsten dienlich sein, hingegen sollten „Private und Bürger(...)nicht allzu neugierig sein“ (ebd., S. 31). Außerdem warnt er vor den in den Zeitungen zahlreich vertretenen Falschmeldungen. Laut Besold sollte man „bei der Veröffentlichung von Neuen Zeitungen vorsichtig vorgehen“ (ebd., S. 31), denn „eine solche Lüge, wenn man es auf wenige Tage beharren könne, sey viel 1000 fl. werth“ (ebd., S. 32).

Besold beschäftigte sich also bereits 1629 mit der Frage nach möglichen Motivationsgründen der RezipientInnen. Darüber hinaus wollte er den Zugang zu den periodischen Blättern reglementiert sehen. Ersichtlich wird auch, dass Falschmeldungen zur damaligen Zeit oftmals den Weg in die Zeitungen gefunden haben.

⁶ Auf der Instituts-Homepage der Universität Mannheim ist die komplette Ausgabe aus dem Jahre 1643 sowohl als Scan als auch im Html-Text abrufbar. Vgl. <http://www.uni-mannheim.de/mateo/camenaref/besold.html> (Stand: 04.08.2008)

Die zweite übermittelte Schrift wurde von dem Theologen und späteren Hof- und Kanzleirat der ehemaligen Grafschaft Schwarzburg-Rudolstadt in Thüringen, Ahasver Fritsch, verfasst. Fritsch hat sich im Zuge seiner über 300 Schriften u.a. über den Gebrauch und Missbrauch der neuen Zeitungen geäußert (Fritsch 1676)⁷. Es war ihm vor allem ein Anliegen, dass er die Bevölkerung auf die in den Zeitungen „nicht selten erdichteten Neuigkeiten“ (Fritsch 1676/Kurth 1944, S. 35) sensibilisieren möchte. Für den Theologen mitunter ein weiterer Motivationsgrund – neben der um sich greifenden „Zeitungssucht“ – einen Diskurs über den heutigen Gebrauch und Missbrauch der „Neuen Nachrichten“, die man „Neue Zeitunge“ nennt, zu verfassen.

Auch Fritsch richtet seine Kritik gegen die ständig nach Neuigkeiten begierige Gesellschaft, deren Triebe durch die neuen Zeitungen im großen Maße befriedigt werden. Er verortet Ähnlichkeiten zwischen dem deutschen Volk und „jenen Athenern und Galliern“ die „mit der neuen Zeitungs-Sucht behaftet“ sind (Fritsch 1676, Kap. 1., S. 6/Kurth 1944, S. 37). Durch seine weiteren Ausführungen lässt sich ableiten, dass der Theologe – wie Besold zuvor – den Zugang zu den periodischen Blättern reglementiert sehen möchte. Primär gesteht er Personen öffentlichen Ranges, wie „z.B. Fürsten, staatliche Verwaltungsorgane, Beamte usw.“ das Zeitungslesen zu. „Was aber Privatpersonen anbelangt, so ist ihre allzu große Neugierde auch hierin wie in anderen Dingen überhaupt ein Fehler und verdient gerechten Tadel“ (ebd., Kap. 2., S. 1f/ebd., S. 38f). Darüber hinaus fordert Fritsch die Staatshoheit dazu auf, dass die „wahllose Verbreitung und Bekanntmachung von Neuen Zeitungen“ entweder zur Gänze oder zumindest „durch gewisse Vorkehrungen“ eingedämmt werden soll (ebd., Kap. 3, S. 3/ebd., S. 41).

Mit diesen Forderungen nimmt der Theologe insofern eine Vorreiterrolle ein, da er bereits einige Jahrzehnte nach dem Auftauchen der ersten periodischen Schriften konkrete Zensurmaßnahmen formulierte und von staatlicher Seite einfordern wollte. Otto Groth zählt Fritsch zu den ersten zeitungskundlichen Gelehrten. Der Theologe geht in seinem Diskurs zwar nicht im Detail auf das damalige im Umlauf befindliche periodische Schrifttum ein, jedoch erfährt man durch die „Anklageschrift“ einiges über den damals schon wichtigen Stellenwert, den die neuen Zeitungen sowohl für die Fürsten als auch für Privatpersonen darstellten (Groth 1948, S. 16).

⁷ Die in Lateinischer Sprache verfasste Abhandlung erschien in einer deutschen Übersetzung in der bereits erwähnten Publikation Kurths.

Da der zehn Quartseiten umfassende Diskurs nur in lateinischer Sprache erschien, war er gleichzeitig nur einem eingeschränkten Personenkreis zugänglich. Im Kampf gegen das immer beliebter werdende Zeitungswesen begab sich Fritsch auf die Suche nach weiteren Weggefährten, die ihn bei seiner Mission helfen sollten. Unterstützung bekam er durch den lutherischen Geistlichen und Rothenburger Superintendenten Johann Ludwig Hartmann, der drei Jahre nach der Fritschen Abhandlung die Publikation „Unzeitige Neue Zeitungs-Sucht und Vorwitziger Kriegs-Discoursen Flucht...“ (Hartmann 1679) veröffentlichte. 140 Seiten umfasste die „tüchtige Predigt“ (Groth 1948, S.17), in der noch deutlicher und im weitaus größeren Umfang als bei Fritsch die Zeitungssucht kritisch behandelt wird. Hartmann geht in seinen Ausführungen jedoch noch einen Schritt weiter als seine Vorredner. Er fordert dazu auf, dass das gesamte periodische Schrifttum für das Volk nicht zur Verfügung stehen sollte, denn sie sind der Kern des weltweit einsetzenden verderblichen Räsonierens (ebd., S. 17).

Im gleichen Jahr wie die Anklageschrift von Fritsch veröffentlichte der berühmte Vorläufer der Aufklärung und Professor für Eloquenz, Politik und Poesie am Gymnasium zu Weißenfels, Christian Weise, mit „Schediasma Curiosum de Lectione Novellarum“⁸ die erste dem Zeitungswesen gegenüber positiv gehaltene Schrift (Weise 1676). In der ursprünglich für seine Schüler verfassten Abhandlung hebt der Gelehrte deutlich die positiven Eigenschaften der Zeitungsrezeption hervor, die die bisher thematisierten schädigenden Auswirkungen bei weitem überwiegen (Kurth 1944, S. 18). In der Publikation von Kurth wurde die zweite Auflage aus dem Jahr 1685 – die textlich mit der ersten Ausgabe ident ist – ins Deutsche übersetzt (ebd., S. 45ff.). Diese Übersetzung wird für diese Arbeit als Grundlage herangezogen.

Bereits im Vorwort findet sich bei Weise der Hinweis, dass er im Zuge seiner Abhandlung „vom Nutzen der Zeitungen, von ihrer Bedeutung und ihrem Gebrauch“ (ebd., S. 47) sprechen wird. Der Gelehrte ist sich der Problematik bewusst, dass in den Zeitungen auch Falschmeldungen publiziert werden. Gleichzeitig lenkt er aber ein, dass „mitten in den Dornen der Täuschungen doch noch eine oder die andere Rose zu pflücken“ (Weise 1685, Abs. 3/Kurth 1944, S. 49) sei. Über vier Kapitel verteilt ruft er die Gelehrten der Geographie, Genealogie, Geschichte und Politik dazu auf, das periodische Schrifttum für die eigene

⁸ Eine gescannte Version dieser Abhandlung aus dem Jahr 1676 findet man im digitalen Online-Archiv der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Vgl. <http://diglib.hab.de/drucke/ga-352/start.htm> (Stand: 05.08.2008). Die zweite Auflage aus dem Jahre 1685 kann auf der Homepage der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt abgerufen werden. Vgl. <http://digitale.bibliothek.uni-halle.de/content/titleinfo/95769> (Stand: 05.08.2008)

geistige Bereicherung zu rezipieren. In seinen weiteren Ausführungen erweitert er den Personenkreis auf Theologen, Juristen, Ärzte, Mathematiker, Kaufleute und Philologen. Im Anhang findet man ein „Nucleus novellarum“, in dem der Verfasser einen Überblick über die wichtigsten Nachrichten von 1660 bis zum Erscheinungsjahr seiner Publikation bietet.

Obwohl die Schrift in lateinischer Sprache verfasst wurde, war sie alsbald vergriffen. Im Jahr 1685 erschien die Zweite Auflage, zehn Jahre später folgte eine Dritte. 1703 wurde die Publikation von dem Gymnasialrektor zu Schleußingen, Christian Juncker, ins Deutsche übersetzt. Die Übersicht der wichtigsten Nachrichten wurde überarbeitet und reicht bis ins Jahr 1702 (Juncker 1703). 1706 erfuhr die Publikation eine erneute Auflage.

Unmittelbare theoretische und methodische Anregungen bieten diese ersten theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Pressewesen nicht. Jedoch erhält man durch die Analyse der besprochenen Werke wichtige Hintergrundinformationen, welchen gesellschaftlichen Stellenwert das Pressewesen bereits einige Jahrzehnte nach dem Aufkommen der ersten periodischen Blätter eingenommen hat. Christian Weise hat es durch seinen Aufruf geschafft, dass die akademische Auseinandersetzung mit dem periodischen Schrifttum salonfähig wurde. Für die Entwicklungsetappen der historischen Medienforschung ist die Abhandlung Weises in mehrerer Hinsicht interessant. Er war der erste dem es ein Anliegen war, das Interesse der gelehrten Welt auf den Nutzen des Zeitungslesens zu lenken. Er zeichnete ihnen den Weg vor, wie sie durch die regelmäßige Rezeption von Zeitungen sowohl im Privaten als auch im wissenschaftlichen Betätigungsfeld einen Zusatznutzen erzielen können. Diese Betrachtungsweise stärkte die Position der damaligen verfügbaren periodischen Schriften – zu denen seit 1665 auch die Zeitschrift genannt werden darf – innerhalb der gelehrten Welt. Der Aufruf Weises an die Gelehrten war von Erfolg gekrönt. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten entstanden einige zeitungskundliche Schriften – wie z.B. die Abhandlung von Kaspar von Stieler im nächsten Hauptkapitel – deren damaliges theoretisches Verständnis als bahnbrechend bezeichnet werden kann.

2.2 Intensivierung theoretischer Betrachtungen um die Wende des 17. und während des 18. Jahrhunderts: PraktikerInnenliteratur, Zeitungskollegien und akademisch-wissenschaftliche Schriften

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts konnte sich in mehreren Ländern neben den gedruckten Zeitungen eine weitere Erscheinungsform des periodischen Schrifttums etablieren. Ausgehend von dem Vorbild aus Frankreich, dem „*Journal des Sçavans*“ aus dem Jahr 1665,

fand diese gelehrte Zeitschrift in den folgenden Jahrzehnten zahlreiche Nachahmer (Kirchner 1958, S. 16f). Die ersten Blüten der Aufklärung brachten es mit sich, dass das Bürgertum nach mehr Bildung und Wissen strebte und dadurch auch mehr Selbstvertrauen erlangen konnte. Bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts konnte sich neben den Gelehrten und Adelsleuten eine neue gesellschaftliche Bildungsschicht etablieren, die Groth als das „gebildete Publikum“ (Groth 1948, S. 30) bezeichnet. Der Drang nach neuem Wissen begünstigte den Verbreitungsgrad der periodischen Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre. Vor allem die gelehrten periodischen Blätter erfuhren unter dem Einfluss der Aufklärung im 18. Jahrhundert einen Aufschwung:

Das achtzehnte Jahrhundert wurde das Jahrhundert der Zeitschrift, die die Enge der gelehrten Welt verließ, sich der bürgerlichen Bildung und Erziehung widmete und schließlich in alle kulturellen Betätigungen von den manuellen bis zu den höchstgeistigen eindrang (ebd., S. 32).

Diese Rahmenbedingungen förderte auch die akademisch verankerte theoretische Auseinandersetzung mit dem Pressewesen. Auf den Hochschulen und Akademien wurden erste Zeitungskollegien eingerichtet. Es folgten erste akademischen Schriften, deren VerfasserInnen sich erstmalig theoretisch mit dem Zeitungswesen auseinandersetzten. Im Lichte der aufklärerischen Epoche wurden auch erstmalig so genannte „Praktikerschriften“ veröffentlicht. Die VerfasserInnen versuchten, den BürgerInnen eine Anleitung mit auf den Weg zu geben, wie die Zeitungen und Zeitschriften rezipieren werden sollten.

2.2.1 PraktikerInnenliteratur im Zeichen der Aufklärung

Die aufkeimende PraktikerInnenliteratur wurde durch den Literaten, Schriftsteller und Staatsbeamten Kaspar von Stieler durch seine Publikation „Zeitungs Lust und Nutz“ (Stieler 1695/Hagelweide 1969) ins Leben gerufen. Stieler, der im Laufe seines Lebens an vier unterschiedlichen Universitäten studierte und in mehreren Ländern erwerbsmäßig tätig war, hatte überdies eine kinderreiche Familie zu versorgen. Um dies gewährleisten zu können, verfasste der Gelehrte u.a. zahlreiche praktische Ratgeber und Lexika. So entstand nach 13jähriger Vorarbeit mit „Der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs...“ (Stieler, 1691/1968) ein Werk, das im Fachdiskurs als erster Versuch einer deutschen wissenschaftlichen Lexikographie – gefüllt mit 60.000 Wörtern der deutschen Philologie – bewertet wird (Hagelweide 1969, S. X). Zu spätem Ruhm gelangte Stieler durch den Historiker Albert Köster, der im Zuge einer literaturhistorischen Untersuchung (Köster 1897) herausfand, dass die „Geharnschte Venus“ – eine von den Literaten gefeierte Sammlung von

Liebesgedichten – von Kaspar von Stieler unter dem Pseudonym „Filidor der Dorfferer“ veröffentlicht wurde (Groth 1948, S. 20). Einige Jahre später konnte Conrad Höfer im Zuge seiner Dissertation (Höfer 1904) nachweisen, dass Stieler auch der Dichter der weit über die Staatsgrenze bekannten und beliebten Rudolfsstädter Festspielen aus den Jahren 1665 bis 1667 sei. Spätestens seit dieser Entdeckung wird Stieler als einer der bedeutendsten Lyriker des 17. Jahrhunderts gefeiert (Hagelweide 1969, S. XI). Aber auch im zeitungswissenschaftlichen Fachdiskurs konnte Stieler mit seiner zeitungskundlichen Publikation einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Aus der Vorrede seines Werkes geht hervor, dass Stieler Zeitungslust und Nutz eigentlich nicht geplant hat. Hagelweide geht davon aus, dass es der damalige Verleger und Freund des Schriftstellers, Benjamin Schiller, war, der Stieler die Idee für eine Abhandlung über das Zeitungswesen lieferte (ebd., 1969, S. XII f.). Eingangs findet Stieler klare Worte, welche Haltung er gegenüber dem periodischen Schrifttum vertritt: „Die Zeitungen habe ich allemal gerne gelesen / lese sie noch gerne / und wolte / dass Du sie auch gerne lesen möchtest“ (Stieler 1695/1969, S. 4). Damit umschreibt Stieler in wenigen Worten die Grundintention seiner Publikation. Sein Werk soll als „Lehrbuch für vernünftiges und nützliches Zeitungslesen“ (Groth 1948, S. 20) dienen. Zeitungslust und Nutz gliedert sich in drei Bücher, die jeweils aus mehreren Unterkapiteln bestehen. Das erste Buch wird im fachwissenschaftlichen Diskurs als das für die Zeitungs- und Zeitschriftenwissenschaft theoretisch ergiebigste eingestuft (Hagelweide 1969, XVI).

Im zweiten Kapitel des ersten Buches widmet sich der Schriftsteller den Ursprüngen der Zeitungen. Stieler sieht in den geschriebenen Briefen die Vorgänger der Zeitung im modernen Sinn. Unter der Bezugnahme auf Weise misst Stieler den Kauf- und Handelsleuten eine wichtige Rolle zu, da diese entscheidend zur Etablierung der Zeitungen beigetragen haben (Stieler 1695/1969, S. 15). Den eigentlichen Ursprung des periodischen Zeitungswesens siedelt der Schriftsteller bei den Posthäusern an (ebd., S. 17).

Im vierten Kapitel referiert Stieler über die bisher verwendeten Bezeichnungen für die Zeitung. Die im Zuge der Aufarbeitung erarbeiteten Merkmale der Zeitung fasst Stieler in einer Definition zusammen:

Das Wort: Zeitungen: kommet von der Zeit / darinnen man lebet / her / und kan beschrieben werden / daß sie Benachrichtigungen seyn / von denen Händeln /

welche zu unserer gegenwärtigen Zeit in der Welt vorgehen / dahero sie auch Avisen / als gleichsam Anweisungen genennet werden. Denn das Wort Avisen bedeutet anweisen / anzeigen / oder berichten / was bey uns oder anderswo sich begibt. (...) Sie seyn: Gedruckte Erzehlungen derer hin und wieder wahrhaftig / oder vermeintlich vorgegangenen Dinge / ohne gewisse Ordnung und Beurteilung; zu ersättigung der Lesenden Neugierigkeit und Benachrichtigung der Welt-Händel erfunden (ebd., S. 25f).

Diese Zusammenfassung kann gleichzeitig als erster Versuch angesehen werden, das Konstrukt Zeitung zu definieren. Stieler bezieht sich dezidiert nur auf die öffentlich verfügbare und gedruckte Zeitung. Die handschriftlich verfassten Blätter zählt er nicht zu der Gattung der Zeitung: „Wir handeln aber alhier einzig und allein von den gedruckten Zeitungen / die zum öffentlichen Kauf liegen“ (ebd., S. 28). Die Zeitung selbst charakterisiert sieht Stieler als eine reine Ansammlung unkommentierter Nachrichten. Aus seiner Definition lässt sich weiters ableiten, dass die Zeitungen einen gewissen Grad an Aktualität besitzen müssen, um der Neugierde der RezipientInnen gerecht werden zu können. Im Gegensatz zu den Zeitungsgegnern sieht Stieler in der Neugierde aber keinen Laster. Vielmehr spricht er vom „natürlichen Trieb (...) etwas zu wissen und zu erfahren“ (ebd., S. 8).

Im fünften Kapitel nähert sich Stieler den Zeitungen auf einer inhaltlichen Ebene. Der Wahrheitsgehalt der in den Zeitungen veröffentlichten Nachrichten spielt auch bei Stieler eine gewichtige Rolle. Er richtet einen Aufruf an die ZeitungshändlerInnen, nur wahre Nachrichten zu drucken, um ihren Ruf bzw. den des Blattes nicht aufs Spiel zu setzen: „Denn ebendarum kauft und lieset man die Zeitungen / dass man berichtet werde dessen / was wahr und nachzureden ist. Lügen haben kurze Füße / und tauren nicht lange“ (ebd., S. 32). Interessant ist hier der Hinweis, dass die ZeitungsleserInnen die Meldungen aus den Zeitungen in die Alltagskommunikation mit einfließen lassen. An anderer Stelle geht er nochmals darauf ein, indem er anmerkt, dass man durch Zeitungsnachrichten „täglich redet und täglich urteilt“ und deshalb „in keiner Gesellschaft stumm“ bleibt (ebd., S. 22). Meyen/Löblich, die Stielers Publikation als einen Klassiker der Kommunikationswissenschaft deklarieren, sehen in den Aussagen Stielers bereits erste Ansätze im Sinne der Agenda Setting Forschung (Meyen/Löblich 2006, S. 86).

Im sechsten Kapitel erweitert er – gegenüber den bisherigen theoretischen Abhandlungen – jenen Personenkreis der von der Zeitungslektüre profitieren kann. Dabei geht Stieler so weit, dass er einen Ausschluss einzelner Stände oder Berufsgruppen nicht vorsieht: „In gemein aber sagen wir / dass alle so da lesen / und lesen hören können / fähig und geschickt seyn / der

Zeitungen sich zu bedienen (Stieler 1695/1969, S. 38f). Lediglich bei Knechten und Mägden meldet er Bedenken an, da diese mit den Themen nichts anfangen können und von ihrer Arbeit abgehalten werden (ebd., S. 41). In seinen weiteren Ausführungen beschäftigt sich Stieler mit den möglichen Motiven der Zeitungsnutzung. Er spricht den periodischen Blättern eine unterhaltende Funktion zu, indem er anmerkt, dass durch das Zeitungslesen „eine größere Lust und Vergnügen“ vorhanden sei als durch „Saitenspiel / Gesang / Lust-Spiele / Tänze / Spaziergang / Wasserfahrt und allerley Kurzweil mehr“ (ebd., S. 44f). Auch wenn es Stieler nicht deutlich formuliert, sieht er als weiteres Motiv eine gewisse Form an Eskapismus, da „mit den Zeitungen die lange Zeit vertrieben / oder doch versüßet wird“ (ebd., S. 44).

Das zweite Buch erstreckt sich über zwölf Kapitel und beinhaltet eine ausführliche Berücksichtigung jener Personengruppen und Institutionen, denen Stieler die Notwendigkeit und Nutzbarkeit von Zeitungen näher bringen will. Darunter befinden sich Kaufleute, Adelige und Frauen sowie auf institutioneller Seite die Kirche und Hochschulen. Aber auch für Reisende und gesellige Abende hebt er den Nutzen der Zeitungsrezeption hervor (ebd., S. 64ff). Im dritten Buch, das sich über neun Kapitel streckt, setzt Stieler seinen Schwerpunkt auf die Art und Weise, wie Zeitungen zu lesen sind. Hier verweist er darauf, dass die ZeitungsrezipientInnen gewisse Vorkenntnisse mit sich bringen sollten. Unter anderem erwähnt er Kenntnisse in den Bereichen der Geschichte, Wappenkunde, Politik und der Fremdsprachen (ebd., S. 122ff). Abgeschlossen wird die Publikation mit möglichen Schutzmaßnahmen gegen etwaige Missbrauchsversuche in den Zeitungen. Stieler denkt dabei an die „Postmeister“ und „Zeitungs-Sammler“, die mit einem Privileg ausgestattet werden sollten, damit nur durch sie Zeitungen verteilt bzw. verboten werden können (ebd., S. 164ff). Um die ZeitungsrezipientInnen bei ihrer Lektüre zu unterstützen, bietet Stieler im Anhang eine Art Zeitungslexikon an. Hier versucht er die in den Zeitungen am häufigsten eingesetzten Fremdwörter vereinfacht zu erklären. Daran anschließend liefert er eine Übersicht über die damaligen Fürsten, Grafen, Offiziere und Gesandten. Als letztes Hilfsmittel zur besseren Nutzung der Zeitung bietet er dem bildungshungrigen Volk eine Einführung in die Flaggenkunde.

Stieler vermerkt in seiner Publikation weiters, dass es innerhalb der periodischen Schriften unterschiedliche Arten gibt:

Es giebt noch eine sonderbare Art der Zeitungen / die man Reflexiones oder Rück-gedanken nennet / welche die vormalis ausgegangene Novellen auf

Wochen / Monate halbe Jahre etc. vor sich nehmen / examiniren und prüfen / auch darüber ihr politische Meinungen eröffnen. Solche sind zwar Kinder und Früchte der Zeitungen / jedoch mehr unter die Zahl der Staats-Sachen und Welt-Klugheit anzuschreiben (ebd., S. 54).

Damit spricht er die chronikartigen Zusammenfassungen von Nachrichten der damaligen Zeit an, die sich in politisch-historische Journale und Meßrelationen gliederten (Groth 1948, S. 51). In diesem Zusammenhang ist für die Zeitungs- und Zeitschriftenforschung relevant, dass Stieler bereits damals erkannte, dass sich diese Schriften durch das Wesensmerkmal der Aktualität von der Zeitung unterscheiden.

Stieler hinterlässt der Nachwelt mit seiner Publikation eine „erste zusammenfassende Darstellung zum deutschen Pressewesen,, (Hagelweide 1969, S. XXIII). Die unglaubliche Fülle seiner theoretischen Bemerkungen zum Zeitungswesen der damaligen Zeit besitzen im Bereich der medienhistorischen Grundlagenliteratur nach wie vor einen Stellenwert. Nicht umsonst wird Stieler deshalb auch als „Vater der deutschen Zeitungskunde“ (Duchkowitsch, 1997, S. 30) angesehen, der vor über 300 Jahren mit Zeitungslust und Nutz einen Klassiker der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft verfasste. Konkrete fruchtbare theoretische und methodische Ansätze für die Erforschung von Zeitschriften vermisst man aber bei Stieler.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wurden unter dem Einfluss der Aufklärung weitere PraktikerInnenwerke veröffentlicht. Groth konnte im Zuge seiner Recherchen zwei Zeitungslehrbücher ausmachen (Groth 1948, S. 35). Das Erste wurde von Paul Jacob Marperger unter dem Titel „Anleitung zum rechten Verstand und nutzbarer Lesung allerhand so wohl gedruckter als geschriebener...Ordentlicher und Außerordentlicher Zeitungen oder Avisen wie auch der so genannten Journalen...“ (Marperger 1726) veröffentlicht. Im Sinne von Weise und Stieler hebt er den positiven Nutzen der Zeitungslektüre für das Volk hervor. Weiters bietet er einen Überblick über die „besten“ gedruckten Zeitungen und Zeitschriften der damaligen Zeit (ebd., S. 36). Ein weiteres Indiz dafür, dass das periodische Schrifttum zunehmend an Popularität gewinnen konnte. Bei den „Journalen“ denkt Marperger in erster Linie an die historisch-politischen Zeitschriften. Die Zeitschriften sind für Marperger lediglich ein Anhängsel der Zeitungen (Marperger 1726, S. 14 bearb. nach Kirchner 1928, S. 9f). bzw. sieht er keine Veranlassung, eine Trennlinie vorzunehmen.

Fast drei Jahrzehnte später erschien unter den Verfasserinitialen J.G.H. ein weiteres Zeitungslehrbuch mit dem Titel „Wohlmeinender Unterricht für alle diejenigen, welche

Zeitungen lesen, worinnen so wohl von dem nützlichen Gebrauche der Gelehrten und politischen Zeitungen, als auch von ihrem Vorzuge den einige vor anderen haben..." (J.G.H., 1755)⁹. Der anonyme Verfasser unterstreicht in seinem Lehrbuch die Beibehaltung der Freiheit, dass Zeitungen weiterhin produziert und gelesen werden können. Er sieht auch, dass sich im Laufe der Jahrzehnte – hinsichtlich der Akzeptanz periodischen Schriften – ein positiver Wandel vollzogen hat (Groth 1948, S. 36). Wilke vermerkt über den Verfasser, dass er einer der ersten war, der die Zeitungsschreiber mahnte, dass Geldverdienen nicht als die oberste Prämisse ihrer Tätigkeit angesehen werden soll. Sie sollten „da die ganze Welt voll Zeitungen steckt, nicht den Gewinn für den einzigen Zweck der Zeitung annehmen, sondern sich durch andere wesentliche Vorzüge zu unterscheiden suchen“ (J.G.H. 1755, S. 69 zit. nach Wilke 2003, S. 40). Hinsichtlich des Nutzens der Zeitungslektüre für die Allgemeinheit als für den Einzelnen, folgt der Autor der Linie von Stieler und Marperger. So wie bereits Marperger vor ihm, listet er am Ende seiner Abhandlung ein Verzeichnis der wichtigsten Zeitungen auf. Als Anhang – so wie schon Stieler zuvor – erfolgt eine Erläuterung der in den Zeitungen häufig verwendeten Fremdwörter (Groth 1948, S. 36). Neben den praktischen Schriften erschienen in Wörterbüchern, Konversationslexika und Sachregister weitere Abhandlungen über das periodische Schrifttum (ebd., S. 37ff).

Die PraktikerInnen der damaligen Zeit erkannten sehr früh, dass die periodischen Schriften ein entsprechendes Potenzial besitzen um das Streben des wieder erstarkten Bürgertums nach Bildung und Wissen zu befriedigen. Den Zeitungen und Zeitschriften kann dadurch auch eine zunehmend aufklärerische Funktion zugeschrieben werden, die mittlerweile nicht nur der gelehrten Bevölkerungsschicht zugute kam. Vor allem die Zeitschriften hatten einen erheblichen Anteil an dieser Entwicklung. Zum Ausdruck kam diese Entwicklung gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der Publikation „Allgemeinen Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit und Wochenschriften..." (Beutler/Guts-Muths 1790). Im Vorwort erfolgt eine Lobeshymne auf die Zeitschriften, durch die jene „Kenntnisse, welche sonst nur das Eigenthum der Gelehrten waren, und in Büchern aufbewahrt wurden, die der größte Theil der Nation nicht verstand(...)gereinigt, und in die allgemeine Volkssprache übergetragen“ und anschließend „durch aller Hände“ (ebd., S. IIff) gelangen konnten. Diese Aussage untermauert die in Kapitel 2.2 zitierte Aussage von Groth, dass die Zeitschrift maßgeblich an der

⁹ Groth geht davon aus, dass es sich bei dem Verfasser um den Publizisten, Johann Georg Hamann, handelt (Groth 1948, S. 36). Wolfgang- Dieter Baur weist aber im Zuge seiner Dissertation „Johann Georg Hamann als Publizist : zum Verhältnis von Verkündigung und Öffentlichkeit“ (Baur 1991) darauf hin, dass es sich bei dem Verfasser nicht um Hamann handeln kann (ebd., S. 55).

bürgerlichen Bildung ihren Anteil hatte. Die PraktikerInnen lieferten mit ihren Abhandlungen die passenden Hilfsmittel, damit sich das periodische Schrifttum im 18. Jahrhundert vollends etablieren konnte. Ein adäquates Hilfsmittel für die theoretische Erforschung von Zeitschriften konnte der Verfasser bei den PraktikerInnenschriften nicht ausmachen. Zumindest bieten die Auflistungen bekannter Zeitungen und Zeitschriften nähere Aufschlüsse über die damals im Umlauf befindlichen periodischen Schriften.

2.2.2 Errichtung von Zeitungskollegien an Universitäten, Akademien und Schulen

Bedingt durch den Aufschwung der periodischen Presse entstanden bereits im 17. Jahrhundert und im Verlauf des 18. Jahrhunderts an den Universitäten, Akademien und Schulen erste Zeitungskollegien, durch die das periodische Schrifttum auch im wissenschaftlichen Bereich Beachtung fand.

1688 kündigte Paul Bergmann an der Ritterakademie zu Wolfenbüttel ein Zeitungskolleg an. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden weitere Zeitungskollegs an den Ritterakademien in Berlin (1705), Hildburghausen (1730), Brandenburg (1740), Soroe (1748) und Liegnitz (1774) eingerichtet. Bereits einige Jahrzehnte zuvor schenkten einige Schulen den periodischen Schriften ihre Aufmerksamkeit. So wurde im Jahr 1657 am Elisabeth-Gymnasium in Breslau am Samstagnachmittag eine Stunde dazu verwendet, den Schülern aus den wöchentlichen Zeitungen vorzulesen (Groth 1930, S. 233). Auch in Wien wurde an der 1749 gegründeten Savoyischen Ritterakademie – eine Ausbildungsstätte für angehende Staatsbeamte – ein Zeitungskollegium abgehalten (Duchkowitsch 1997, S. 30).

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts können bereits die ersten abgehaltenen Zeitungskollegs an den Universitäten und Hochschulen nachgewiesen werden. Einer der ersten Vortragenden war der Kanzler der Universität Halle, Johann Peter von Ludewig, der laut Groth bereits um 1694/1695 – mit ziemlicher Sicherheit regelmäßig seit 1700 – seinen StudentInnen den wissenschaftlichen Nutzen periodischer Blätter näher bringen wollte (ebd., S. 231). Ludewig – der u.a. Gründer und Leiter des „*Halleschen Intelligenzblatts*“ war – verfasste hierzu die Abhandlung „Vom Gebrauch und Missbrauch der Zeitungen / Bey Eröffnung eines Collegii geführt“, die er im Rahmen seiner Reihe „*Gesamte Kleine Teutsche Schrifften*“ (Ludewig 1705) veröffentlichte. Im Gegensatz zu Stieler und Weise richtet Ludewig seine Ausführungen primär an die StudentInnen des Staatsrechts und der Staatenkunde, um sie insbesondere über die politische Presse aufklären zu können (Groth 1948, S. 40).

Nach dem Vorbild von Ludewig wurden im Verlauf des 18. Jahrhunderts weitere Zeitungskollegien an den Universitäten eingerichtet. Folgt man den Ausführungen einiger historischer FachvertreterInnen der Disziplin, wird das an der Göttinger Universität abgehaltene Kolleg des Publizisten August Ludwig von Schlözer als wichtig erachtet. Der Gelehrte – der u.a. die Zeitschriften *„August Ludwig Schlözers Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts“* und die *„Staatsanzeigen“* herausgab – verfasste 1777 eine Programmschrift, die u.a. Informationen über sein durchgeführtes Zeitungskolleg beinhaltete (Schlözer 1777). Er wollte seinen StudentInnen das Zeitungslesen unter der Berücksichtigung wissenschaftlicher Aspekte näher bringen. Anhand der Analyse einzelner Nachrichten versuchte er gemeinsam mit den StudentInnen festzustellen, wie glaubwürdig die Nachrichtenquelle ist und ob die persönliche Meinung der VerfasserInnen mit eingeflossen ist. Darüber hinaus wurden die Nachrichten hinsichtlich der ihr innewohnenden Tragweite differenziert (Groth 1930, S. 232). Neben dieser Vermittlungstechniken referierte er im Rahmen seines Kollegs auch über die Geschichte des Zeitungswesens (Groth 1944, S. 45).

Schlözer setzte sich in weiterer Folge maßgeblich für eine Etablierung der Statistik als wissenschaftliche Disziplin ein. Hierzu verfasste er seine „Theorie der Statistik : nebst Ideen über das Studium der Politik überhaupt“ (Schlözer 1804)¹⁰. Diese Publikation ist insofern von Interesse, da Schlözer im Methodenteil die Zeitungen dezidiert als wichtige Quellenmöglichkeit für Statistiker nennt (Schlözer 1804, S. 71). Für eine staatswissenschaftliche Ausbildung seien die Zeitungen, die er als „CulturMittel“ für Europa ansieht, unabdingbar: „Was würde besonders unsre neuste und Tagesstatistik ohne Zeitungen seyn“ (ebd., S. 78). Er weist aber auch darauf hin, dass die Zeitungsmeldungen immer genau hinterfragt werden müssen. Dazu muss man sich näher mit den „Mechanism einer großen ZeitungsFabrik“ auseinander setzen. In diesem Zusammenhang erwähnt er die VerlegerInnen, RedakteurInnen und KorrespondentInnen (ebd., S. 79).

Neben der im Zuge seines Zeitungskollegs erstmalig durchgeführten Analyse von Zeitungsnachrichten erachtet Schlözer das periodische Schrifttum als wichtige statistische Quelle für Untersuchungen im akademischen Bereich. Sieht man Stieler als einen Vorreiter des „bürgerlichen Lesens“ von Zeitungen an, so kann Schlözer mit seinen Ausführungen als wichtiger Wegbereiter des „akademischen Lesens“ von Zeitungen bezeichnet werden.

¹⁰ Die Publikation Schlözers ist über die Homepage der Universitätsbibliothek Bielefeld in digitaler Form verfügbar. Vgl. <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/schloezer/theorie/> (Stand: 22.08.2008)

Darüber hinaus liefert Schlözer den – für den Verfasser als wichtig erachteten – Hinweis, dass das Wesen der Presseprodukte erst durch die Berücksichtigung weiterer Faktoren näher bestimmt bzw. hinterfragt werden kann.

Begünstigt durch die steigende Anzahl an Zeitungskollegien an unterschiedlichen Bildungsstätten entstanden bereits am Ende des 17. Jahrhunderts und während des 18. Jahrhunderts die ersten akademisch-wissenschaftlichen Abhandlungen über das Zeitungswesen.

2.2.3 Erste akademisch-wissenschaftliche Schriften über das Zeitungswesen

Genauso wie Ludewig wurde schon einige Jahre zuvor ein Leipziger Student von Weises Abhandlung dahingehend inspiriert, dass er im Jahr 1690 seine Dissertation unter dem Titel „De Relationibus novellis“ (Über Zeitungsberichte) verfasste (Peucer, 1690/1944). Peucer beschäftigte sich im Rahmen seiner Dissertation – die als erste akademische Schrift über das Zeitungswesen angesehen werden kann – u.a. mit der Entstehung und der Funktion periodischer Schriften. Der Doktorand nennt „teils die menschliche Neugierde, teils die Gewinnsucht sowohl der Leute, die solche Neuigkeiten sammeln, wie auch derjenigen, die sie verkaufen“ (Peucer 1690/1944, S. 93) als Gründe, die zur Entstehung der periodischen Blätter führten. Wie schon bei seinen Vorgängern spielt auch bei Peucer die Neugierde eine wichtige Rolle. Die Funktion der Blätter sieht er in der „Kenntnisgabe neuer Ereignisse, verbunden mit einigem Nutzen und Unterhaltung“ (ebd., S. 103). Die unterhaltende Funktion erachtet Peucer darin, dass durch die Zeitungslektüre der „Durst von Unterhaltungspartnern nach Neuigkeiten“ (ebd., S. 104) gestillt werden kann. Die These, dass die RezipientInnen die Inhalte der periodischen Schriften in ihre Alltagskommunikation mit einfließen lassen, wurde also bereits einige Jahre vor Stieler aufgestellt.

Peucer war sich der Tatsache bewusst, dass sich neben der Zeitungen eine weitere Gattung etablieren konnte. In diesem Zusammenhang unterscheidet er zwischen den gelehrten Zeitschriften und den Meßrelationen der damaligen Zeit. Eine Trennlinie zwischen Zeitung und Zeitschrift erfolgt nicht. Er zählt diese „Abarten“ zu den Zeitungen (ebd., S. 106f). Im Anhang befinden sich Glückwünsche zur erfolgreichen Promotion. Darunter befinden sich interessante Kommentare, die u.a. die Wichtigkeit der Beschäftigung mit dem Zeitungswesen hervorheben (ebd., S. 108ff).

Die weiteren wenigen akademischen-wissenschaftlichen Arbeiten während des 18. Jahrhunderts stammten überwiegend von Gelehrten die an den Universitäten und Gymnasien oftmals auch über das Zeitungswesen referierten. Sie beleuchten das Zeitungswesen vorwiegend aus einer historischen Perspektive heraus. Inhaltlich stützen sie sich zumeist auf Fritsch, Stieler, Weise und Ludewig. Für Groth bieten diese Schriften inhaltlich wenig Neues, da man bei ihnen meistens „jegliche selbständige Darstellung“ (Groth 1948, S. 44) vermisst.

Weitaus ergiebiger verhält es sich mit der Schrift des Schriftstellers und Gymnasiallehrers in Berlin, Karl Philipp Moritz. In den letzten Jahren der Aufklärung erschien seine Publikation unter dem Titel „Ideal einer vollkommenen Zeitung“ (Moritz 1784). Moritz setzte sich im Zuge der moralisierenden Aufklärung für eine eigene öffentliche Zeitung oder Volksblatt ein. Der Autor sprach sich als einer der Ersten für das „Ideal des kämpferischen Journalisten“ (Groth 1948, S. 65) aus, dessen Hauptaufgabe es sei „den Blick auf das wirklich Große und Bewunderungswürdige, das Gefühl für alles Edle und Gute“ (Moritz 1784 zit. nach Duchkowitsch 1997, S. 38) zu wahren und dem Volk zu vermitteln. Für Moritz galt als oberste Prämisse einer vollkommenen Zeitung, dass durch diese primär Aufklärung betrieben werden konnte. Selbst als Redakteur bei der „*Vossischen Zeitung*“ tätig, versuchte er seine theoretischen Vorstellungen durch inhaltliche Umstrukturierungen in die Praxis umzusetzen. Er kürzte den Nachrichtenteil und füllte den dadurch gewonnenen Platz mit aufklärerischen Beiträgen. Doch bereits einige Monate später reagierte der Verleger auf den ansteigenden Unmut der RezipientInnen indem er das Experiment von Moritz beendete (Meyen/Löblich 2006, S. 46). Die damals formulierten Gedanken Moritz besitzen insofern Wichtigkeit, da er als erster Erfordernisse an die Journalisten formulierte, indem er sie primär als Bildungsvermittler und nicht als reine „Nachrichtenvermittler“ ansieht.

Sowohl die Praktikerschriften als auch die universitär verankerten Schriften des 18. Jahrhunderts stellen für die historische Medienforschung ein wichtiges Quellenmaterial dar. Man erhält wichtige Aufschlüsse darüber, welchen gesellschaftlichen Stellenwert die periodische Presse bereits damals besaß. Der Aufruf Weises an die Gelehrten, sich theoretisch den periodischen Schriften zuzuwenden, wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts durch die Errichtung von Zeitungskollegien und den ersten akademisch-wissenschaftlichen Arbeiten über das Zeitungswesen Rechnung getragen. Vorreiter wie Schlözer gingen soweit, dass sie eine Art von Zeitungskunde in den universitären Lehrplan mitberücksichtigt sehen wollten.

Auf Grund dieser Entwicklungen kann man zu Ende des 18. Jahrhunderts von den ersten Blüten einer akademisch verankerten Presseforschung sprechen.

2.3 Theoretische Auseinandersetzungen um die Wende des 18. und während des 19. Jahrhunderts

Der Wirkungsradius der Aufklärung hat bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bereits weite Kreise gezogen. Der geistige Emanzipationsprozess war mittlerweile so weit vorangeschritten, dass das Bürgertum öffentlich über die Obrigkeiten nachdachte und auch zu urteilen vermochte. Im Zuge dieser geistigen Umwälzungen entstanden die ersten Keime der Französischen Revolution. Diese Veränderungen spiegelten sich u.a. in der periodischen Presse wieder. Waren etwaige Äußerungen bisher den Zeitschriften vorbehalten, so fanden „politische Räsonnements“ (Groth 1948, S. 63) vermehrt ihren Weg in die Zeitung. Dadurch gewann die Zeitung gegenüber der Zeitschrift weit mehr an politischen Einfluss als bisher. Mit Hilfe der periodischen Blätter konnte in Deutschland eine gestärkte „Öffentliche Meinung“ entstehen, die alsbald als eine „politisch-gesellschaftliche Macht“ angesehen wurde (ebd., S. 63). Die meisten JournalistInnen – darunter auch einige HochschulgelehrteInnen – jener Zeit wandten sich in ihren Räsonnements gegen die absolutistischen Regierungen. Bedingt durch die inhaltliche Neuauslegung der periodischen Schriften kehrte man auf den Universitäten davon ab, sich weiterhin theoretisch mit der richtigen Nutzung von Zeitungen und Zeitschriften zu beschäftigen. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschwanden die Zeitungskollegien nahezu vollständig. Auch die wissenschaftliche Literatur über das Zeitungswesen musste gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen Einbruch verzeichnen, der die nächsten Jahrzehnte anhielt (Groth 1930, S. 236f).

In dieser durch gewaltige Umbrüche gekennzeichneten Zeit veröffentlichte der Diplomat und Schüler von Schlözer, Joachim von Schwarzkopf, seine Publikation „Ueber Zeitungen. Ein Beytrag zur Staatswissenschaft“ (Schwarzkopf 1795), in der er sich dem Zeitungswesen aus einer neuen Betrachtungsweise annäherte.

In der Einleitung seines Bandes weist er auf die rar gewordene zeitungskundliche Literatur hin und übt sich gegenüber den bisher veröffentlichten theoretischen Auseinandersetzungen in Kritik: „Allein, wie sehr klebt an diesen schulgerechten Abhandlungen der Zuschnitt und das wissenschaftliche Gepräge ihrer Zeit“ (Schwarzkopf 1795, S. 3). Es wurde zwar über die Neugierde und über den Nutzen des Zeitungslesens referiert, hingegen „bleibt in historischer und staatswissenschaftlicher, oder überhaupt in irgend einer praktischen Hinsicht die

bescheidenste Erwartung unbefriedigt“ (ebd., S. 3). Damit legt er bereits die beiden Schwerpunkte seiner Publikation fest. Er möchte das Zeitungswesen aus einer historischen und politischen Sichtweise heraus beleuchten.

In seiner „historischen Abtheilung“ trennt er weitaus deutlicher als seine Vorgänger die einzelnen Blätter von der periodischen Zeitung: „Ein einzelnes Neuigkeits- oder Gelegenheitsblatt – und eine regelmässig fortgesetzte Reihe von summarischen Anzeigen der neuesten politischen Nachrichten – sind zwey sehr verschiedene Dinge“ (ebd., S. 7). Damit hebt Schwarzkopf die Aktualität und Periodizität als eindeutiges Merkmal der Zeitungen im modernen Sinn hervor. Aus seiner Definition lässt sich weiters ableiten, dass Schwarzkopf in den politischen Nachrichten den Kern der Zeitungen ausmacht. Ein weiteres Indiz dafür wie die gesellschaftlichen Umbrüche jener Zeit auch das periodische Schrifttum beeinflussten. Noch deutlicher als Stieler differenziert er in einer weiteren Publikation zwischen den Meßrelationen und den Zeitungen indem er anmerkt „daß keine dieser Relationen eine Zeitung im heutigen oder eigentlichen Sinne des Worts, sondern ein halbjähriger historischer Abriß“ sind (Schwarzkopf 1802a, S. 10). Auch die Zeitschriften werden klar von den Zeitungen getrennt. Zu der Gattung der Zeitschriften zählt er jene Darstellungen, die „sich eines zusammenfassenden, sorgfältigeren Vortrages befleißigen und daher weniger streng an die Zeit der Erscheinung“ (Schwarzkopf 1802b zit. nach Groth 1948) gebunden sind. Das Aktualitätsdefizit der Zeitschrift wird von Schwarzkopf als eindeutiges Abgrenzungsmerkmal gegenüber der Zeitung verwendet.

Neben der Auseinandersetzung mit den Ursprüngen und den Entwicklungsetappen des deutschsprachigen Zeitungswesens bietet Schwarzkopf in seinem historischen Kapitel – begünstigt durch seine Funktion als Diplomat – erstmalig einen internationalen Vergleich der Zeitungsperiodika. Damit liefert Schwarzkopf wichtige Hintergrundinformationen für die medienhistorische Presseforschung. Man erhält einen wichtigen Einblick in die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Zeitungswesens in Ländern wie England, Frankreich, Italien, Russland oder China (Schwarzkopf 1795, S. 35ff).

Im zweiten großen Kapitel der politischen Abtheilung untersucht Schwarzkopf den Nutzen der Zeitungen sowohl für den Einzelnen als auch für die Öffentlichkeit. Sein Hauptaugenmerk richtet er auf die politische Wichtigkeit der Zeitungen, die maßgeblich die „öffentliche Meinung und Denkart“ (ebd., S. 68) der Gesellschaft prägen. Er weist darauf hin, dass die

politische Macht der Zeitungen auch ausgenutzt werden könnte, um damit gezielt die öffentliche Meinung zu beeinflussen. In diesem Zusammenhang nennt er Beispiele aus den jüngsten Revolutionen (ebd., S. 69ff).

Das Kapitel beinhaltet weiters den erstmaligen Versuch, eine wissenschaftliche Klassifikation der Zeitungen vorzunehmen. Bei der Typologisierung teilt er die Zeitungen in zwei Hauptklassen ein: Die „zusammengetragenen“, deren Herausgeber die Zeitungsschreiber sind und die „ausgearbeiteten“, die von Zeitungsverfassern stammen (ebd., S. 78). Dazwischen befinden sich nach Schwarzkopf die größte Anzahl an Zeitungen „welche die Reichhaltigkeit und die Neuheit zu ihrem Hauptzweck macht, und daher nur einzelne Artikel, welchen das Interesse des Augenblicks einen vorzüglichen Werth giebt, bearbeiten läßt“ (ebd., S. 79f). Für Groth besitzt die Typisierung Schwarzkopfs (die wahllos zusammengetragene, die wohl abgewogene und die Sensations-Spekulierende Zeitung) auch im modernen Zeitungswesen eine „allgemeine Gültigkeit“ (Groth 1948, S. 74).

Schwarzkopf bietet in seiner Abhandlung auch Verbesserungsvorschläge für die Gestaltung deutscher Zeitungen. Er beschäftigt sich u.a. mit dem Erscheinungsbild, der Preisgestaltung und der Art des Schreibens (ebd., S. 84ff). Im Allgemeinen spricht er sich eindeutig für die Pressefreiheit von Zeitungen aus. Jedoch weist er darauf hin, dass vorzeitig publizierte Geheimnisse und nicht überprüfte Gerüchte in einer Zeitung nichts verloren haben (ebd., S. 89ff). Er vertritt die Auffassung, dass die Staatshoheit nähere Kenntnisse über die Redakteure erhalten sollte. Mittels einer „Uebersicht der Zeitungsverfasser“ (ebd., S. 106) sollen ihre Fähigkeiten aufgezeigt werden. Schwarzkopf spricht sich für eine reformierte Zensur aus, die nicht durch einen „Facultätsmann“ oder „Theoristen“ sondern durch Personen die „Weltkenntnis und Tact, Staatswissenschaft und Kunde der politischen Verhältnisse“ (ebd., S. 110) aufweisen.

Unter der Berufung auf das Zeitungskolleg von Schlözer erteilt Schwarzkopf einen Aufruf an die Gelehrten. Sie sollten ihre rezensierende Tätigkeit auch auf die Zeitungen ausweiten, die letztendlich auch den Zeitungsverfassern sowie den Zeitungssammlern und Reisenden zugute kommen (ebd., S. 117ff). In diesem Zusammenhang erfolgt durch Schwarzkopf eine weitere Typologisierung der Zeitungen. Neben den Gelehrtenzeitungen (ebd., S. 121f) setzt er sich im Sinne der Aufklärung auch für Volkszeitungen (ebd., S. 122ff) und Zeitungen für Frauen und die Jugend (ebd., S. 124f) ein.

Groth bezeichnet Schwarzkopf als den ersten einer Reihe von „Opinionisten“, die sich im Zuge ihrer wissenschaftlichen Abhandlungen über das Zeitungswesen auch mit der öffentlichen Meinung auseinandersetzten. Bei ihnen stehen primär nicht die Zeitungen und Zeitschriften im Mittelpunkt, sondern ihre Wirkungen auf die Gesellschaft. 100 Jahre nach Stieler entstand durch das Werk Schwarzkopfs eine für die historische Presseforschung richtungsweisende neue Art der Betrachtungsweise des Zeitungswesen.

Der Aufruf von Schwarzkopf an die Gelehrten blieb ohne Folgen. Für die nächsten vier Jahrzehnte konnte Groth lediglich eine einzige rein wissenschaftliche Veröffentlichung ausmachen. Es handelt sich um die Schrift des Rektors des Chemnitzer Lyceums, Friedrich Lieb Gott Becher, die unter dem Titel „Die Zeitungen: Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Entstehung, Verbreitung und dermaligen Bedeutsamkeit“ (Becher 1817) veröffentlicht wurde. Er sah die Zeitungen als ein für den Schulunterricht brauchbares Bildungswerkzeug an. Beim Ursprung der Zeitungen stützte er sich auf die bereits besprochene Literatur des 18. Jahrhunderts, indem er die Neugierde des Volkes und den Handel heraushebt. Zwischen den einzelnen Nachrichten und den periodischen Zeitungen zieht Becher keine Trennlinie. Ihm fällt aber – bedingt durch die damaligen politischen Umwälzungen – die stetig steigende Zahl periodischer Blätter auf, die in immer kürzer werdenden Intervallen erscheinen. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern greift Becher das Inseratenwesen der politischen Zeitungen auf, das einen wertvollen Beitrag für das gemeinschaftliche Miteinander leistet. Abschließend zeigt er den wichtigen Stellenwert der Auseinandersetzung mit dem Zeitungswesen auf, da dadurch ein wichtiger Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte beigesteuert werden kann (Becher 1817, bearb. nach Groth 1948, S. 81ff).

Die Zeitungskollegien verschwanden nahezu vollständig von den Hochschulen. Groth konnte nur noch ein Zeitungskolleg ausfindig machen, das von dem Privatdozenten und Redakteur Carl Heinrich Hermes mit dem Thema: „Die Geschichte des Tags, ein Zeitungskollegium, oder Versuch einer historischen Darstellung der wichtigsten Tagesbegebenheiten im Gebiete der Politik und des Völkerlebens“ zweimal pro Woche abgehalten wurde. Nähere Informationen hinsichtlich des Inhalts sind aber auch Groth nicht bekannt (ebd., S. 87).

2.3.1 Schriften für oder gegen die Pressefreiheit und politisch-kritische Publikationen im Vormärz

Im Zeitalter der Aufklärung hatte das periodische Schrifttum maßgeblich an der Verbreitung aufklärerischen Gedankenguts und der Stärkung der öffentlichen Meinung Anteil. Die

absolutistischen Regierungen versuchten ab dem Ende des 18. Jahrhunderts verstärkt, auch die in den Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Urteile und Kommentare über politische Vorkommnisse zu unterbinden. Während der Napoleonischen Kriege stellte das Urteil in den periodischen Schriften eine unabdingbare Komponente dar. Das Volk verlangte richtiggehend „nach Urteil und Führung, und die Zeitungen und Zeitschriften kamen aus innerem Drang in jener politisch so stürmisch bewegten Zeit diesem Verlangen entgegen“ (ebd., S. 103). Nach den Befreiungskriegen wurde durch die Deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815 – die einen Tag vor der Wiener Kongressakte verabschiedet wurde – den Bundesstaaten Pressefreiheit zugebilligt. Der Artikel XVIII beinhaltet neben der angedachten Pressefreiheit auch die Sicherstellung der Rechte von SchriftstellerInnen und VerlegerInnen gegen den Nachdruck (Wiesner 1847, S. 243 bzw. ebd., S. 427ff). Der Staatenbund schaffte es in den folgenden Jahren aber nicht, die Gewährung der Pressefreiheit umzusetzen. Der Mord an dem Schriftsteller August von Kotzebue gilt als Auslöser der Karlsbader Beschlüsse mit deren Unterzeichnung am 20. September 1819 eine verschärfte Pressezensur für Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren einsetzte (Groth 1929, S. 93f). Für das Kaisertum Österreich hätte dieser Beschluss sogar eine Erleichterung der strengen Zensur bedeutet, da jene Druckwerke die über 20 Bogen im Druck umfassen nicht unter Zensur gestellt wurden. Im Kaisertum unterlagen aber auch diese Schriften einer Vorzensur. Ein Hinweis darauf, warum die Ergebnisse der Karlsbader Beschlüsse nicht publik gemacht wurden (Marx 1959, S. 15).

Bedingt durch die verschärfte Unterdrückung der Pressefreiheit entstanden bis zum Revolutionsausbruch 1848 zahlreiche Publikationen (Groth 1948, 96ff), deren VerfasserInnen sich entweder für oder gegen die Pressefreiheit aussprachen. Für zukünftige medienhistorische Untersuchungen – die im Zeitraum des 19. Jahrhunderts angesiedelt werden – bieten die Publikationen wichtige Einblicke in die damaligen Verhältnisse zwischen Presse, BürgerInnen und dem Staat. In der Fülle an Publikation hebt Groth das Werk „Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege“ (Löffler 1837) hervor. Groth charakterisiert die Publikation als das „bis heute (...) umfangreichste, gründlichste und geschlossenste Werk der Publizistik“ (Groth 1948, S. 125).

Bei dem Verfasser handelt es sich um den Theologen und Beamten im preußischen Kultusministerium, Franz Adam Löffler. Dem Autor war der große Einfluss der Presse auf die öffentliche Meinung weitgehend bekannt. Mit seinem Werk wollte er der bevorstehenden

Kapitulation des absolutistischen Staatswesens vor der Presse mit einer wissenschaftlich fundierten Pressegesetzgebung entgegenwirken. Dabei verfolgte er eine eigene systematisch-typologische Betrachtungsweise. Er versuchte jene „publizistischen Gegenstände“ (ebd., S. 156) möglichst vollständig zu erfassen, die für den Staat und in weiterer Folge für die öffentliche Meinung an Bedeutsamkeit besitzen. Seine Klassifikation der periodischen Presse stützt sich dabei auf das Dogma vom Wesen des Staates. Löffler versucht bei seiner Pressewissenschaft nicht primär die Inhalte der einzelnen publizistischen Gegenstände nach ihren literarischen Gesichtspunkten zu erfassen, vielmehr möchte er alle Faktoren der Presse berücksichtigen, die in einer „bestimmten Beziehung zum Staate“ (Löffler 1837, S. 154. zit. nach Groth 1948, S. 140) stehen und die öffentliche Meinung beeinflussen. Um das Wesen der periodischen Schriften erfassen zu können, beschäftigt er sich mit den einzelnen Stationen der Presse von der Auswahl der Inhalte bis zur Verbreitung des Blattes. Dabei versucht er u.a. auch die KommunikatorInnen rund um die Presseerzeugnisse miteinzubeziehen, die das Wesen der periodischen Blätter maßgeblich mitbestimmen (ebd., S. 133ff). Der Befürworter einer strikten Pressezensur sprach sich für eine eigens eingerichtete Pressebehörde aus, die im Sinne der absolutistischen Staatsform für das Gebiet des Deutschen Bundes agieren sollte. Mit Ausnahme der offiziellen und institutionalisierten periodischen Presse sollten alle übrigen Schriften einer strengen Vorzensur unterzogen werden (ebd., S. 151).

Löfflers theoretisches Verständnis kann für die Erforschung der Presse als revolutionär angesehen werden. Er ging bereits damals von der Prämisse aus, dass sich Wesen und Wirkung der Presseprodukte durch die zusätzliche Analyse relevanter Akteursgruppen näher bestimmen lassen. Aufgrund der politischen Umwälzungen während des Vormärz und der Revolution 1848 verschwand die Publikation Löfflers. Groth (Groth 1948, S. 121ff) ist es durch seine Recherchetätigkeiten zu verdanken, dass die Disziplin auf den „Pionier der Publizistikwissenschaft“ (Duchkowitsch 1997, S. 32) aufmerksam gemacht wurde.

Neben der Literatur für oder gegen eine Pressefreiheit entstanden im Vormärz weitere Publikationen (ebd., S. 166ff) deren VerfasserInnen sich aus einer politisch-kritischen Sichtweise heraus mit dem periodischen Schrifttum befassten. Dabei bieten die als Fortsetzungsreihe gedachten „Beiträge zur Geschichte der periodischen Presse. Studien und Kritiken der deutschen Journalistik“, die 1838/39 anonym herausgegeben wurden, interessante theoretische Anknüpfungspunkte für die Erforschung periodischer Blätter. Robert

Eduard Prutz führt namentlich Eduard Beurmann und Franz von Dingelstedt als Herausgeber der Fortsetzungsreihe an (Prutz 1845, S. 55).

Die Verfasser wollten die jeweils wichtigsten Vertreter der politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Presse in Deutschland einer ausführlichen Analyse unterziehen. Neben inhaltlichen Aspekten berücksichtigen Beurmann und Dingelstedt dabei auch die ChefredakteurInnen und RedakteurInnen, die das Wesen und die politische Richtung der Zeitungen und Zeitschriften maßgeblich mitprägten. Als Vertreter der politisch-periodischen Presse wird im ersten und zweiten Heft der publizistische Werdegang der „*Augsburger Allgemeinen Zeitung*“ aufgearbeitet (Beurmann/Dingelstedt 1838, S. 53ff bzw. 128ff). Dass die Autoren bei den Aufarbeitungen durchaus kritisch ans Werk gingen, sieht man im Zuge der Auseinandersetzung mit der ersten Ausgabe der „*Deutschen Viertel-Jahrsschrift*“, die durch die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung ab 1838 herausgegeben wurde (ebd., S. 103ff). Sie vermissen bei der Cotta'schen Publikation eine „unbefangene und unbescholtene, unverdächtige und unpharteiische Stellung zur Gegenwart“ (ebd., S. 113). Speziell ein Beitrag von Wolfgang Menzel, der sich der vaterländischen Geschichtsforschung widmet, ist der Kritik der Autoren ausgesetzt (ebd., S. 119ff).

Vor allem das 1839 veröffentlichte dritte Heft der Fortsetzungsreihe beinhaltet für die Erforschung von Zeitschriften wichtige theoretische Erkenntnisse. Im Rahmen der Aufarbeitung der wissenschaftlich-periodischen Presse versuchten die Autoren den publizistischen Werdegang der „*Göttinger Gelehrten Anzeigen*“ zu rekonstruieren (ebd., S. 317ff). Der Analysezeitraum reicht von den Gründungsintentionen der Herausgeber bis zum aktuellen Fortgang des – zu diesem Zeitpunkt bereits 100 Jahre bestehenden – einflussreichen Rezensionsorgans. Die Ergebnisse wurden aber nur bis zum Jahr 1790 publiziert. Der Schluss sollte im vierten Heft erfolgen, das aber nicht zur Veröffentlichung gelangt ist. Obwohl die wissenschaftliche Zeitschrift während ihrer hundertjährigen Geschichte auch die Französische Revolution und die Julirevolution 1830 miterlebte, änderte sich laut den Autoren die Grundintention der Herausgeber nicht. Inhaltlich wurde nach wie vor über aktuelle Forschungsergebnisse aus der Welt der gelehrten Wissenschaft berichtet. Dieses spezielle Charakteristikum der wissenschaftlichen Zeitschrift veranlasste Dingelstedt und Beurmann dazu, ihre Aufarbeitung nicht nach zeitgeschichtlichen Epochen zu untergliedern. Vielmehr rückten sie die RedaktionsmitgliederInnen der Zeitschrift in das Zentrum ihrer Analyse, denn:

ihr Geist, nicht der Zeitgeist ist es, der die Tendenz der Anzeigen bestimmt. Sie sind es, die die Schriften wählen, welche angezeigt werden sollen, sie wählen die Mitarbeiter, sie haben die Lücken auszufüllen, sie haben sogar die Macht, Aufsätze, die ihrer Ansicht widerstreben, zurückzuweisen. Sie sind die Könige dieses papierenen Reiches (ebd., S. 330).

Demgemäß erfolgt die Aufarbeitung der 100jährigen Geschichte der Zeitschrift in erster Linie nach redaktionellen Gesichtspunkten. Als Analyse-Faktoren werden sowohl die leitenden RedakteurInnen als auch ausgewählte MitarbeiterInnen berücksichtigt. Dingelstedt und Beurmann liefern mit ihrer Publikationsreihe für den Bereich der Zeitungs- und Zeitschriftenforschung wichtige Impulse. Vor allem die Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs der „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ beinhaltet wichtige Ansätze. Das Wesen der damals veröffentlichten wissenschaftlichen Zeitschriften wurde maßgeblich durch die ChefredakteurInnen und RedakteurInnen mitgeprägt, da diese größtenteils selbst die Inhalte beisteuerten. Obwohl die Autoren mit ihren politisch-kritisch untermauerten Analysen primär andere Interessen verfolgten, haben sie auch für den Bereich der Zeitungs- und Zeitschriftenforschung wichtige theoretische Vorarbeit geleistet. Ihre Aufarbeitung der „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ kann stellvertretend als erster Versuch angesehen werden, den publizistischen Werdegang einer Zeitschrift über Jahrzehnte hinweg zu analysieren. Dass sie zur näheren Bestimmung des Wesens der Zeitschrift neben der inhaltlichen Perspektive auch die Personen dahinter bzw. ihren Einfluss auf die Zeitschrift berücksichtigten, kann als weiterer theoretischer Fortschritt für die Erforschung von Zeitschriften bezeichnet werden.

Der 1795 von Schwarzkopf getätigte Aufruf an die Gelehrten, sich in rezensierender Form dem periodischen Schrifttum zuzuwenden – siehe Kapitel 3.2 – wurde einige Jahrzehnte später durch Dingelstedt und Beurmann eingelöst. Sichtlich beeindruckt von den Studien und Kritiken war auch der Rechtsanwalt, Politiker und Schriftsteller Heinrich Albert Oppermann, der im Zuge seiner Untersuchung „Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit für Philosophie, schöne Literatur, Politik und Geschichte“ (Oppermann 1844) den publizistischen Werdegang der Zeitschrift in vier Perioden teilt, deren Grundpfeiler auf den redaktionellen Veränderungen basieren. Oppermann, der mit seinem Werk eine der ersten wissenschaftlichen Abhandlungen über eine einzelne Zeitschrift bietet, erachtet die politischen und gesellschaftlichen Umbrüche jener Zeit als weiteren wichtigen Faktor, der Einfluss auf die leitenden Redakteure und Mitarbeiter hat. Der Schriftsteller merkt hierzu an, dass: „auch der energischste Charakter auf längere Dauer dem Zeitgeiste nicht widerstreben“ (ebd., S. 2) kann. So konnte Oppermann in seinem Kapitel Geschichte und

Politik (ebd., S. 164ff) nachweisen, dass im Zuge einiger Rezensionen während der französischen Revolutionsjahre auch Partei für das unterdrückte Deutschland ergriffen wurde (ebd., S. 196ff). Die Berücksichtigung politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und eventuell daraus resultierende Auswirkungen auf die Presse, war vor allem in Zeiten der strengen Zensurvorschriften ein wichtiger zu berücksichtigender Faktor. Durch die Berücksichtigung politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, wie z.B. die Darstellung der medienpolitischen Situation, können weitere Aufschlüsse gewonnen werden, die zur näheren Bestimmung des Gesamtwesens der Zeitschrift beitragen können.

2.3.2 Privatgelehrte, HistorikerInnen und NationalökonomInnen als PionierInnen einer zeitungswissenschaftlichen Forschung

Bedingt durch die industrielle Revolution war das 19. Jahrhundert durch technische und wirtschaftliche Umwälzungen gekennzeichnet. Auch das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen erlebte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen gewaltigen Expansions- und Ausbauschub. Damit einhergehend erfolgte eine rapid ansteigende Auflagenerhöhung sowie ein verkürzter Erscheinungsintervall von Zeitungen und Zeitschriften. Das massenhaft produzierte periodische Schrifttum hielt nach und nach Einzug in alle Bevölkerungsschichten. Dementsprechend wurden immer mehr Anzeigen geschaltet, wodurch wiederum die wirtschaftliche Bedeutung der periodischen Blätter wachsen konnte (Groth 1948, S. 194).

Neben dem Einzug kapitalistischer Produktionsmethoden setzte auch auf universitärer Ebene ein Entwicklungsprozess ein. So konnten sich während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zahlreiche Geistes- und Sozialwissenschaften emanzipieren (Meyen/Löblich 2006, S. 47). Vor allem bei den Gelehrten der Geschichtswissenschaft setzte ein historischer Forschungseifer ein, der sich auch auf das Gebiet der periodischen Presse ausweitete. Immer mehr Gelehrte der neu etablierten Disziplinen interessierten sich für die rasante Entwicklung der Massenpresse. Groth verzeichnet ab den 1850er Jahren einen beträchtlichen Anstieg an pressetheoretischer Literatur (Groth 1948, S. 195). Diese Entwicklungen begünstigten das wieder erstarkte Interesse am Zeitungs- und Zeitschriftenwesen. Einige Privatgelehrte, HistorikerInnen und HochschulgelehrterInnen widmeten sich erneut der Erforschung der periodischen Presse und leisteten mit ihren Ergebnissen wichtige Pionierarbeit zur Etablierung einer reinen Zeitungswissenschaft. Der Verfasser wird mit Hilfe der Erkenntnisse bisher erfolgter historischer Aufarbeitungen versuchen, jene Werke in dieser Arbeit zu berücksichtigen, die für die Zeitungs- und Zeitschriftenforschung sowohl historisch als auch wissenschaftlich-theoretisch einen Fortschritt bedeuteten.

2.3.2.1 Robert Eduard Prutz

Die erste – und zugleich auch umfangreichste – Abhandlung stammt von dem Literaturhistoriker, Dichter und Redakteur Robert Eduard Prutz. In der Zeit des Vormärz und kurz vor dem Ausbruch der Revolution setzte er mit seinem Werk „Die Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet“ (1845) einen theoretischen „Markstein in der Geschichte der Zeitungswissenschaft“ (Groth 1948, S. 175).

Nach eigener Darstellung war Prutz mit seinem Vorhaben der erste, der die Geschichte des Journalismus nach theoretisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkten aufarbeitete (Prutz 1845, S. 11). Bereits in der Einleitung versucht der Literaturhistoriker das Wesen und die Bedeutung des Journalismus zu erörtern. Seine Erkenntnisse münden in die erste aufgestellte Definition von Journalismus:

Der Journalismus überhaupt, in seinen vielfachen Verzweigungen und der ergänzenden Mannigfaltigkeit seiner Organe, stellt sich als das Selbstgespräch dar, welches die Zeit über sich selber führt. Er ist die tägliche Selbstkritik, welcher die Zeit ihren eigenen Inhalten unterwirft; das Tagebuch gleichsam, in welches sie ihre laufende Geschichte in unmittelbaren, augenblicklichen Notizen einträgt (ebd., S. 7).

Für Prutz stellt der Journalismus einen Spiegel der jeweiligen aktuellen gesellschaftlichen und politischen Gegebenheiten dar. „Journalismus kontextuiert aktuelle Phänomene“ (Lünenborg 2005, S. 22), lautet eine zeitgenössische Umschreibung seiner Definition. Im Journalismus „liegen die geheimsten Nerven, die verborgensten Adern unsrer Zeit“ (Prutz 1845, S. 7), die mit Hilfe der Zeitungen und Zeitschriften kommuniziert werden können. In seinen weiteren Ausführungen hebt er die gesellschaftliche Bedeutung des Journalismus für die moderne Öffentlichkeit hervor: „Erst die Zeitungen haben das geschaffen, was wir heut zu Tage die Stimme des Publikums, die Macht der öffentlichen Meinung nennen; ja ein Publikum selber ist erst durch die Zeitungen gebildet worden“ (ebd., S. 19). Prutz stellt die Bedeutung des Journalismus für die Gesellschaft in den Vordergrund und löst sich somit von der bisherigen, auf journalistische Akteure beschränkten Betrachtungsweise.

Für die historische Aufarbeitung des Journalismus gliedert er sein Werk in drei Entwicklungsstufen (ebd., S. 59ff). Die erste Epoche reicht von der Reformation bis zu Klopstock. Zu den bestimmenden Mächte dieser „abstrakt-religiösen“ Epoche zählt er die Theologen und die abstrakte enzyklopädische Gelehrsamkeit. In der zweiten durch die Kunst

dominierenden „ideel-ästhetischen“ Epoche spannt er den Bogen von Klopstock bis zu Goethe. Den Beginn der letzten Entwicklungsstufe setzt Prutz mit der Französischen Revolution und Kant fest. In einem weiteren Schritt teilt er den Stoff gemäß den drei Entwicklungsstufen in einen „theologisch-gelehrten“, „belletristisch-kritischen“ und „philosophisch-politischen“ Journalismus ein (ebd., S. 72).

Diesen dreiteiligen Stufenbau des Journalismus untergliedert er erneut in jeweils drei Perioden. Die erste Periode reicht von den Anfängen des deutschen Zeitungswesens ausgehend vom 15. Jahrhundert bis hin zur Gründung der Leipziger „*Acta Eruditorum*“ 1682 (ebd., S. 81ff). In der zweiten Periode, die Prutz gleichzeitig als Hauptperiode der Epoche ansieht, beschäftigt sich der Historiker mit dem theologisch-gelehrten Journalismus. Im Zuge dieser Aufarbeitung setzt Prutz einen Schwerpunkt bei der Person des Christian Thomasius und seinen Journalen an (ebd., S. 286ff.) Die Übergangsperiode zur zweiten Epoche ist durch das Aufkommen der moralischen Wochenschriften gekennzeichnet (ebd., S. 74). Den Anfang der zweiten Epoche setzt der Autor mit Friedrich Gottlieb Klopstocks *Messiad* an. Die erste Periode dieser Epoche ist durch den direkten Einfluss der *Messiad* gekennzeichnet. Die zweite Periode beinhaltet sowohl die Kritik als auch die journalistische Tätigkeit Gotthold Ephraim Lessing und seiner Dichterfreunde. Die dritte Periode findet ihren Ausklang mit der Literatur von Johann Wolfgang von Goethe (ebd., S. 75). Die dritte und zugleich letzte Epoche beginnt mit der Periode der politischen und philosophischen Revolutionen und endet bei der französischen Fremdherrschaft. Die zweite Periode umfasst die Reformationszeit bis 1830. In der dritten und letzten Periode möchte Prutz den gegenwärtigen Journalismus ab 1830 aufarbeiten (ebd., S. 76).

Das auf mehrere Bände geplante Werk ist der Nachwelt aber nur als „Torso“ (Groth 1948, S. 176) in Form eines einzigen veröffentlichten Bandes geblieben. Prutz gab dem Druck seines Verlegers nach und beendete seine Arbeit vorzeitig. Ursprünglich wollte er den ersten Teil mit der Geschichte der moralischen Wochenschriften, die gleichzeitig den Übergang vom gelehrten zum belletristischen Journalismus darstellen, beenden (Prutz 1845, S. V).

Die Gliederung der Prutzschen Stufentheorie sieht Groth „gerade für den Journalismus im ganzen verfehlt, weil sie – wiederum eine Konsequenz der Betrachtung des Journalismus vom allgemeinen Zeitgeist, also von außerhalb des Gegenstandes aus – die Gesamtheit des Journalismus nie erfassen kann“ (Groth 1948, S. 183). Sie wäre bestenfalls als Schema

geeignet, mit dem man einen Teil des Zeitschriftenwesens aufarbeiten kann. Groth bemängelt weiters, dass das im Zuge des aufklärerischen Geistes entstandene praktische Fachzeitschriftenwesen von Prutz, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt wird (ebd., S. 183).

Prutz veröffentlichte einige Jahre nach der Revolution die als Fortsetzungsreihe geplante Publikation „Neue Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte“ (Prutz 1854). Im ersten Kapitel beschäftigt sich Prutz mit der Vergangenheit, der Wirksamkeit und den Aufgaben für die Gegenwart des deutschen Journalismus (ebd., S. 1ff). Offensichtlich geprägt von der journalistischen Dürrezeit nach der Revolution formuliert Prutz in seinem Aufsatz eine Krisentheorie des Journalismus. Er sieht in der Entwicklung des Journalismus eine wiederkehrende Gesetzmäßigkeit. So beobachtete er, dass sich Krisen im Journalismus „mit einer unverkennbaren Regelmäßigkeit“ (ebd., S. 9) wiederholen. Laut Prutz setzt eine Krise immer dann ein, nachdem eine Phase der journalistischen Überflutung – hervorgerufen durch unzählige gleichartige Fachjournale – erreicht wird. Dadurch führt die journalistische Weiterentwicklung über kurz oder lang zu einem Stillstand, der solange anhält, bis sich daraus „ein neuer, geistig erweiterter und erhöhter Fachjournalismus entwickelt“ (ebd., S. 101) hat. Damit stellt er eine unmittelbare Verbindung zwischen den Journalen und den politischen Umbrüchen her. Auch die Krisentheorie wird von Groth in Frage gestellt: „Prutz irrt sich darin, dass er diesen Rhythmus der Ideen zugleich als einen Wechsel zwischen Zentralisation und Dezentralisation, Universalisierung und Spezialisierung der Zeitungen und Zeitschriften auffasst“ (Groth 1948, S. 186). Vielmehr ist der Werdegang der Zeitungs- und Zeitschriftengeschichte durch „fortschreitende Vermannigfaltigung, zunehmende Dezentralisierung und Spezialisierung in einer ständig bewegenden Einheit“ (ebd., S. 186) gekennzeichnet.

Im heutigen Medien- und Kommunikationswissenschaftlichen Fachdiskurs hat das Werk von Prutz nach wie vor eine Daseinsberechtigung: „Mit Prutz wird deutlich, dass die Kommunikationswissenschaft als Fach eine historische Identität besitzt (Conter 2004, S. 154). Bevor er sich in seinem Hauptwerk der Aufarbeitung der Geschichte des Journalismus widmet, beschäftigt sich der Gelehrte im Kapitel „Geschichte und Kritik der Vorarbeiten“ (Prutz 1845, S. 22ff) ausführlich mit den bisher veröffentlichten – vgl. Kapitel 2.1 und 2.2. in dieser Arbeit – zeitungskundlichen Schriften. Sein Urteil fällt überwiegend negativ aus. Vor allem das Werk von Kaspar von Stieler, den er als „wüsten, unstäten Mensch“ (Prutz 1845,

S. 31) charakterisiert, ist der Kritik von Prutz ausgesetzt (ebd., S. 31ff). Die Vorarbeiten dieser ersten Periode der Literatur der Zeitungsgeschichte bezeichnet er als „inhaltslose und unfruchtbare Bocksbeutelerei“ (ebd., S. 34). Positiv hervorgehoben werden die Arbeiten Joachim von Schwarzkopfs (ebd., S. 50ff), die „Beiträge zur periodischen Presse von Franz Dingelstedt und Eduard Beurmann (ebd., S. 54ff) sowie die Aufarbeitung der „*Göttinger Gelehrten Anzeigen*“ von Heinrich Albert Opperman (ebd., S. 57f).

Erst durch die von Prutz erstmalig erfolgte detaillierte Aufarbeitung der bisher veröffentlichten theoretischen Auseinandersetzungen konnten nähere Aufschlüsse darüber gewonnen werden, dass mit dem Aufkommen der periodisch erscheinenden Blätter gleichzeitig auch die ersten pressetheoretischen Arbeiten veröffentlicht wurden. Die Auseinandersetzung mit diesen vorakademischen Schriften sollte in der historischen Medien- und Kommunikationsforschung fest verankert sein. Sie geben Aufschluss darüber, wie es im Laufe der Jahrhunderte zu einer „Herausbildung eines journalistischen Systems“ (Conter 2004, S. 154) kommen konnte. Demgemäß sollte auch im aktuellen fachwissenschaftlichen Diskurs eine Auseinandersetzung mit der historischen Identität – und somit auch eine Beschäftigung mit den zeitungskundlichen Vorarbeiten – erfolgen. Neben der wichtigen historischen Komponente wurde die Zeitungs- und Zeitschriftenforschung auch begrifflich durch Prutz beeinflusst. Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzende Auseinandersetzung mit den Wesensmerkmalen¹¹ der Zeitung war auch durch die Begriffsbestimmung von Prutz gekennzeichnet (Groth 1948, S. 191). Theoretische Anregungen für die Erforschung von Zeitschriften konnte der Verfasser in der historisch-deskriptiv angelegten Aufarbeitung jedoch nicht ausmachen.

2.3.2.2 Theoretische Auseinandersetzungen im Bereich der Geschichtswissenschaft

Ab den 1850er Jahren gab es einen deutlichen Anstieg historiographischer Arbeiten, deren VerfasserInnen sich vor allem aus einer literaturhistorischen Perspektive heraus mit den Zeitungen und Zeitschriften auseinandersetzten. Die Ergebnisse brachten u.a. Licht in die Entstehungsgeschichte der Vorläufer des periodischen Schrifttums.

Emil Weller unternahm in seiner Abfassung „Die ersten deutschen Zeitungen“ (Weller, 1872) den Versuch, eine Bibliographie der deutschen Zeitungen des 16. Jahrhunderts zu veröffentlichen. Er konnte nachweisen, dass der Name „Zeitung“ bereits 1505 auf einseitig

¹¹ Einen ausführlichen Überblick hinsichtlich der Bestimmung der Wesensmerkmale bietet das Kapitel Begriff und Bedeutung der Zeitung im Ersten Band „Die Zeitung“ (Groth 1928, S. 21ff).

bedruckten Blättern auftauchte (ebd., S. 2). Da diese Einblattdrucke nicht durch das Charakteristikum der periodischen Erscheinungsweise gekennzeichnet waren, kann man aber nicht von einer Zeitung im modernen Sinne sprechen (Munzinger 1901, S. 12). Insgesamt konnte der Historiker von 1505 bis 1599 877 Blätter in mehr als 20 Bibliotheken ausfindig machen (Salomon 1900, S. 9f). Zum Abschluss seiner Bibliographie fügte er ein Autoren- und Druckerregister ein. Mit seiner Arbeit ergänzte er einen Teil des Prutzschen Werkes, der bei seiner Geschichte des Journalismus nur einen geringen Teil dieser Blätter berücksichtigen konnte.

Auch R. Grasshoff beschäftigte sich im Rahmen seiner Dissertation „Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts“ (Grasshoff 1877) mit den Frühformen des Nachrichtenverkehrs. Er versuchte die – teilweise bereits gedruckte oder noch mit Hand verfasste – „Flugschriftenlitteratur“ (ebd., S. 4) der Reformationszeit aufzuarbeiten. Grasshoff teilte die Art der Nachrichtenvermittlung in drei Erscheinungsformen. Die ursprünglichste Form, die persönlich an gleich gesinnte Adressaten gerichtet war, bezeichnet er als „Brief-Nova“ (ebd., S. 50). Als Anhang wurden den Briefen tagesaktuelle Geschehnisse beigelegt. Durch das stetig ansteigende Interesse an Neuigkeiten konnten sich diese „Zeitungsbeilagen“ (ebd., S. 52) immer mehr etablieren. Die Beilagen waren nunmehr nicht ausschließlich einzelnen Adressaten vorbehalten. Eine Weiterentwicklung stellten die so genannten „Zeitungsbriefe“ (ebd., S. 52) dar, die vorab zur Verbreitung an einen erweiterten Personenkreis gedacht waren. Der praktizierte Nachrichtenaustausch der damaligen Zeit wird von Grasshoff durch die Briefwechsel des Humanisten und Reformators Philipp Melanchthon und seinen Freunden nachgezeichnet (ebd., S. 53ff). Für die medienhistorische Forschung hinterlässt der Autor mit seiner Dissertation „eine äußerst wertvolle Arbeit zur Entstehungsgeschichte des Zeitungswesens“ (Zenker 1904, S. 11).

Eine weitere medienhistorisch wertvolle Arbeit stammt von dem Historiker Felix Stieve, der mit seinem Aufsatz „Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Messrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing“ (Stieve 1883) neue Aufschlüsse über die Ursprünge dieser neuen Art der Nachrichtenvermittlung bietet. Im Zuge seiner Recherchetätigkeiten konnte er mit dem Irrtum aufräumen, dass die Ursprünge der Relationen in Frankfurt am Main liegen. Bisher vertrat man die Auffassung, dass der Geistliche Conrad Lautenbach, der 1590 unter dem Pseudonym Jacobus Francus als Herausgeber der angeblich ersten Relationen fungierte (Prutz 1845, S. 188), den Ursprung

setzte. Vielmehr gebührt der Ruhm dem Österreicher Michael von Aitzing (Stieve 1883, S. 183f), der mit seiner in Köln gedruckten „*Relatio Historica*“ bereits 1583 den Grundstein der beliebten „Meßrelationen“ setzte (ebd., S. 213ff bzw. auch Kapitel 2.1.1).

Bei den historiographischen Forschungsbestrebungen jener Zeit war auch das Zeitschriftenwesen Teil der theoretischen Betrachtungen. Vor allem die Moralischen Wochenschriften standen im Fokus literaturhistorischer Arbeiten. Groth hebt in diesem Zusammenhang neben der Dissertation „Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts“ (Milberg 1880) auch die Publikation „Studien zur Literaturgeschichte des XVIIIten Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften“ (Kawczynski 1880) hervor. Diese Arbeit bietet für die Zeitschriftenforschung einen wertvollen bibliographischen Überblick über diesen neu entstandenen Literaturzweig, der sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts von England aus verbreitete. Die informierenden und belehrenden „Sittenschriften“ haben maßgeblich zur Verbreitung aufklärerischen Gedankenguts beigetragen und nehmen daher eine Schlüsselrolle in der Aufklärung der bürgerlichen Leserschicht ein (Faulstich 2002, S. 236). Im Zuge seiner Recherchen konnte der Autor mehr als 500 deutsche (Kawczynski 1880, S. 19ff), 220 englische (ebd., S. 9ff), 31 französische (ebd., S. 41f) sowie eine geringere Anzahl von Schriften in Holland, Italien und Polen (ebd., S. 42f) ausfindig machen. Im Anschluss an die bibliographische Übersicht erfolgt eine umfassende Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs der ersten moralischen Wochenschrift „*The Tatler*“ („Der Plauderer“), die beginnend mit der ersten Ausgabe vom 12. April 1709 zur Entstehung einer neuen Literaturgattung führte (ebd., S. 44ff). Das zentrale Erkenntnisinteresse setzte Kawczynski bei den zwei HerausgeberInnen Richard Steele und Joseph Addison an. Neben der ausführlichen Biographie wird auch ihr publizistisches Schaffen und das Wirken auf die Zeitschrift und die Öffentlichkeit berücksichtigt.

Den Höhepunkt der historiographischen Forschungs-Ära setzte Julian Otto Opel mit seiner „bahnbrechenden Publikation“ (Groth 1948, S. 198) „Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609-1650“ (Opel 1879). Auch Opel widmete sich im Rahmen seiner Abhandlung den Frühformen des Nachrichtenverkehrs. Seine Untersuchungen umfassten u.a. die handschriftlichen Zeitungen des 16. Jahrhunderts (ebd., S. 9ff) sowie die Entstehung und Verbreitung gedruckter Zeitungen im 17. Jahrhundert (ebd., S. 1ff). Seiner Aufarbeitung verleiht er dahingehend mehr Tiefe, indem er sowohl die Verhältnisse der damaligen ZeitungsschreiberInnen und VerlegerInnen als auch die Einflüsse durch den Staat und das

Privilegium der Post mitberücksichtigt (ebd., S. 32ff.). Im Zuge seiner Recherchen konnte er den Spekulationen hinsichtlich des Ursprungslandes der ersten erhalten gebliebenen und periodisch erscheinenden gedruckten Zeitung ein Ende setzen (vgl. Kapitel 2.1.1). Opel entdeckte 1876 an der Universität zu Heidelberg einen vollständigen Jahrgang aus dem Jahr 1609 der Straßburger Relation (ebd., S. 44). Auch 130 Jahre nach der Entdeckung Opels tauchte in den Archiven kein früherer Jahrgang einer Zeitung auf (Weber 2005, S. 11). Für die historische Zeitungsforschung bedeutete die Publikation einen Fortschritt. Opel berücksichtigte bei seiner Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs der einzelnen Zeitungen die HerausgeberInnen, SchreiberInnen und DruckerInnen, die Art der Nachrichtenselektion, -aufnahme und -verbreitung und den Einfluss durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen.

Die industriellen Fortschritte während des 19. Jahrhunderts hatten auch auf die Produktionsmenge der periodischen Presse einen großen Einfluss. Durch den größeren Verbreitungsgrad wurden entsprechend mehr Werbeanzeigen in den Blättern geschaltet. So konnte sich das Pressewesen vor allem ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem beachtlichen Wirtschaftszweig entwickeln. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch den voranschreitenden Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Erfindung des elektrischen Telegraphen. Diese wirtschaftlichen Umbrüche regten NationalökonomInnen dazu an, sich dem periodischen Schrifttum zuzuwenden. Ihre Ergebnisse trugen dazu bei, dass eine wichtige Säule für eine junge Zeitungswissenschaft entstehen konnte, die stellvertretend durch eine „ökonomisch-soziologische“ (Duchkowitsch 1997, S. 33) Betrachtungsweise gekennzeichnet war.

2.3.2.3 Nationalökonomische und soziologische Untersuchungen als Säule einer jungen Zeitungswissenschaft

Der bedeutende Nationalökonom Karl Knies war einer der ersten Gelehrten, der die neuen gesellschaftlichen und technischen Umbrüche des 19. Jahrhunderts in seinen Abhandlungen thematisierte. Seine primäre Erkenntnisperspektive widmete er der Frage, ob ein Zusammenhang zwischen den wirtschaftlichen Fortschritten und der gesellschaftlichen Entwicklung besteht. Diese Perspektive lag u.a. in den Veröffentlichungen „Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen“ (Knies 1853) und „Der Telegraph als Verkehrsmittel. Mit Erörterungen über den Nachrichtenverkehr überhaupt“ (Knies 1857) zugrunde. Für Knies stellt die Eisenbahn eine Art „Kommunikationsmittel“ (Knies 1853, S. 120) dar. Durch diese Erfindung erfolgte – neben dem Güter- und Personentransport – auch für den Bereich der

Nachrichtenübermittlung eine Flexibilisierung. Laut Knies wurde es erst durch den Eisenbahntransport ermöglicht, dass „die Zeitungen des Auslandes regelmäßig und täglich auf unseren Tischen liegen“ (ebd., S. 134). Diese Innovation brachte es mit sich, dass sich der gesellschaftliche Wissenshorizont schneller als bisher vergrößern konnte, da man fortan aktuelle Geschehnisse aus dem Ausland tagesaktuell in den Zeitungen nachlesen konnte (ebd., S. 134).

In einer weiteren Publikation widmet sich Knies dem telegraphischen Verkehr, der für den Ökonomen auch ein „Kommunikationsmittel“ (Knies 1857) darstellt. Wie bereits bei der Eisenbahn zuvor, griff Knies eine neue technische Innovation – in diesem Fall die Erfindung des elektrischen Telegraphen – auf und stellte sie in den Kontext gesellschaftlicher Veränderungen. Durch die neue technische Errungenschaft konnte eine weitaus schnellere Nachrichtenübermittlung als bisher mit der Eisenbahn möglich war, erfolgen (Knies 1857, S. 18). Knies behandelt neben dem telegraphischen Verkehr als Hauptgegenstand weiters die Briefpost, die Annonce und die Zeitung, die für ihn zu den wichtigsten Erscheinungsformen des Nachrichtenverkehrs zählen (ebd., S. IV). In seinem Kapitel über die Zeitung weist der Gelehrte darauf hin, dass durch den schnellen Transport von Nachrichten auch die „Consumansprüche“ (ebd., S. 66) in der Gesellschaft angestiegen sind. Damit einhergehend erfolgt ein ansteigendes Rezeptionsbedürfnis an tagesaktuellen Nachrichten. Dass die Zeitungen nicht nur die Bedürfnisse nach aktuellen Nachrichten befriedigen sondern überdies hinaus auch einen möglichen Einfluss auf die öffentliche Meinung haben, blieb Knies nicht verborgen: „Diese öffentlichen Nachrichten setzen ja die Leser bloß nicht in Kenntniß von den laufenden Tagesereignissen, sie rufen auch eine Stimmung hervor, bringen Entschlüsse zuwege“ (ebd., S. 61) und beeinflussen dadurch auch das „Thun und Lassen der Menschen“ (ebd., S. 244). In diesem Zusammenhang beschäftigt er sich auch mit der Ethik des Journalismus. Er wendet sich direkt an die Zeitungsherausgeber und appelliert an ein höheres Verantwortungsbewusstsein im Umgang mit den Nachrichten (ebd., S. 61f).

Sein Kapitel über die gedruckte Annonce hat vor allem in der Werbeforschung bleibenden Wert hinterlassen. „Der Telegraph als Verkehrsmittel“ wird in der Werbeforschung – zumindest im deutschsprachigen Raum – nach wie vor als Standardwerk angesehen (Meyen/Löblich 2006, S. 105). Knies sieht in den gedruckten Annoncen ein „Nachrichtenmittel“, durch deren Veröffentlichung der „Anstoß zu Kauf und Verkauf“ (Knies 1857, S. 51) erfolgt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahmen die Annoncen bereits

den Hauptanteil des Inseratenwesens in Anspruch. Sie waren „zu einem guten Theil der Humusboden, auf welchem große und kleine Journale sich emporhalten müssen“ (ebd., S. 52). Mit seiner kurzen Auseinandersetzung hinterließ Knies der Nachwelt „die erste umfassende Theorie der Geschäftsanzeige“ (Groth 1948, S. 251).

Obwohl sich Knies in den beiden erwähnten Arbeiten nur im geringen Ausmaß mit kommunikationstheoretischen Perspektiven beschäftigte, zählt vor allem die zweite Publikation im fachwissenschaftlichen Diskurs zu den Klassikern der Kommunikationswissenschaft. Knies versuchte aus einer makroperspektivischen Perspektive heraus die Zusammenhänge zwischen Massenkommunikation und sozialem Wandel herauszuarbeiten. Er analysiert jene gesellschaftliche Entwicklungen und Faktoren, die auf längere Sicht einen Einfluss auf das vorhandene Medienangebot nehmen bzw. zur Ausbreitung der Medien beigetragen haben. Warum die Betrachtungsweise von Knies zu den Klassikern einer Soziologie der Massenkommunikation zählt, haben Meyen/Löblich wie folgt begründet: „Er hat danach gefragt, was sich in der Gesellschaft verändert hat, damit bestimmte Formen der Nachrichtenübermittlung entstehen konnten“ (ebd., S. 90). Mit dieser Makroperspektive bietet Knies auch heutzutage noch Anknüpfungspunkte an das Forschungsgeflecht Massenmedien und sozialer Wandel.

Die „wichtigsten Bausteine für die Theorie“ (Groth 1948, 282) einer Zeitungswissenschaft wurden – neben Prutz und Knies – von dem bedeutenden deutschen Nationalökonom, Soziologen und Redakteur Albert Eberhard Friedrich Schäffle beigesteuert. Obwohl Schäffle keine seiner Publikationen ausschließlich der Presse widmete, hinterließen seine Gedanken über Kommunikation, Öffentlichkeit und Pressereform – vor allem bei seinem Freund und dem späteren Leiter des ersten Instituts für Zeitungskunde, Karl Bücher – einen bleibenden Eindruck (Meyen/Löblich 2006, S. 109).

Bevor Schäffle seinen Lehrstuhl für Nationalökonomie, Politik, Polizeiwissenschaft und Enzyklopädie der Staatswissenschaft an der Universität in Tübingen innehatte, war er Redakteur beim „*Schwäbischen Merkur*“ sowie freier Mitarbeiter der „*Augsburger Allgemeinen*“ Zeitung (ebd., S. 112). Durch seine über mehrere Jahre andauernde redaktionelle Tätigkeit war er eng mit dem Journalismus verbunden. Bereits ein Jahr nach dem Start seiner universitären Karriere veröffentlichte der Nationalökonom „Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft...“ (Schäffle 1861). In dieser

Publikation vermisst man noch den Bezug Schöffles zur periodischen Presse. Hingegen findet man bereits in der zweiten Auflage (Schöffle 1867) Ausführungen über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Bedeutung der Presse. In Anlehnung an Knies sieht Schöffle in der Presse „ein mächtiges, auf die Transportmittel sich stützendes Hilfsmittel des Verkehrs räumlich und zeitlich auseinanderliegender Personen“ (ebd., S. 463). Neben der ökonomischen Wichtigkeit der Presse verortet er in ihr auch das „Hauptorgan(...)für das Zusammenleben der bürgerlichen Gesellschaft“ (ebd., S. 463). Schöffle verglich die Gesellschaft mit einem lebenden Organismus. Diese Betrachtungsweise manifestierte er in seinem vier Bänder umfassenden Hauptwerk „Bau und Leben des socialen Körpers...“ (Schöffle 1875 bis 1878).

Schöffles Auffassung zufolge treten „Gewebe“ im sozialen Körper miteinander in eine wechselseitige Verbindung. Aus diesen komplexen Zusammenschlüssen heraus entstehen in weiterer Folge die Organe (ebd., S. 42f). Laut dem Autor befindet sich darunter auch das „psychophysische Gewebe“ (ebd., S. 354ff), aus dem sich das Organsystem „der geistigen Arbeit des Volkes und des geistigen Zusammenhanges in Raum und Zeit“ (Schöffle 1878c, S. 1ff) herausbildet. In diesem System befindet sich die Anstalt des „Nerven- und Sinnesapparats“, das die Erkenntnis-, Gefühls- und Willensorgane umfasst. Als weiteres Hauptelement nennt Schöffle die „äußeren Anstalten der Ideenmittheilung“ Diese „Nervenleitung“ agiert als „Kommunikationsanstalt“ mitgeteilter Äußerungen und Symbole (Schöffle 1875, S. 353). Demzufolge wird es jeder Person „durch unzählbare Kommunikationswege“ über diese Nervenleitung ermöglicht, mit anderen Personen in eine geistige Verbindung zu treten (ebd., S. 354f). Eines der wichtigsten Kommunikationsmittel zur geistigen Verknüpfung der Gesellschaft sieht Schöffle in der Presse: „Jedes neue Buch, das der einzelne liest, jede Zeitung, die er abonniert(...)vermehrt oft mit einem Tage seine Teilnahme um Dutzende und Hunderte von geistigen Verknüpfungen“ (ebd., S. 355).

Der eigentliche Austausch erfolgt über den symbolischen Ideenverkehr. Jede Person agiert dabei als kommunikative Schaltzentrale, indem sie über die „Kommunikationswege“ sowohl als Adressat als auch als Absender in Erscheinung tritt (ebd., S. 369). Schöffle unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen der persönlichen und realen (sachlichen) Symbolik. Zu den persönlichen Symbolen zählt für ihn die Sprache zu den „mächtigsten und einflußreichsten Mittel socialer Ideenmittheilung“ (ebd., S. 357). Ein ähnliches Schwergewicht wie dem gesprochenen Wort auf der persönlichen Ebene steuert Schöffle dem gedruckten Wort auf der sachlichen Symbolebene bei. Hier fasst er „allerlei Schriftwerke, Druckwerke...“ (ebd.,

S. 362) zusammen. Der große Unterschied zur persönlichen Symbolik besteht darin, dass die sachlichen Symbole vielfältig, transportiert und veröffentlicht werden können (ebd., S. 364). Auch Schäffle teilt die Ansicht von Knies, indem er in der Vermittlung von Nachrichten ein Transportmittel sieht, das durch die Briefpost und den Telegraphen eine unglaubliche Beschleunigung erfuhr (ebd., S. 366). Den nachfolgenden Generationen wird es dadurch ermöglicht, auf diese gedruckten „geistigen“ (ebd., S. 365) Medien zurückgreifen. Demzufolge sieht Schäffle – genauso wie Knies – in der medial vermittelten Kommunikation einen wichtigen Impuls, damit sich eine höhere Gesellschaftsentwicklung etablieren kann. In diesem Zusammenhang hebt er insbesondere die „Nervenleitung der Tagespresse“ hervor, durch die zwischen den RezipientInnen „unendlich mehr Kommunikationsfäden“ als auf der persönlichen Symbolebene genutzt werden können (ebd., S. 369). Die Tagespresse ist nach der Auffassung des Nationalökonomen überhaupt „die machtvollste psychophysische Veranstaltung, durch welche die geistige Strömung zwischen dem Volk und seinen führenden Geistern hin und her gehen“ (ebd., S. 457).

Gleichzeitig macht er sich auch Gedanken über etwaige Auswirkungen der Presseerzeugnisse auf die öffentliche Meinung. Auf Grund des großen Verbreitungsgrads konstatiert er der Tagespresse – zu denen er sowohl die Zeitungen als auch die Zeitschriften zählt – einen großen Einfluss auf die öffentliche Meinung. Schäffle spricht von einem großen zusammenhängenden geistig sammelnden und wiedergebenden Gewebe, das „vom kleinsten Localblättchen bis zum Weltjournal, von den Erbauungs bis zu den Witzblättern“ als das eigentliche „Organ der öffentlichen Meinung“ (ebd., S. 459) angesehen werden kann. Die damaligen Presseerzeugnisse wurden organisatorisch stark durch die „bürgerliche, kapitalistische Epoche“ (Groth 1948, S. 276) jener Zeit geprägt. Der Nationalökonom hatte diese Entwicklungen vor Augen und warnte vor etwaigen Manipulationsversuchen, die auf den Einfluss der öffentlichen Meinung abzielen könnten. Im Detail beklagt er, dass auch die renommiertesten Presseerzeugnisse mittlerweile immer mehr den Einfluss von Börsen, Spekulanten und Banken ausgesetzt sind. Durch die zunehmende „Herrschaft eines entarteten Kapitalismus“ sei auch die Presse vor Korruptionsversuchen nicht mehr gefeit. Schäffle verstärkt seine Darstellung dahingehend, dass sogar „die Regierungen selbst verleitet werden, die Presse durch Geld zu gewinnen“ (ebd., S. 465).

Damit sich das Pressewesen aus der Umklammerung des „Speculationskapitals“ und der „Annoncenausbeutung“ wieder lösen kann, regte er eine „allgemeine volkswirtschaftliche

Reform“ (ebd., S. 466) an. Eine staatliche Kontrolle der Presseerzeugnisse lehnte Schäffle ab. Vielmehr ging es ihm darum, dass bei den Zeitungen der Unterschied zwischen „materieller und ideeller Sphäre“ (Meyen/Löblich 2006, S. 124) gewahrt bleiben soll. Schäffle sieht einen Lösungsansatz in der Gründung „öffentlicher Anzeigblätter“ und politischer „Vereins-Zeitschriften“, die als offizielles mediales Kommunikationsmittel herangezogen werden können (Schäffle 1878c, S. 69). Die „literarisch-artistische Produktion und die Tagespresse“ könnte dadurch der „Centralisation“ entzogen werden (Schäffle 1878b, S. 520). Um dem Ideal eines korruptionsfreien Publikationswesens etwas näher zu kommen, sollten alle Druckereien diese Druckerzeugnisse zum gleichen Produktionspreis herstellen. Damit hätten sowohl die politischen als auch die privaten Meinungen eine gleichwertige Ausgangsposition, als Organe der öffentlichen Meinung beitragen zu können (ebd., S. 520).

Die beeindruckenden Erkenntnisse Schäffles konnten Dank der Entdeckung Groths und der Publikation von Meyen/Löblich wieder in den aktuellen medientheoretischen Fachdiskurs rückgeführt werden. Auch wenn Groth keinesfalls alle Auffassungen Schäffles teilt, bezeichnet er ihn als „Pionier der Zeitungswissenschaft“ (Groth 1948, S. 282). Aus der soziologischen Gesellschaftstheorie Schäffles lässt sich ableiten, dass mediale Kommunikation für die Entwicklung einer Gesellschaft eine zentrale Rolle einnimmt. Dabei fungieren die Presseerzeugnisse als einer der wichtigsten Kommunikationskanäle zur geistigen Verbindung der Gesellschaft. Überdies hinaus stellte Schäffle bei seinen weiteren Ausführungen die Presse in den Kontext gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Funktionen und Wirkungen, referierte über etwaige Missbrauchsversuche und erarbeitete Vorschläge für eine Pressereform, die zumindest in Teilen von Bücher in einem Gesetzesentwurf zur Pressereform berücksichtigt wurden. Die soziologisch untermauerten Gedanken über Kommunikation, Öffentlichkeit und Pressereform müssen im Kontext der späteren Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft gesehen werden. Obwohl sein Freund Karl Bücher sichtlich von den Ergebnissen beeindruckt war, hat der Gründer des ersten Instituts für Zeitungskunde die zahlreich vorhandenen theoretischen Anregungen nicht in den Fachdiskurs mit einfließen lassen.

Es war wiederum ein Nationalökonom, dessen Arbeit stellvertretend für eine weitere medienhistorisch interessante Abhandlung steht. Dabei handelt es sich um den bedeutenden Nationalökonom Wilhelm Roscher, der im vierten Band der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik den Beitrag „Anfänge des nationalökonomischen Zeitschriftenwesens in

Deutschland. Ein Lebensbild aus der Mitte des 18. Jahrhunderts“ (Roscher 1865) veröffentlichte. Für den Fachbereich der historischen Zeitschriftenforschung bietet diese Arbeit interessante Aspekte, da sie als die erste wissenschaftliche Auseinandersetzung für den Bereich des Fachzeitschriftenwesens gewertet werden kann (Groth 1948, S. 198).

Roscher bietet eine bibliographisch-deskriptive Übersicht über die Entstehung- und Entwicklungsgeschichte der ersten nationalökonomischen Fachzeitschriften Deutschlands. Während er der 1729 veröffentlichten „ersten größeren Fachzeitschrift“ (Kirchner 1958, S. 86), die „*Oekonomische Fama...*“, gerade einmal eineinhalb Seiten widmete, intensivierte er seine Forschungsbemühungen bei der zweiten Fachzeitschrift, die von Georg Heinrich Zincke zwischen 1742 und 1767 unter dem Titel „*Leipziger Sammlung von wirtschaftlichen, Polizey-, Cameral- und Finanzsachen*“ herausgegeben wurde. Roscher widmet den kurzen Abriss über die „*Oekonomische Fama...*“ dem Professor der Kameralwissenschaften Justus Christoph Dietmar, der nicht nur als Herausgeber fungierte sondern auch inhaltlich den größten Teil der Zeitschrift abdeckte (Roscher 1865, S. 87). Bei der Fachzeitschrift Zinckes wird die Analyse umfangreicher angelegt. Auch hier steht die Person des Herausgebers im Zentrum der Analyse. Vor allem interessiert Roscher die Grundintention zur Herausgabe und die Einhaltung der Blattlinie. Mehr Aufschlüsse verspricht er sich durch die Analyse der Vorwörter, Kommentare und Beiträge des Herausgebers. Mit ihrer Hilfe versucht Roscher den publizistischen Werdegang des Blattes nachzuvollziehen.

Darüber hinaus versucht er eine erste Charakterisierung des wissenschaftlichen Fachzeitschriftenwesens zu treffen. Roscher geht von der Annahme aus, dass eine fachspezifische wissenschaftliche Zeitschrift erst zu einer größeren Bedeutung erlangen kann, wenn der wissenschaftliche Zweig über den sie berichtet, bereits eine fortgeschrittene Entwicklungsstufe erreicht hat. Für die inhaltliche Festlegung, Bearbeitung und Veröffentlichung der wissenschaftlichen Beiträge setzt er das Vorhandensein eines gelehrten und mit der spezifischen Materie vertrauten Redaktionsteams voraus. Diese Voraussetzung soll gewährleisten, dass durch die veröffentlichten Beiträge „ein lehrreiches Spiegelbild der vornehmsten praktischen Ereignisse ihres Faches“ (ebd., S. 86) entstehen kann. Demgegenüber muss ein der jeweiligen Fachrichtung zugeneigtes gelehrtes Publikum bestehen, dass sich überdies hinaus auch dazu bereit erklärt, für die Rezeption von Fachinformationen zu bezahlen. In seinen weiteren Ausführungen weist der Nationalökonom darauf hin, dass der RezipientInnenkreis keineswegs als passives Element betrachtet werden

sollte. Der Redaktionsstab sollte es laut Roscher tunlichst vermeiden, etwaiges Feedback der aktiven LeserInnenschaft zu ignorieren, da diese Meinungen von ihrem Stellenwert her durchaus mit der „öffentlichen Meinung gegenüber den Parteien im Landtag“ gleichzusetzen sind (ebd., S. 85). In der für die wissenschaftliche Fachzeitschrift modifizierten Aufzählung Roschers sieht Groth auch jene „Komplexe von Bedingungen, die für die Entstehung und der Entwicklung der periodischen Presse überhaupt gelten“ (Groth 1948, S. 252).

Es waren vor allem die beiden Nationalökonomen Knies und Schäffle, die nach einer jahrzehntelang anhaltenden Dürreperiode zeitungswissenschaftlicher Auseinandersetzungen – ausgenommen die bereits angesprochenen Forschungsanstrengungen einiger Historiker – die periodische Presse wieder als festen Bestandteil in ihren wissenschaftlichen Abhandlungen berücksichtigten. Vor allem durch Schäffles soziale Gesellschaftstheorie wurde deutlich erkennbar, dass die Presseerzeugnisse einen wichtiger Baustein zur geistigen Verbindung der modernen Gesellschaft liefern. Auch andere wissenschaftliche Disziplinen erkannten, dass das Pressewesen auf den unterschiedlichsten Ebenen eng mit der Gesellschaft verflochten ist.

Der ausgearbeitete Überblick über die Forschungsliteratur des 18. Jahrhunderts legt nahe, dass Österreich, im Gegensatz zu Deutschland, in diesem Zeitraum keine presserelevanten Publikationen vorzuweisen hat. Dank medienhistorisch motivierter interdisziplinär angelegter Untersuchungen (Schmolke 1992; Scheichl/Duchkowitsch 1997) ist es gelungen, einige pressehistorisch wertvolle Arbeiten in Österreich auszumachen. Die AutorInnenschaft setzte sich überwiegend aus Privatgelehrten zusammen. Die Analyse der zentralen Erkenntnisperspektiven und Ergebnisse sowie die Einordnung in die Fach- und Theoriegeschichte sind Teil des nächsten Kapitels.

2.3.3 Theoretische Auseinandersetzungen in Österreich während des 19. Jahrhunderts

Kurz vor dem Revolutionsausbruch 1848 veröffentlichte der Schriftsteller Adolph Wiesner seine pressehistorische Publikation über die „Denkwürdigkeiten der Oesterreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformazion bis auf die Gegenwart“ (Wiesner 1847). Seine Abhandlung kann als „frühester Beleg für eine kritische Beschäftigung mit österreichischer Medienkultur und Kommunikationspolitik“ (Duchkowitsch 1997, S. 33) bewertet werden. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit war Wiesner auch politisch engagiert. Seine politischen Aktivitäten brachten ihn auch in das Frankfurter Parlament, wo er einige Zeit seinen Dienst versah. Kurz vor der Veröffentlichung seiner pressehistorischen Abhandlung sah sich Wiesner mit strengen Zensurmaßnahmen konfrontiert. Um sich aus den Schlingen der Zensur

befreien zu können, floh Wiesner aus Wien und fand in Stuttgart einen Verleger für seine Publikation. (Duchkowitsch 2000, S. 31). Sein Handlungsweise erzürnte die österreichische Regierung, die ihm schließlich die Rückkehr nach Österreich verwehrte. 1852 entschloss er sich dazu, seine schriftstellerische Tätigkeit in den USA fortzusetzen (Schmolke 1992, S. 252f).

Im Vorwort bemängelt Wiesner, dass in Österreich im Gegensatz zu Deutschland bisher keine Publikation veröffentlicht wurde, die sich inhaltlich mit dem Wesen der Pressefreiheit und den Zensurverhältnissen auseinandersetzt. Mit seiner Publikation möchte er erstmalig den Versuch wagen „alle labirinthischen Verwicklungen der Gesetzgebung und Verwaltungsdiktatur im gehörigen Lichte“ (Wiesner 1847, S. IX) zu erörtern.

Eingangs erfolgt ein Überblick über die Presseverhältnisse Deutschlands vom Beginn der Reformation bis zum Reichtagsabschied zu Augsburg vom 19.11.1530 (ebd., S. 9ff) sowie in Österreich von Ferdinand I. bis Joseph II. (ebd., S. 20ff). Vor allem das Pressewesen während der Schirmherrschaft von Joseph II. (ebd., S.141ff) – der 1781 ein neues Zensurgesetz verabschiedete – (ebd., S. 145ff) ist Teil seiner Erörterungen. Wiesners Analyse hinsichtlich der Auswirkungen und Veränderungen der Presselandschaft aufgrund der durch Joseph II. initiierten erneuerten Zensurordnung vom 22. Februar 1795 (ebd., S. 193ff) sowie die Vorschrift vom 10. September 1810 (ebd., S. 213ff) bieten medienpolitisch interessante Einblicke. Es folgt eine Darstellung der österreichischen Presseverhältnisse in der Bundesversammlung vom 12. Oktober 1818 (ebd., S. 243ff) sowie über den Zeitraum von 1819 bis 1847 (ebd., S. 255ff). Das Kapitel über die inländische Presse (ebd., S. 284ff) gibt u.a. Aufschluss über die Zensurauflagen für die österreichische periodischen Presse. Im Folgekapitel betrachtet er Zensurverordnungen für die auswärtige Presse (ebd., S. 342ff). Im Anhang befindet sich ein Wiederabdruck einer Petition, die aufgrund der damaligen Zensurverhältnisse von den Wiener Literaten ins Leben gerufen wurde (ebd., S. 409ff). Die Petition schließt mit den Unterschriften aller Unterstützer – u.a. auch der Franz Grillparzers – ab.

Mit der detaillierten Aufarbeitung der Zensurverhältnisse in Österreich leistete Wiesner einen pressehistorisch gesehen wichtigen Beitrag. In seiner Publikation erhält man neben den im Originalwortlaut abgedruckten Gesetzen auch darüber Aufschluss, welche Auswirkungen diese Zensurbestimmungen auf die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erschienenen Zeitungen

und Zeitschriften in Österreich hatten. Möchte man für diesen Zeitraum eine Zeitschriftenuntersuchung durchführen, so kann die Publikation Wiesners als eine der wichtigsten Primärquellen genannt werden.

Ein weiterer Nachweis einer theoretischen Betrachtung mit dem Pressewesen ist in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich zu finden. Es handelt sich um einen schriftlich festgehaltenen Vortrag von M. Thausing, der über die ältesten Wiener Zeitungen referierte (Thausing 1867, S. 68ff). Thausing hebt bereits in seinem Einleitungssatz die wichtige Rolle des Zeitungswesens in der heutigen Gesellschaft hervor (ebd., S. 68). Anschließend bietet er einen kurzen Abriss über die in Wien erscheinenden ersten Flugschriften und Relationen (ebd., S. 68). Ein wenig mehr erfährt man über die ersten gedruckten und periodisch erscheinenden Zeitungen Wiens aus dem Jahr 1703, dem „*Posttäglichen Mercurius*“ und dem „*Wienerischen Diarium*“ (ebd., S. 69f). Als älteste gelehrte Zeitschrift in Wien nennt er die 1755 erstmalig veröffentlichten „*Wienerischen gelehrten Nachrichten*“ (ebd., S. 70). Zenker verlieh in seiner „Geschichte der Journalistik. Von den Anfängen bis zum Jahre 1848“ (Zenker 1892) diesen Titel einer Publikationsreihe, die von 1727 bis 1729 in Monatstakt erschienen ist und mit dem Titel „*Das Merkwürdige Wienn...*“ ausgestattet war (ebd., S. 39ff). Neben den bibliographischen Daten ist die Tatsache interessant, dass dieser Vortrag vor den Mitgliedern des Vereines für Landeskunde abgehalten wurde. Es liegt die Vermutung nahe, dass die periodische Presse bereits zu jener Zeit in Österreich ein wichtiger gesellschaftlicher und kultureller Faktor war.

Eine weitere theoretische Auseinandersetzung mit dem Pressewesen wurde von dem promovierten Juristen Johann Winckler unter dem Titel „Die periodische Presse Oesterreichs. Eine historisch-statistische Studie“ (Winckler 1875) veröffentlicht. Im ersten Teil erfolgt ein Überblick über die Entstehung und Entwicklung der österreichischen periodischen Presse bis zum Jahr 1848 (ebd., S. 19ff). Daran anschließend bietet Winckler einen statistischen Überblick der periodischen Presse bis 1873 (ebd., S. 65ff). Winckler sieht in der von der Zensur befreiten Presse nach 1848 einen für die Gesellschaft relevanten Indikator, den er als wichtigen „Factor des allgemeinen Volksbildungswesens“ (Winckler zit. nach Schmolke 1992, S. 259) bezeichnet. Interessante Ergebnisse beinhaltet der statistisch-analytische Teil der Publikation (ebd., S. 126ff). Winckler erfasst die periodische Presse von 1848 bis 1873 nach folgenden Kriterien: Inhalt und Tendenz, Nationalitäten und Sprache, Ort, Art und

Dauer ihres Erscheinens. Die Presserzeugnisse kategorisiert Winckler in politische, unterhaltende, gelehrte, kommerzielle und sonstige Anzeigebblätter (Schmolke 1992, S. 259). Für den Juristen, Historiker und Staatsmann Josef Alexander Freiherr von Helfert – ein weiterer österreichischer pressekundlicher Autor – bietet der statistische Teil Wincklers die bisher vollständigste Übersicht über die periodische Presse (Helfert 1877, S. 281). Den Anspruch von Vollständigkeit kann Winckler nicht erfüllen. Helfert konnte für das Jahr 1848 in Summe 17 Presseerzeugnisse aufzählen, die Winckler offensichtlich übersehen hatte (ebd., S. 281f). Unter den zahlreichen historischen und juristischen Veröffentlichungen Helferts befindet sich auch die Publikation „Die Wiener Journalistik im Jahre 1848“ (Helfert 1877), die einen medienhistorisch interessanten Einblick in die Wiener Presseverhältnisse des Revolutionsjahres bietet.

Helfert gliedert den Stoff seines Werkes in drei Phasen. Der erste Zeitraum erstreckt sich von Jänner 1848 bis zur Aufhebung der Zensur am 14. März 1848 (ebd., S. 3ff). Folgt man den Erläuterungen Helferts, gab es in Wien zu Beginn des Jahres 1848 nur zwei politische Zeitungen, nämlich die „*Oesterreichisch-Kaiserlich privilegierte Wiener Zeitung*“¹² (ebd., S. 9f) und den „*Österreichischen Beobachter*“ (ebd., S. 10ff). Die zweite Phase reicht vom 15. März bis zum 25. Oktober 1848 (ebd., S. 21ff). Diese Phase der Pressefreiheit ist v.a. durch den enormen Anstieg periodischer Presseerzeugnisse gekennzeichnet. Helfert vermittelt aufschlussreiche Daten über die HerausgeberInnen und RedakteurInnen dieser neu emporgeschossenen Blätter. Ausführlicher beschäftigt er sich mit der Entstehungsgeschichte der Zeitung „*Die Presse*“ bzw. mit der Biographie ihres Herausgebers August Zang. Dieser „bedeutendsten journalistischen Schöpfung des Jahres 1848“ widmet er ein eigenes Kapitel (ebd., S. 97ff). Die letzte Phase erstreckt sich vom 26. Oktober bis Ende des Jahres 1848 (ebd., S. 228ff). Dieser Zeitraum steht ganz im Zeichen der militärischen Belagerung Wiens. Helfert bietet für jene Phase einen ausführlichen Überblick über das ab Mitte Oktober 1848 einsetzende Sterben der periodischen Blätter (ebd., S. 233ff). Unter den neu gegründeten periodischen Blätter während der Revolutionsphase machte er 34 „Eintagsfliegen“ aus, die bereits nach der ersten Ausgabe wieder eingestellt wurden (ebd., S. 268). 26 weitere Publikationen existierten gerade einmal eine Woche. Nur 27 „vor-märzliche“ Journale schafften es überhaupt, dass sie auch noch im Jahr 1849 publiziert wurden. Im Anhang werden alle im Jahr 1848 erschienenen Zeitungen und Zeitschriften aufgelistet (ebd., S. 287ff).

¹² Das frühere „*Wiener Diarium*“.

Die streng konservative Erziehung des Elternhauses hat Helfert sowohl geistig als auch politisch geprägt (Schmolke 1992, S. 126). Dadurch lässt sich auch die in seiner Publikation spürbare ablehnende Haltung gegenüber der Revolutionspresse erklären. Trotz allem bietet der Anhang laut Zenker eine „durchaus erschöpfende“ und wertvolle bibliographische Übersicht über die periodischen Presse des Revolutionsjahres (Zenker 1904, S. 19).

Ein weiterer österreichischer zeitungskundlicher Autor war der Journalist und Schriftsteller Johann Hermann Wehle, der u.a. als Redakteur bei der „*Wiener Allgemeinen Zeitung*“ tätig war. Sein Werk „Die Zeitung. Ihre Organisation und Technik“ (Wehle 1883) ist mit dem Zusatz „Journalistisches Handbuch“ versehen. Im Kern versucht er die organisatorischen, technischen, wirtschaftlichen und redaktionellen Abläufe einer Zeitungsherstellung zu charakterisieren. Sein Handbuch dient nicht nur bereits praktizierenden JournalistInnen, sondern sollte überdies hinaus auch einem größeren journalistisch interessierten Personenkreis dienlich sein (ebd., S. IV). Auf redaktioneller Seite beschäftigt er sich u.a. mit den Aufgaben- und Tätigkeitsbereichen des Chefredakteurs (ebd., S. 16ff) und seines Redaktionsstabs (ebd., S. 20ff). Weiters vermittelt er einen Einblick in „die Werkstätte“ einer Zeitung (ebd., S. 47). In Wehles „Zeitung-Werkstatt“ werden wichtige Faktoren erörtert, die zur Erzeugung und Verbreitung der Zeitung vonnöten sind. Neben der Redaktion beschreibt er u.a. die Administration (ebd., S. 56ff) und die Expedition (ebd., S. 66ff). In seinen weiteren Ausführungen erörtert Wehle das Verhältnis zwischen der Post und der Zeitung (ebd., S. 90ff). Medienhistorisch interessant ist der anschließende Vergleich der Pressegesetzgebung mehrerer Länder. Auf Grund dieser Übersicht erhält man einen interessanten Überblick über die damals bestehenden Pressegesetze des Deutschen Reiches (ebd., S. 150ff), Österreichs (ebd., S. 171ff), Ungarns (ebd., S. 196ff), Frankreichs (ebd., S. 203ff), Russlands (ebd., S. 208) und Amerikas (ebd., S. 209). Weiters sind auch Fragen zur journalistischen Etikette (ebd., S. 128ff) und Standesehre (ebd., S. 136ff) Teil seines Handbuchs. Wehles Werk wird in der zeitungswissenschaftlichen Literatur als die erste „Praktikerschrift“ bezeichnet. Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts kann ein Anstieg an Praktikerschriften verzeichnet werden. Sie wurden von journalistisch tätigen Personen verfasst und dienten als Leitfaden für die künftige JournalistInnenschaft (Groth 1948, S. 306).

Eine kulturhistorisch motivierte Arbeit stammt von dem Journalisten und Kulturhistoriker Heinrich Moriz Richter. Richter sah in der damaligen periodischen Presse einen „Kulturträger“ der Gesellschaft. Offensichtlich wurde er im Zuge seiner Abhandlung „Die

Wiener Presse“ (Richter 1888) von den – in dieser Arbeit bereits erwähnten – Sichtweisen Schlözers und Moritz geprägt. Eingangs verweist er auf Schlözers Aussage, dass die Zeitungen als ein europäisches Kulturmittel anzusehen sind (ebd., S. 413). Die kulturelle gesamteuropäische Sichtweise Schlözers muss aber Richters „pädagogischen Denk- und Wertkategorien“ weichen (Duchkowitsch 1997, S. 36). Primär sieht Richter in der periodischen Presse ein „Erziehungsmittel ersten Ranges“, die für die österreichische Gesellschaft als eine „Schule der Erwachsenen“ angesehen werden kann (Richter 1888, S. 413). Durch die Hervorhebung des gesellschaftlichen Bildungsideals fasst er die Gedanken von Moritz erneut auf. In der Epoche der Aufklärung klingt der Aufruf von Moritz noch plausibel, jedoch hat Richter augenscheinlich nicht das Bildungsgefälle der österreichischen Gesellschaft vor Augen gehabt.

Gänzlich vermisst man den Hinweis, dass die damalige Bevölkerung Wiens aus nahezu 70% Arbeiter- und Hausdienerschaft bestand (Duchkowitsch 1997, S. 40). Von einer allgemeinen Lesefähigkeit in der Gesellschaft konnte man in den österreichischen Erbländen zu jener Zeit nach wie vor nicht sprechen. Zusätzlich hat der Kostenfaktor eine große Rolle gespielt. Der Großteil der Bevölkerung konnte sich ein kostspieliges Zeitungsabonnement – zumindest bis zum Ende des 19. Jahrhunderts – schlichtweg nicht leisten (ebd., S. 38). Richter schrieb Leitartikel und Feuilletons für die „Neue freie Presse“ und erreichte damit in erster Linie die gesellschaftlich gebildete „Elite“ sowie das „(Bildungs)-Bürgertum“ (ebd., S. 40). Das von Richter propagierte Bildungsideal der Presse kann eventuell für diesen Personenkreis Anwendung finden. Für den Großteil der Gesellschaft müssen die Ausführungen Richters als illusorisch bezeichnet werden (ebd., S. 40).

Richters medienhistorische Aufarbeitung der Presseverhältnisse Österreichs deckt den Zeitraum von 1848 bis 1888 ab. Eingangs beschäftigt er sich mit den vormärzlichen periodischen Presseerzeugnissen und Zensurbestimmungen (ebd., S. 414ff). Detaillierter setzt er sich mit dem Revolutionsjahr 1848 und den damaligen Zeitungen und Zeitschriften auseinander (ebd., S. 418ff). Kennt man die bereits besprochenen Abhandlungen von Helfert und Winckler, bietet Richter für diese Zeitspanne keine neuen Ergebnisse. Die nächste Epoche von 1852 bis 1862 beschreibt Richter als „die verfassungslose Zeit, in der der Wiener Presse eine große Rolle zufiel, für eine Verfassung zu kämpfen“ (ebd., S. 424). Richter versucht für den Zeitraum zwischen 1848 und 1861 die wichtigsten Persönlichkeiten und ihre Presseerzeugnisse zu nennen. So wie schon Helfert zuvor, beschäftigt er sich in diesem

Zusammenhang vor allem mit der von August Zang gegründeten „Presse“, in der er die „bedeutendste Schöpfung“ (ebd., S. 426) jener Epoche sieht. Weiters beschreibt er näher den Werdegang von Ignaz Kuranda, dem Gründer der in Österreich verbotenen Wochenschrift des „Grenzboten“ und „Ostdeutschen Post“ (ebd., S. 432ff). Einen weiteren Markstein der Wiener Presse sieht Richter in der durch Max Friedländer, Michael, Etienne und Adolph Werthner 1864 gegründeten „Neuen Freien Presse“, deren journalistische Karriere von Richter ausführlich dargestellt werden (ebd., S. 441ff).

Darüber hinaus berücksichtigt Richter in seiner Darstellung den ab den 1860er Jahren in Österreich einsetzenden wirtschaftlichen und technischen Umschwung, durch den die Presse einen Aufschwung erlebte. Genauso kritisch wie Schäffle in seiner soziologischen Abhandlung äußerte sich Richter dahingehend, dass die Presse gegenüber Finanzunternehmen, Banken und Versicherungsgesellschaften in finanzielle Abhängigkeit geraten ist. „Ueberspeculation und Gründerschwindel“ (ebd., S. 451) kennzeichnen laut Richter jene Presseperiode. Unter „Gründerschwindel“ verstand Richter das emporschießen so genannter „volkswirtschaftlicher“ Journale, die sich inhaltlich auf ein paar Notizen über den wirtschaftlichen Aufschwung stützten. Primär diente diese „parasitäre Fachpresse“ (ebd., S. 450) der Gewinnmaximierung durch die massenhafte Aufnahme von Inseraten mit dem Anspruch der Gewinnbeteiligung. Richter konnte bis 1873 92 dieser „pseudovolkswirtschaftlichen Blätter“ nachweisen, wobei alleine auf Wien 70 entfielen (ebd., S. 451). Als weitere wichtige Entwicklungsschritte der Presse bis Mitte der 1880er-Jahre nennt Richter den Wegfall der Inseratensteuer mit 1. Juli 1874 (ebd., S. 453), die Durchsetzung der telegraphischen Nachrichtenvermittlung (ebd., S. 455ff), den Ausbau des Eisenbahnnetzes (ebd., S. 458ff) und schließlich die technologischen Fortschritte im Bereich des Druckereiwesens (ebd., S. 460ff). Neben dem Anstieg der Arbeiterpresse verzeichnet Richter für jene Zeit auch einen enormen Anstieg an Fachzeitschriftengründungen (ebd., S. 467). Abschließend kann festgehalten werden, dass das von Richter vermittelte Bildungspotenzial der periodischen Presse überzogen dargestellt wird. Der Überblick über die österreichische Presse im 19. Jahrhundert stellt aber eine „materialreiche medienhistorische“ (Schmolke 1992, S. 230) Forschungsquelle dar.

Gleich mehrere pressehistorische Arbeiten wurden von dem Schriftsteller, Journalisten, Publizisten und Politiker, Ernst Victor Zenker, verfasst. In den Literaturverzeichnissen jener DissertantInnen der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien,

deren Arbeiten ein medienhistorisches Erkenntnisinteresse zu Grunde lag, durften bis zu Beginn der 1980er- Jahre die theoretischen Auseinandersetzungen Zenkers keinesfalls fehlen (Duchkowitsch 1997, S. 57).

Ähnlich wie Richter zuvor bewegt sich auch Zenker bei seiner historischen Aufarbeitung der Wiener Journalistik „ausschließlich innerhalb eines bibliographisch-deskriptiv angelegten Rahmens“ (Duchkowitsch 1997, S. 56) und nähert sich dadurch der Geschichte des deutschen Journalismus von Prutz.

Zenkers Aufarbeitung der Wiener Pressegeschichte beginnt mit der Veröffentlichung der „Geschichte der Wiener Journalistik. Von den Anfängen bis zum Jahre 1848“ (Zenker 1892). Bevor er sich in seinen ersten Abschnitt mit den Vorbedingungen und der Entstehung des Zeitungswesens auseinandersetzt, stellt er dem Kapital das – bereits bei Richter erwähnte – Schlözer Zitat voran. Auf kompakten 35 Seiten versucht er die pressehistorisch wichtigsten Entwicklungsschritte des 16. und 17. Jahrhunderts aufzuzeigen (ebd., S. 1ff). Dabei erfährt man etwas über die ältesten Relationen und „Newen Zeitungen“ (ebd., S. 6ff), die „Ordinari Zeitungen“ (ebd., S. 16ff) und schließlich über den „*Posttäglichen Mercurius*“ (ebd., S. 25ff) und das „*Wienerische Diarium*“ (ebd., S. 31ff).

Der zweite Abschnitt umfasst die literarische Journalistik Wiens in der Theresianischen und Josephinischen Epoche. Für Zenker stellt die Entstehung und Ausbreitung der gelehrten Zeitschriften und der moralischen Wochenschriften in dieser Epoche einen wichtigen Markstein der Wiener Journalistik dar (ebd., S. 36). Mit der 1727 erstmalig veröffentlichten Zeitschrift „*Das Merkwürdige Wienn...*“ hatte Wien die erste gelehrte Fachzeitschrift (ebd., S. 39f). Als erste moralische Wochenschrift nach dem Vorbild des „*Spectators*“ nennt Zenker die 1762 erschienene Wochenschrift „*Die Welt*“ (ebd., S. 46f). Neben der Entstehungsgeschichte und der Bedeutung dieser Blätter beschäftigt sich Zenker in diesem Kapitel auch mit ihren unmittelbaren Nachfolgererzeugnissen. Weiters setzte er sich mit dem josephinischen Zensurgesetz vom 11. Juni 1781 auseinander (ebd., S. 62ff). Vor allem während der Ära Josephs II. konnte Zenker einen Anstieg an Fachzeitschriften verzeichnen (ebd., S. 71). Bis zum Jahr 1789 versucht er die Fachblätter für die Bereiche der Theologie (ebd., S. 71ff), der Freimaurerei (ebd., S. 75), der Jurisprudenz (ebd., S. 75), der Handel- und Gewerbetreibenden (ebd., S. 75f), dem Militär (ebd., S. 76), dem Theater (ebd., S. 76) und der Mode- und Frauenwelt (ebd., S. 77) zu erfassen.

Der letzte Abschnitt umfasst den Zeitraum von 1790 bis 1848, den er für die Wiener Journalistik als „Trübe Lehrjahre“ (ebd., S. 80) bezeichnet. Zenker bemängelt vor allem die inhaltliche Ausrichtung der Zeitung. Durch die enorme Ausbreitung an Zeitschriften wird es der Wiener Bevölkerung ermöglicht, auf Blätter mit „berichterstattenden, polemisierenden, kritischen und unterhaltenden Charakter“ zurückzugreifen. Damit die Tagespresse ihrem „volkserzieherischen Berufe“ gerecht wird, muss sie all diese Charakterzüge vereinen (ebd., S. 83). Der pädagogische Ansatz Richters wird auch bei Zenker stark in den Vordergrund gerückt. Die einsetzende verschärfte Lage der Zensurverhältnisse durch das Hofdekret vom 1. September 1790 ist Teil seiner weiteren Aufarbeitung (ebd., S. 87ff). Wie schon im vorherigen Abschnitt erfolgt eine Auflistung wichtiger Presseerzeugnisse bis zum Jahr 1848. Unter den politischen Blättern jener Periode beleuchtet Zenker eingehender die „*Wiener Zeitung*“ (ebd., S. 99ff). Nach einer Übersicht über die nicht politischen Zeitungen dieses Abschnitts (ebd., S. 110ff) widmet er sich den nicht politischen Zeitschriften jener Zeit (ebd., S. 117ff). Zenker sieht durch die technischen und wissenschaftlichen Fortschritte des 19. Jahrhunderts einen wichtigen Impuls für das Entstehen wissenschaftlicher Fachzeitschriften (ebd., S. 117). Im Anhang bietet Zenker ein chronologisches Verzeichnis der bis zum Jahre 1700 in Wien gedruckten Relationen und „Newen Zeitungen“ (ebd., S. 127ff) und ein chronologisches Verzeichnis der in Wien seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts erschienen periodischen Zeitschriften (ebd., S. 143ff).

Ein Jahr später veröffentlichte Zenker den Fortsetzungsband „Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848“ (Zenker 1893). Im Vorwort weist Zenker darauf hin, dass der umfassenden Darstellung Helferts über die Wiener Journalistik im Jahre 1848 inhaltlich nichts mehr hinzuzufügen sei. Zenker versucht das Werk Helferts durch seine Auseinandersetzung mit der „neugeborenen öffentlichen Meinung in Wien“ zu ergänzen (Zenker 1893, S. V). Das zu bearbeitende Stoffgebiet gliedert er in drei Kapitel.

Im Kapitel Märzrevolution geht er näher auf die Petitionen der Wiener Schriftsteller vom 11. März 1845, der böhmischen Stände von 1847 und der niederösterreichischen Stände vom 13. März 1848 ein (ebd., S. 6ff). Es folgt eine Übersicht der Wiener Zeitungen (ebd., S. 14ff) und Journale (ebd., S. 19ff) in den letzten Tagen des Vormärz. Die journalistischen und gesellschaftlichen Auswirkungen, die u.a. durch das provisorische Pressegesetz vom 31. März 1848 hervorgerufen wurden, sind Teil seines Kapitels Mairevolution (ebd., S. 39ff). Am 1. April 1848 publizierte die „*Wiener Zeitung*“ das vage formulierte Pressegesetz, dass der

„willkürlichen Censur“ (ebd., S. 30) alle Tore offen ließ. Ab diesem Zeitpunkt meldeten sich zahlreiche RedakteurInnen und HerausgeberInnen der gemäßigten und oppositionellen Presse zu Wort, die sich zu dem neu erlassenen Gesetz kritisch äußerten. Neben der „*Wiener Zeitung*“ nahm auch das von der Regierung abhängige Presseorgan, die „*Constitutionelle Donau-Zeitung*“, eine kritische Haltung ein (ebd., 38f). Innerhalb weniger Wochen verschärfte sich die Situation zwischen den regierungsfreundlichen und liberal-demokratischen Blättern.

Als Beispiele nennt Zenker u.a. die Auseinandersetzung zwischen der „*Constitution*“ und der „*Wiener Zeitung*“ oder der „*Freimüthige*“ mit der „*Kirchenzeitung*“ (ebd., S. 42). In den Vordergrund der journalistischen Diskussionen wurde in jener politisch turbulenten Zeit auch die Arbeiterklasse gerückt. Vor allem die demokratischen Blätter verstanden es, dass sie der Arbeiterbewegung eine publizistische Plattform für ihre Anliegen zur Verfügung stellten (ebd., S. 44). Genauso wie die Journalistik war auch die öffentliche politische Meinung der Gesellschaft in zwei Lager geteilt. Diese scheinbar unüberwindbare Kluft spiegelte sich auch in den Beiträgen der Blätter wieder, die Zenker anhand von Beispielen in diesem Kapitel ausführlich darstellt (ebd., S. 50ff). Im letzten Kapitel „Die Octoberrevolution“ widmet er sich u.a. der Fülle an neu entstandenen Blättern von Mai bis Oktober 1848. So wie Helfert zuvor beschreibt auch Zenker den publizistischen Werdegang der „Presse“ im Detail (ebd., S. 82ff). Der Rest des Kapitels wird durch die Darstellung der politischen Spannungen jener Zeit dominiert. Im Anhang befinden sich historische Dokumente, wie z.B. das Manifest der Schriftsteller Wiens vom 15. März 1848 (ebd., S. 141), sowie ein chronologisches Verzeichnis der in Wien während des Jahres 1848 erschienen Zeitungen (ebd., S. 143ff).

Aus Anlass der Weltausstellung in Paris 1900 trat Zenker ein weiteres Mal mit einer medienhistorischen Publikation in Erscheinung. Inhaltlich gliedert Zenker seine „Geschichte der Journalistik in Österreich“ (Zenker 1900) in die Anfänge der Journalistik in Österreich (ebd., S. 1ff), die Presse von 1800-1848 (ebd., S. 18ff), die Presse des Revolutionsjahres (ebd., S. 28ff), die österreichische Presse von 1848-1862 (ebd., S. 45ff) und die Presse der Neuzeit (ebd., S. 60ff). Vergleicht man den Inhalt der bereits besprochenen Abhandlungen Zenkers mit den ersten drei Kapiteln dieser Publikation, so findet man auf den ersten 44 Seiten keine wirklich neuen Erkenntnisse. Im Kapitel 1848-1862 bietet Zenker einen Überblick über die wichtigen Presseerzeugnisse jener Periode. Darunter findet man auch genaue Auflagenzahlen der 18 amtlichen und halbamtlichen Zeitungen für das Jahr 1855

(ebd., S. 53). Ein Schwerpunkt im letzten Kapitel stellt das Pressegesetz vom 17. Dezember 1862 dar, das nach wie vor Cautionszwang, Stempelpflicht, Inseratensteuer sowie das Verbot der freien Colportage beinhaltete und dadurch maßgeblich die Presseentfaltung hemmte (ebd., S. 60f). Im Anschluss bietet Zenker eine Übersicht über die Presseerzeugnisse der Monarchieländer bis 1898 (ebd., S. 78ff). Laut Zenker zeigt sich die Fachpresse Österreichs am Ende des 19. Jahrhunderts in Österreich „wohntwickelt und zeigt jene ausgeprägte Differenzierung, welche allen Erscheinungen des modernen Lebens eignet“ (ebd., S. 99). Er untermauert diese Aussage mit einer Übersicht über die in Österreich gegenwärtig erschienenen Fachzeitschriftengattungen (ebd., S. 99f).

Aus den vorwiegend lokalhistorisch, bibliographisch-deskriptiv angelegten Studien der österreichischen Autoren des 19. Jahrhunderts lassen sich für eine durch Methodenvielfalt gekennzeichnete und sozialwissenschaftlich geprägte moderne Publizistik- und Kommunikationswissenschaft „evident keine theoretischen Anregungen“ (Duchkowitsch 1997, S. 57) beziehen. Duchkowitsch schlägt daher für die genannten Autoren die Bezeichnung „Vorläufer der Publizistik“ (ebd., S. 57) vor. Man kann aber festhalten, dass die Autoren auf Grund ihres umfangreich aufgearbeiteten Materials einen wertvollen Einblick in die österreichische Presselandschaft des 19. Jahrhunderts gewähren. Für etwaige historische Zeitschriftenuntersuchungen im 19. Jahrhundert stellen die vorgestellten Arbeiten eine wichtige Primärquelle dar.

Es gab aber doch eine Publikation eines Wiener Journalisten, die so viele pressetheoretische Anregungen beinhaltete, dass sie als ein Klassiker der Fach- und Theoriegeschichte der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft angesehen wird (Meyen/Löblich 2006, S. 129ff). Die Publikation von Emil Löbl ist gleichzeitig auch Teil der aufkommenden „Praktikerliteratur“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die Teil des nächsten Kapitels sind.

2.4 Institutionalisierung von Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft im Laufe des 20. Jahrhunderts und der zeitlich begrenzte Versuch einer eigenständigen Zeitschriftenkunde

Wie bereits in Kapitel 2.3.2 erörtert, erfuhr das deutschsprachige Pressewesen ab den 1850er Jahren einen gewaltigen Expansionsschub. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war es durchaus noch üblich, dass Zeitungen und Zeitschriften oftmals nur durch eine einzelne Person herausgegeben wurde. Fest angestellte Redakteure fand man bei den Blättern recht selten. Meyen/Löblich führen als Beispiel die für den deutschsprachigen Raum wichtige „*Allgemeine*

Zeitung“ von Johann Cottas an, die 1830 aus nur zwei bezahlten Redakteuren bestand. Demgegenüber standen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert große Presseunternehmen, deren Redaktionsgefüge aus 50 oder mehr JournalistInnen bestand. Allein zwischen 1866 und 1900 stieg die Anzahl der RedakteurInnen – hiervon ausgenommen die freien MitarbeiterInnen – von rund 500 auf 2.500 an. Durch die Herausbildung erster großer Verbandsstrukturen, wie z.B. die Gründung des „Vereines deutscher Zeitungsverleger“ im Jahr 1894, wurde der Ruf nach einer akademischen Ausbildungsmöglichkeit für zukünftige JournalistInnen lauter (ebd., S. 48f).

Eine eigene pressewissenschaftliche Disziplin stand zu diesem Zeitpunkt noch nicht zur Debatte. Die Diskussionen rund um eine geeignete Ausbildung künftiger JournalistInnen stand aber nach wie vor im Raum. Als Fortschritt kann die Rückkehr der theoretischen Auseinandersetzung mit presserelevanten Themen an die Universität angesehen werden. Karl Bücher war einer der ersten, der ab 1884 an der Baseler Universität regelmäßig über die Geschichte, Organisation und Statistik der Presse referierte. Richard Wrede ging einen Schritt weiter und gründete 1899 zur Ausbildung künftiger JournalistInnen eine private Journalistenhochschule. Parallel dazu verfassten ChefredakteurInnen, RedakteurInnen und VerlagsmitarbeiterInnen eigene Publikationen über das Pressewesen. Die „Praktikerliteratur“ sollte u.a. auch den beruflichen Einstieg in die Journalismusbranche erleichtern (ebd., S. 129f).

Einige Ergebnisse dieser Praktikerliteratur wurden auch von der Gelehrten Welt, wie z.B. durch den Soziologen Max Weber fruchtbar aufgenommen. Die Praktikerliteratur und einige theoretische Auseinandersetzungen auf universitärer Ebene können als unmittelbare Vorboten einer Institutionalisierung der Zeitungswissenschaft angesehen werden.

2.4.1 PraktikerInnen als WegbereiterInnen der Zeitungswissenschaft zu einer akademischen Disziplin

Die älteste PraktikerInnenschrift von Wehle wurde bereits in Kapitel 2.3.3 erwähnt. Unter den emporgeschossenen Praktikerschriften zu Beginn des 20. Jahrhunderts erachtet Groth für die Institutionalisierung der Zeitungswissenschaft vor allem die Schriften als wichtig, die von akademisch gebildeten JournalistInnen verfasst wurden (Groth 1948, S. 306).

Als Fortsetzungswerk der Wehleschen Abhandlung kann die Publikation „Die Praxis des Journalisten. Ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller“

(Frizenschaf 1901) angesehen werden, die laut Groth zwar eine „fleißige, durch praktische Erfahrungen unterstützte Arbeit“ darstellt, jedoch keine neuen theoretischen Anregungen bietet (Groth 1948, S. 306). Zumindest findet man in dem Werk eine Auseinandersetzung über die Anforderungen an den Journalistenberuf. Frizenschaf erwähnt die ersten Versuche einer akademisch journalistischen Ausbildung, die durch Wredes gegründete Journalistenhochschule und dem Aufkommen journalistischer Vorlesungen an den Universitäten langsam ins Rollen kommt (ebd., S. 57f). Interessant ist Frizenschafs Anmerkung, dass die großen periodischen Blätter jener Zeit für die Besetzung ihrer wichtigsten Redakteursstellen in ihren Ausschreibungen einen akademischen Abschluss voraussetzen (ebd., S. 57).

Ein Jahr nach dem Werk von Frizenschaf veröffentlichte der Gründer der Journalistenhochschule in Berlin, Richard Wrede, das „Handbuch der Journalistik“ (Wrede 1902). Damit soll ein systematischer und erschöpfender Überblick über die Voraussetzungen und Aufgaben des Journalistenberufes vermittelt werden. Der Sammelband kann dieses Ziel aber nicht einlösen, da die darin enthaltenen Aufsätze nach dem Urteil von Groth „sowohl quantitativ wie qualitativ sehr ungleichmäßig“ (Groth 1948, S. 306) verfasst wurden. Im gleichen Jahr veröffentlichte der Chefredakteur des „*Hannoverschen Couriers*“, Richard Jacobi, mit „Der Journalist“ (Jacobi 1902) eine weitere für den Journalismus zugeschnittene berufs- und praxisbezogene Publikation. Im Gegensatz zu Schäffle sieht Jacobi die Zeitung primär nicht als „Transportanstalt“ des geistigen Lebens an. Vielmehr sieht Jacobi in der Zeitung eine Kollektivpersönlichkeit, die durch „Individualität mit eigenen Selbstbestimmungsrecht und eigenen Zwecken“ (Jacobi 1902, S. 88) gekennzeichnet ist.

Die „wichtigste, sachlich und gedanklich reichste, anregendste und wirkungskräftigste Schrift eines Praktikers, der man hohen wissenschaftlichen Rang nicht absprechen darf“ (Groth 1948, S. 314) stammt von dem Wiener Journalisten und Schriftsteller Emil Löbl. Mit seiner Publikation „Kultur und Presse“ (Löbl 1903) wollte der ehemalige Chefredakteur der „*Wiener Zeitung*“ nicht nur die Zeitung „in ihrer literarischen und technischen Eigenart“ darstellen sondern auch „das Zeitungswesen in seinen Beziehungen zur Gesellschaft und zur Kultur“ (ebd., S. 2) einer „wissenschaftlichen Betrachtungsweise“ (ebd., S. VI) unterziehen.

Im ersten Teil seiner Publikation beschäftigt sich Löbl mit einer Begriffsbestimmung der Zeitung (ebd., S. 13ff). Daran anschließend erfolgt eine Einteilung in politische (ebd., S. 27ff)

und nichtpolitische Zeitungen (ebd., S. 30ff) sowie eine Auseinandersetzung mit dem Stoffgebiet von Zeitungen (ebd., S. 33ff) und der journalistischen Praxis (ebd., S. 104ff).

Eine eigene zeitungskundliche Wissenschaft war für Löbl umstritten, jedoch sieht er in der Zeitungskunde zumindest eine „eigenberechtigte Disziplin“ (ebd., S. III), deren Grundzüge er in seiner Publikation näher erörtern möchte. Dieses Vorhaben beinhaltet bei Löbl u.a. eine fünfzehnsseitige Auseinandersetzung mit der begrifflichen Definition der Zeitung.

Als wichtigstes Wesenmerkmal der Zeitung nennt er die Periodizität. Darunter versteht Löbl eine „regelmäßig in gewissen Zeitabschnitten, d.h. periodisch“ erscheinende Publikation (ebd., S. 13). Als zweites Wesensmerkmal nennt er die „Einheitlichkeit des Unternehmens“. Unter Einheitlichkeit versteht Löbl die einzelnen Ausgaben und Nummern, die inhaltlich eine gewisse „Gleichförmigkeit und Kontinuität“ kennzeichnet und dadurch eine geistliche Einheitlichkeit darstellt (ebd., S. 14). Als weiteres Merkmal nennt Löbl die „Allgemeinheit des Interesses“ (ebd., S. 17). Darunter versteht er, dass die in der Zeitung zu behandelnden Gegenstände mit den Interessen des Publikums im Einklang stehen. Daran anknüpfend sieht Löbl das Wesensmerkmal der „Aktualität“. Die Berichterstattung über „Ereignisse oder Zustände der unmittelbaren Gegenwart“ (ebd., S. 18) ist für ihn eine unabdingbare Komponente der Zeitung dar. Gleichzeitig sieht Löbl in der Aktualität „das schärfste Merkmal, aber auch die schärfste Waffe des Journalismus“ (ebd., S. 249) verortet. Die „Kollektivität des Inhaltes“ ist für Löbl ein weiteres Kennzeichen der Zeitung. Darunter versteht Löbl „die Vielseitigkeit, die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit“ der in der Zeitung zu behandelnden Gegenstände (ebd., S. 19). Das sechste und zugleich letzte Merkmal ist laut Löbl die Absicht der „Publizität“ (ebd., S. 19f). Mit diesem Merkmal verbindet er die Absicht, ein großes, variables und beliebig erweiterbares Publikum zu erreichen. Um dieses Ziel erreichen zu können, fügt Löbl das Merkmal der „mechanischen Vervielfältigung“ bei (ebd., S. 20).

Zusammengefasst definiert Löbl die Zeitung als

eine in regelmäßigen Zeitintervallen erscheinende, durch mechanische Vervielfältigung allgemein zugänglich gemachte Publikation, von kollektivem, mannigfaltigem Inhalte, der durch Allgemeinheit des Interesses gekennzeichnet, sowie aus den Ereignissen und Zuständen der unmittelbaren Gegenwart geschöpft ist (ebd., S. 21f).

Der Fachdiskurs der nächsten Jahrzehnte wurde maßgeblich durch den Versuch geprägt, das Wesen der Zeitung und der Zeitschrift aus einer definitorischen Perspektive heraus zu beschreiben. Löbl hat mit seiner Aufarbeitung der Wesensmerkmale wesentlich zu dieser Entwicklung beigetragen. Die einige Jahre später begründete Zeitungskunde sah ihre Aufgabe in den nächsten Jahrzehnten u.a. auch darin, die für die Zeitung aufgestellten Wesensmerkmale der Periodizität, Publizität, Universalität und Aktualität für die Zeitschrift dahingehend zu modifizieren (Bohrmann/Schneider 1975, S. 18), dass sie als Abgrenzung gegenüber der Zeitung angesehen werden kann. Stellvertretend für diese bis in die 1960er-Jahre reichende „ergebnislose Umwälzung einer behaupteten Dichotomie von Zeitung und Zeitschrift“ (Vogel 2002, S. 15) werden hier exemplarisch die Erörterungen von Robert Brunhuber (1907, S. 15ff), Otto Groth (1928, S. 21ff; 1960, S. 102ff), Joachim Kirchner (1928, S. 1ff; 1970, 96ff), Werner Kienningers (1932), Ernst Herbert Lehmann (1936, S. 43ff), Walter Hagemann (1957, S. 5ff), Günter Kieslich 1965, S. 314ff) und Wilmont Haacke (1968, S. 85ff) genannt.

Neben der definitorischen Perspektive versucht Löbl die Presse auch nach inhaltlichen Kriterien zu klassifizieren. Er unterscheidet zwischen politischer und nichtpolitischer Presse, räumt aber gleichzeitig auch ein, dass diese Einteilung keine scharfe Grenzlinie darstellt, da auch die nichtpolitische Presse politische Inhalte bieten kann. In der Gruppe der nichtpolitischen Presse sieht er vornehmlich die Fach- und Unterhaltungsblätter verankert (Löbl 1903, S. 27).

Löbels Ausführungen zufolge hat die Tagespresse im wesentlichen drei Funktionen zu erfüllen. Die wichtigste Funktion sieht er in der Nachrichtenvermittlung von Ereignissen und Zuständen aus der Gegenwart (ebd., S. 45ff). Die zweite „räsonierende und kritische“ Funktion beinhaltet Kritik, Meinung und Urteil (ebd., S. 72ff) der Tagespresse. Die dritte Funktion besteht für Löbl unter dem Publizitäts- und geschäftsvermittelnden Teil. Im Gegensatz zu Schäffle steht Löbl dem Inseraten- und Annoncenwesen positiv gegenüber. Durch dessen Aufschwung konnte erst die „überragende Stellung“ der Tagespresse erreicht werden (ebd., S. 87ff). Den rein „schönggeistigen Inhalt“ betrachtet Löbl nur als „Nebengruppe“ (ebd., S. 45). Im Anschluss nimmt Löbl eine äußere Gliederung der Zeitung vor. Darunter versteht er eine Einteilung des Stoffes in Rubriken. Unter den aufgezählten Rubriken hebt er den Leitartikel (ebd., S. 100f) und das Feuilleton (ebd., S. 101ff) hervor. Die restlichen Rubriken, wie z.B. politische Chronik und Lokalbericht, bieten laut Löbl „wenig

Anlass zu besonderen Bemerkungen (ebd., S. 104). Die Wesensmerkmale der Zeitung stellen für Löbl gleichzeitig auch die wesentlichen Grundregeln der journalistischen Praxis dar, die er im Kapitel „Die journalistische Praxis“ ausführlich erörtert (ebd., S. 104ff).

Der zweite Teil des Löblschen Werkes beinhaltet Erörterungen über die Stellung des Journalistenberufes innerhalb der Gesellschaft (ebd., S. 174ff), Fragen zur Anonymität in der politischen Tagespresse (ebd., S. 194ff) und einer geeigneten journalistischen Ausbildung (ebd., S. 203ff). Laut Löbl kann nur eine „öffentliche Hochschule die Gewähr eines ernsten journalistischen Fachunterrichtes“ bieten (ebd., S. 209). Damit spricht er sich gegen privat geführte Unternehmungen – wie z.B. die privat geführte Journalistenhochschule von Wrede – aus. Der an den öffentlichen Hochschulen angesiedelte journalistische Fachunterricht kann laut Löbl aber nur dann fruchten, wenn die „leitenden Männer des Presswesens“ in Folge darauf achten, nur Personen mit einer „angemessenen Vorbildung“ Zugang zum journalistischen Beruf zu ermöglichen (ebd., S. 212).

In seinen weiteren Ausführungen beleuchtet Löbl das Beziehungsgeflecht zwischen der Presse und der Gesellschaft. Die wichtigste Wirkung auf die Gesellschaft sieht Löbl in der Herstellung von Öffentlichkeit. Durch die „Fahnenträgerin der Meinungen“ (ebd., S. 218), wie Löbl die Presse charakterisiert, konnte der gesamte „Entwicklungsprozess der Menschheit“ (ebd., S. 217) beschleunigt werden. Eine weitere wichtige Funktion der Presse sieht Löbl in der Integrationsfunktion. Ohne Presse wären die „Brücken“ abgebrochen, „die den einzelnen mit der Gesamtheit verbinden“ (ebd., S. 215). Sein Urteil der Wirkungen auf das geistige Leben der „breiten Masse“ (ebd., S. 239) fällt hingegen nicht so positiv aus. Für den Großteil der Bevölkerung sieht Löbl in der Nachrichtenvermittlung positive Aspekte. Den „geistig höher stehenden Volksklassen“ riet er aber von der Benutzung ab, da ihre „intellektuelle Verfassung“ (ebd., S. 239) dadurch gefährdet sei.

Einen Einfluss der Presse auf die öffentliche Meinung sieht Löbl in der Möglichkeit, dass durch sie politische Bewegungen in Gang gebracht werden können. Die Presse kann als „Verstärkungsmultiplikator“ für jene Ideen dienen, die „in der Gelehrtenstube oder im Kabinett des Staatsmannes“ geboren werden. In diesem Zusammenhang kann sie aber nur wirken, wenn „sie auf die angemessenen Voraussetzungen im Volksleben stößt“ (ebd., S. 255). Um dieses Ziel besser erreichen zu können, nannte Löbl die „Wiederholung“ (ebd., S. 248), die Aktualität (ebd., S. 249), das „intime“ Verhältnis zwischen Zeitung und LeserInnen („Kapitivierung“) (ebd., S. 250) und die Benutzung von „Schlagworten“ wie

„Demokratismus und Sozialismus“ (ebd., S. 251) als vier wirksame publizistische Einsatzmittel. Folgt man diesen Ausführungen, wird ersichtlich, dass Löbl in der Presse in erster Linie ein Werkzeug für die Politik sah.

Im vierten und zugleich letzten Teil bietet Löbl einen länderübergreifenden historischen Abriss über den Einfluss der Regierenden auf das Pressewesen (ebd., S: 264ff). Seinen Band beschließt Löbl mit der Frage nach der Zukunft der periodischen Presse. Löbls Ausblick fällt für die Entwicklung der künftigen Presse durchaus positiv aus. Die bisherigen drei Kräfte, die Zunahme der Volksbildung, das Selbstbestimmungsrecht und das Wachstum der Bevölkerung, begünstigen auch für die Zukunft ein voranschreiten der Presseentwicklung (ebd., S. 283).

Mit seiner Publikation hat Löbl „auf die nachfolgende Literatur über das Zeitungswesen den stärksten Einfluß geübt“ (Groth 1948, S. 324). Seine wissenschaftlich soziologisch untermauerte Betrachtungsweise ebnete nicht nur den Weg einer eigenständigen pressekundlichen Disziplin, vielmehr zählte sie auch als „Wegweiser und Gedankenspende“ (ebd., S. 324) für nachfolgende wissenschaftliche Arbeiten. Zu spätem Ruhm gelangte Löbl auch durch Meyen/Löblich, die seine Publikation unter den zwölf Klassikern der Kommunikationswissenschaft anführen (Meyen/Löblich 2006, S. 129ff). Unmittelbare theoretische Anregungen für den Bereich der Zeitschriftenuntersuchung bietet Löbl nicht. Für die Nachzeichnung einer Fach- und Theoriegeschichte der Disziplin darf die Publikation Löbls aber keineswegs ausgespart werden

Sichtlich beeinflusst durch Löbls Publikation wurde Robert Brunhuber, Redakteur der „*Kölnischen Zeitung*“, der einige Jahre später in der bekannten Sammlung Göschens „Das moderne Zeitungswesen (System der Zeitungslehre)“ (Brunhuber 1907) veröffentlichte. Im ersten Teil behandelte er das „Objekt des Zeitungswesens“ (die Zeitung) (ebd., S. 9ff) und das „Subjekt des Zeitungswesens“ (der Journalist) (ebd., S. 62ff). Im zweiten Teil erörtert Brunhuber das Verhältnis von Kultur und Presse (ebd., S. 85ff) und Staat und Presse (ebd., S. 96ff). Im Zusammenhang mit der Zeitung interessiert Brunhuber vor allem die Bestimmung der einzelnen Begriffsmerkmale, die er ausführlich darzulegen versucht (ebd., S. 15ff). Wie schon andere Praktiker zuvor zählt auch Brunhuber die „Aktualität“ als „markantestes Wesensmerkmal der Zeitung“ (ebd., S. 29) auf. „Trotz wissenschaftlicher, populärwissenschaftlicher Zielsetzung schlägt bei Brunhuber stark das Journalistische durch“, urteilt Groth über Brunhubers Werk (Groth 1948, S. 314). Trotz allem räumt Groth ein, dass

die Zeitungskunde durch die Aufnahme der Publikation in die Sammlung Götschen – die allgemeine Belehrungen und Einführungen aus unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen vermitteln wollten – eine weitere Anerkennung als „Wissenschaft“ erhielt (ebd., S. 311).

Einige Jahre später erschien in der Reihe „Aus Natur und Geisteswelt“ – die sich als Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen versteht – die Publikation „Das Zeitungswesen“ (Diez 1910). In ihr unternimmt der Autor den Versuch, die Entstehung und Entwicklung des deutschen Zeitungswesens von den Anfängen bis zur Gegenwart unter der Zuhilfenahme statistischen Datenmaterials aufzuarbeiten (1910, S. 4). Unter anderem erfolgt erneut der Versuch einer Unterscheidung der Wesensmerkmale von Zeitung und Zeitschrift (ebd., S. 8ff). Im „Kritischen Teil“ erörtert Diez die Wechselbeziehungen zwischen Kultur und Presse (ebd., S. 89ff). Groth bezeichnet die Publikation als „sorgfältig gearbeitete und reichhaltige kleine Arbeit“ (Groth 1948, S. 324), die es schaffte, in einer weiteren wissenschaftlichen Sammelreihe publiziert zu werden.

Das Zeitschriftenwesen erwähnte die Praktiker in den abgehandelten Publikationen – wenn überhaupt – nur am Rande. Vorwiegend handelte es sich dabei um den Versuch, die Wesensmerkmale der Zeitung gegenüber der Zeitschrift klar abzugrenzen. Ein Praktiker versuchte zumindest sich mit dem – ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stetig expandierenden – Fachzeitschriftenwesen theoretisch zu beschäftigen. Es handelt sich dabei um Jakob Friedrich Meißner, der eine Abhandlung über die „Entwicklung, Bedeutung und Aufgaben der deutschen Fachpresse“ (Meißner 1907) verfasste.

Seine Aufarbeitung der Entwicklungsgeschichte der Fachzeitschriften verknüpft Meißner mit den ihm zur Verfügung stehenden statistischen Daten über die Fachpresse. Auch Meißner unternimmt den Versuch einer Begriffsdefinition – die er in diesem Fall auf die Fachzeitschrift beschränkt:

Unter Fachzeitschrift verstehen wir eine in regelmäßigen Intervallen, meist in Hefiform herausgegebene, allgemein zugängliche Druckschrift, die kein abgeschlossenes Werk bildet, aber nur für ein einzelnes Gebiet der menschlichen Interessen, für das begrenzte Arbeits-Pensum einer bestimmten Berufsart, eines einzelnen Wissenszweiges, geschrieben ist, redaktionell also die zur Ausübung des betr. Faches nötigen besonderen Kenntnisse und Fertigkeiten berücksichtigt und sich mit den Tagesereignissen nur dann und insoweit beschäftigt, als durch sie ihre Verhältnisse berührt und gefördert werden (ebd., S. 71).

Die rasche Entfaltung des Fachzeitschriftenwesens verortet der Autor in der „wirtschaftlichen Wechselwirkung zwischen redaktionellem und Inseraten-Teil, Abonnentenzahl und Ausstattung“ (ebd., S. 90). Durch die Erträge, die durch die geschalteten Inserate erwirtschaftet werden, können teure „erstklassige Redaktionskräfte“ und „gut honorierte, hervorragende Mitarbeiter“ eingestellt sowie einer aktuellen redaktionellen Ausstattung Rechnung getragen werden. Dadurch kann inhaltlich eine qualitative Aufwertung der Fachzeitschrift erfolgen, die sich durch eine steigende Abonnentenzahl bemerkbar macht. Dementsprechend können Werbetreibende einen größeren Personenkreis erreichen, was sich wiederum positiv auf die „Anzeigen-Aufträge“ auswirkt, so die stark ökonomisch geprägte Auffassung des Autors (ebd., S. 90).

Für die Aufarbeitung der Entwicklung der Fachpresse unterscheidet Meißner zwischen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Blättern. Auf ein statistisches Fachzeitschriftenverzeichnis verzichtet der Autor. Er versucht jedoch die ältesten Blätter, die in der Entstehungsgeschichte der Fachpresse eine gewichtige Rolle einnahmen bzw. durch die sich das Fachzeitschriftenwesen weiter entwickeln konnte, näher zu erörtern (ebd., S. 91). Ähnlich wie Zenker in seiner „Geschichte der Wiener Journalistik“ (1892) zuvor, versucht Meißner im Zuge der Aufarbeitung der wissenschaftlichen Fachpresse die wichtigsten Blätter der unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zu berücksichtigen (ebd., S. 93ff). Die gleiche Vorgehensweise findet sich bei der Ausarbeitung der wirtschaftlichen Fachpresse (ebd., S. 128ff), die u.a. eine statistische Übersicht über die Gewerbezeitschriften von 1787 bis 1870 enthält (ebd., S. 131ff). Meißner macht sich auch Gedanken über Verbesserungsvorschläge, die den redaktionellen Bereich des Fachzeitschriftenwesens betreffen. Laut dem Autor herrscht bei den meisten Fachzeitschriften ein Mangel an „geeigneten-Fachblattredakteuren“ (ebd., S. 156), die neben den inhaltlichen Anforderungen auch ein allgemeines theoretisches Grundwissen über das Zeitungswesen besitzen. Um diese Mängel einzudämmen, tritt Meißner für „die Einführung von Vorlesungen über Zeitungskunde und Gründung eines journalistischen Seminars für Fachzeitschriften-Redakteure“ ein (ebd., S. 156).

Meißner bewegt sich bei seiner Aufarbeitung, wie die meisten der bereits besprochenen medienhistorischen Pressearbeiten, in einem bibliographisch-deskriptiven Rahmen, den er um statistisches Datenmaterial über die vorhandenen Fachzeitschriften erweiterte. Auch für die Publikation Meißners muss festgehalten werden, dass sie der sozialwissenschaftlich geprägten

Publizistik- und Kommunikationswissenschaft unmittelbar keine theoretischen Anknüpfungspunkte bieten kann. Jedoch kann der Beitrag Meißners als erster theoretischer Versuch gewertet werden, die Entwicklungsgeschichte des gesamten deutschen Fachzeitschriftenwesens näher zu beleuchten. Damit erweiterte er die bereits besprochene Arbeit von Roscher (1865), der sein Spektrum auf das nationalökonomische Zeitschriftenwesen einschränkte.

Theoretisch beschäftigten sich die PraktikerInnen jener Zeit in erster Linie mit der organisatorischen, technischen und redaktionellen Herstellung der periodischen Presse. Darüber hinaus interessierte sie das Beziehungsgeflecht zwischen der Presse und der öffentlichen Meinung. Die Ergebnisse sollten als Leitfaden für zukünftige JournalistInnen dienen, fanden jedoch auch in der akademischen Welt Beachtung. Vor allem Löbbs systematische Betrachtungsweise des Zeitungswesens in „Kultur und Presse“, die Groth als „wertvolle Synthese journalistischen und wissenschaftlichen Geistes“ (Groth 1948, S. 331) bezeichnet, hinterließ einen bleibenden Eindruck. Nicht ohne Grund hob Max Weber in seinem Vorschlag für eine „Enquête über das Zeitungswesen“, den er 1910 auf dem ersten Deutschen Soziologentag dem Fachpublikum unterbreitete, Löbbs Werk als „glänzende theoretische Publikation“ hervor (Weber 1924, S. 436). Löbl kann als einer der Wegbereiter bezeichnet werden, die mit ihren Erkenntnissen maßgeblich zur Entwicklung einer Zeitungswissenschaft als eigenständige akademische Disziplin beigetragen haben.

2.4.2 HochschulgelehrteInnen als WegbereiterInnen der Zeitungswissenschaft zu einer akademischen Disziplin

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde erneut der Versuch unternommen, pressetheoretische Erörterungen in den universitären Fachdiskurs mit einzubringen. Der erste war der bedeutende deutsche Nationalökonom und „Vater“ der deutschen Zeitungswissenschaft (Wielke 2003, S. 49) Karl Bücher, der seit dem Sommersemester 1884 an der Baseler Universität wöchentlich über die Geschichte, Organisation und Statistik der Presse referierte. Waren seine Vorlesungen anfangs noch auf eine Stunde pro Woche beschränkt, erweiterte er an der Universität in Leipzig sowohl den stofflichen als auch den zeitlichen Rahmen. Auf drei Semester aufgeteilt referierte Bücher je dreistündig über Geschichte, Organisation und Technik des Zeitungswesens sowie über pressepolitische Belange (Groth 1930, S. 238). 1897 errichtete der Historiker Adolf Koch ein „Journalistisches Seminar“ in Heidelberg. Auch Brunhuber und Meißner, deren pressetheoretische Abhandlungen im Kapitel über die Praktikerliteratur bereits beleuchtet wurden, erhielten Lehraufträge. Während Brunhuber an

der Handelshochschule in Köln über das gegenwärtige Pressewesen referierte, erhielt Meißner ab dem Wintersemester 1907 an der Technischen Hochschule Darmstadt einen Lehrauftrag für „Zeitungskunde und Drucktechnik“ (Duchkowitsch 1991, S. 11).

Ab diesem Zeitpunkt verweist Groth auf einen erneuten Anstieg pressekundlicher Vorlesungen an den Universitäten und Hochschulen (Groth 1930, S. 239). Auch in Österreich lässt sich zu diesem Zeitpunkt die erste zeitungskundliche Vorlesung nachweisen. Ab 1909 referierte der Historiker und Privatdozent Wilhelm Bauer an der Universität in Wien über „Die Zeitung, ihre Geschichte und ihre Bedeutung als historische Quelle der Neuzeit“. Ein weiterer Forschungsschwerpunkt Bauers war die Aufarbeitung der Geschichte der öffentlichen Meinung. Seine Ergebnisse veröffentlichte er 1914 in der viel beachteten Studie „Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen“ (Bauer 1914). Der Historiker fungierte auch noch in den 1920er-Jahren als Ansprechpartner für journalistische PraktikerInnen, die sich für eine universitäre Verankerung der Zeitungskunde stark machten (Langenbacher 1987, S. 14).

Der „Schöpfer der ersten modernen Zeitungsvorlesungen“ (Groth 1948, S. 284), Karl Bücher, beschäftigte sich vor allem mit der Geschichte und Statistik des Zeitungswesens. Auszüge aus seinen statistischen Erhebungen präsentierte Bücher gemeinsam mit dem österreichischen Nationalökonom, Sozialpolitiker und Juristen Viktor Mataja auf der 11. Sitzung des Internationalen Statistischen Instituts zu Kopenhagen. Die von Bücher ausgearbeitete Zeitungsstatik enthielt einen Überblick über die Zeitungen des gesamten Deutschen Reichs. Daran anknüpfend erfolgte ein Vortrag von Mataja, der über die Wichtigkeit und Nutzungsmöglichkeiten einer Statistik des Zeitungswesens referierte (Mataja, 1908, S. 221ff).

Das statistische Erhebungsfeld gliederte Mataja in drei Fragegruppen. Die erste beinhaltete statistische Daten über die Presseerzeugnisse. Darunter befinden sich Fragen zur Auflagenzahl, Alter, Erscheinungsweise und –ort, über den Zweck und die Tendenzen der einzelnen Blätter, ihre inhaltliche Aufteilung sowie Daten über die Erträge aus dem Inseratengeschäft. Die zweite Gruppe beinhaltet Datensammlungen über die Pressebetriebe. In der dritten Gruppe sollen Daten über die Redaktionsmitglieder gesammelt werden (ebd., S. 225f). Bevor die jahrzehntelang anhaltenden Versuche einer Begriffsbestimmung von Zeitung einsetzten, hat Mataja bereits damals darauf hingewiesen, dass es schlichtweg unmöglich sei, „das Gesamtgebiet der periodischen Presse(...)verlässlich zu

durchschneiden und eine Hälfte einwandsfrei mit einem irgendwie konstruierten Zeitungsbegriff zu belegen und als Untersuchungsgegenstand zu qualifizieren, die andere aber davon auszuschliessen“ (ebd., S. 224). Das Vorhaben Matajas fand mit Bücher einen namhaften Unterstützer. Eine Einigung auf eine international verankerte statistische Presseforschung konnte im Zuge der 11. StatistikerInnensitzung nicht erzielt werden.

Neben den Bestrebungen einer statistischen Presseerforschung veröffentlichte Bücher auch zeitungskundliche Publikationen. Hier beschränkte er sich aber vorwiegend auf Erörterungen hinsichtlich der Entstehungsgeschichte des Zeitungswesens (Bücher 1906, S. 481ff; Bücher 1910, S. 219ff). So wie Schäffle zuvor sieht Bücher in der Journalistik eine hohe Bedeutung für die Volkswirtschaft. Bücher sieht in der Zeitung das wichtige „Leitorgan“ in dem großen Netze der Verkehrsmittel, durch das „die geistigen Kräfte einer Nation entfesselt“ werden können (Bücher 1906, S. 513). Im Zuge seiner Auseinandersetzungen mit der Presse und der öffentlichen Meinung offenbaren sich weitere Parallelen zu Schäffle. Auch Bücher bezeichnet die Presse als „Organ der öffentlichen Meinung“ (ebd., S. 508). Unmittelbare neue theoretische Erkenntnisse findet man in den beiden Abhandlungen „Das Zeitungswesen“ (Bücher 1906, S. 481ff) und „Die Anfänge des Zeitungswesens“ (Bücher 1910, S. 219ff) nicht. Vor allem die von Bücher aufgestellte Begriffsbestimmung der Zeitung, in der er das Merkmal der „mechanischen Vervielfältigung“ (Bücher, 1906, S. 482) besonders hervorhebt, ist laut Groth „nicht ohne Unklarheiten und Widersprüche“ (Groth 1948, S. 285).

Weitaus wirksamer waren seine pressereformatorischen und -politischen Ambitionen. Bücher strebte nach dem Ziel, das Ansehen des JournalistInnenstandes anzuheben. Einen Anfang sah er darin, die Anonymität von RedakteurInnen fallen zu lassen (Groth 1948, S. 290). Gleichzeitig müsste man den künftigen JournalistInnen eine geeignete Berufsvorbildung ermöglichen. Seine Gedanken hielt Bücher in dem Artikel „Akademische Berufsausbildung für Zeitungskunde“ (Bücher 1915, S. 531ff) fest, den er ein Jahr vor Gründung des ersten deutschen Zeitungsinstitutes veröffentlichte. Die später erfolgten pressereformatorischen Auseinandersetzungen zielten vor allem auf das Inseratenwesen ab, das nach Bücher in Verbindung mit den privatwirtschaftlichen, kapitalistischen Unternehmen der Presse großen Schaden zufügen kann (Groth 1948, S. 291). Auf Wunsch der bayerischen Räteregierung wurde Bücher 1919 damit beauftragt, einen Gesetzesentwurf zur Pressereform zu verfassen, den er 1922 zum ersten Mal in seinem Aufsatz „Zur Frage der Preßreform“ (Bücher 1922, S. 296ff) veröffentlichte. Im Kern seines Entwurfes wollte Bücher ein kommunales

Inseratenmonopol schaffen, dessen Träger nicht der Staat sondern die Gemeinden selbst sein sollten (ebd., S. 320).

Der berühmte Nationalökonom und Soziologe Max Weber war neben Bücher der zweite Hochschulgelehrte dessen Anregungen Auswirkungen auf die Institutionalisierung einer eigenen Zeitungswissenschaft hatten. Max Weber wollte die Presse als eigenes soziologisches Forschungsfeld etablieren. In seiner Rede auf dem ersten Deutschen Soziologentag in Frankfurt im Jahr 1910 unterbreitete er dem Fachkollegium seinen Vorschlag für eine „Enquête über das Zeitungswesen“ (Weber 1924, S. 433ff).

Im Kern ging es Weber um die Beantwortung der Frage: „Wie sieht denn eigentlich die Publizität aus und wie wird diejenige der Zukunft aussehen, was wird alles durch die Zeitung publik gemacht und was nicht?“ (ebd., S. 437). Es lag ihm fern „über den faktischen Zustand“ der Presse ein Urteil abzugeben. Vielmehr beschränkt sich Weber bei seiner Untersuchung auf die Analyse der Fragen: „Was besteht? Warum besteht es gerade so, wie es besteht? Aus welchen historischen und sozialen Gründen?“ (ebd., S. 434). Als ein fruchtbares Untersuchungsfeld sieht Weber die Analyse der Machtverhältnisse der Presse. In diesem Zusammenhang interessiert ihn vor allem das Beziehungsgeflecht der Zeitung zu den Parteien, der Geschäftswelt und „zu all den zahllosen, die Öffentlichkeit beeinflussenden und von ihr beeinflussten Gruppen und Interessenten“ (ebd., S. 438). Weber versteht die Presse jener Zeit als kapitalistisches privates Geschäftsunternehmen. Die soziologische Perspektive sieht der Gelehrte in der Analyse der Wechselbeziehungen, die sich zwischen dem eigentlichen Presserzeugnissen, der Leserschaft und AbonnentInnen sowie den InserentInnen abspielen (ebd., S. 438). Aufgrund des stetig ansteigenden Kapitalbedarfs der Presseunternehmen interessiert Weber die Frage, was die „kapitalistische Entwicklung innerhalb des Pressewesens für die soziologische Position der Presse im allgemeinen“ bzw. „für ihre Rolle innerhalb der Entstehung der öffentlichen Meinung“ (ebd., S. 440) bedeutet. Ein weiteres Betätigungsfeld sieht Weber in der Analyse des „Institutions“-Charakters der Presse, der durch die Wahrung der Anonymität von JournalistInnen in Deutschland – im Gegensatz zu Frankreich – einen spezifischen Ausdruck erhält (ebd., S. 440).

Weber möchte im Zuge seiner Analyse auch die Art der Materialbeschaffung berücksichtigen. Hier interessiert Weber vor allem die Stellung der internationalen Nachrichtenagenturen und den Beziehungen untereinander (ebd., S. 440f). Daran anschließend möchte er

länderübergreifend die Verhältnisse und Anforderungen des Journalistenstandes analysieren (ebd., S. 441f). Erst wenn diese Forschungsfelder eingehend analysiert wurden, kann laut Weber die Frage gestellt werden, welche Wirkungen die Presseerzeugnisse besitzen bzw. was sie „zur Prägung des modernen Menschen“ beitragen (ebd., S. 443). Das Analysematerial zur Beantwortung dieser Fragen sieht Weber in den Presseerzeugnissen selbst. Eine quantitative Inhaltsanalyse der Presseerzeugnisse bildet die Basis für weitere Forschungsanstrengungen qualitativer Art, so die Ausführungen Webers (ebd., S. 443). Als Anlage zu seinem Geschäftsbericht erarbeitete Weber einen Themenkatalog, der eine detaillierte Auflistung der zu behandelten Thematiken für die einzelnen Forschungsfelder beinhaltet (Meyen/Löblich 2006, S. 154f).

Obwohl Weber seinen Vorschlag für eine „Enquête über das Zeitungswesen“ nicht umsetzen konnte, hinterließ er der Zeitungswissenschaft einen reichen Fundus theoretischer Anregungen. Groth sieht die fundamentalste Bedeutung Webers für die Zeitungswissenschaft darin, dass er der Deutschen Gesellschaft für Soziologie als allerersten Untersuchungsgegenstand „die allseitige und gründlichste Erforschung des Kulturwerks, des Periodikums“ (Groth 1948, S. 299) vorgeschlagen hat.

Die beiden Hochschulgelehrten Bücher und Weber zählen neben den bereits erwähnten Praktikern zu den weiteren wichtigen Wegbereitern, die durch ihre Ideen und Vorschläge zu einer Institutionalisierung der Zeitungswissenschaft als eigene akademische Disziplin beigetragen haben. Bücher geht als „Schöpfer der ersten modernen Zeitungsvorlesungen, als Gründer des ersten Zeitungsinstitutes an einer Universität und als Vorkämpfer einer akademischen Vorbildung der Journalisten“ (Groth 1948, S. 284) in die Geschichte der Zeitungswissenschaft ein. Webers Anregungen zu einer Soziologie der Presse wurden von der Zeitungswissenschaft in den nächsten Jahrzehnten nicht berücksichtigt. Erst durch den ab den 1960er-Jahren einsetzenden Diskurs über eine sozialwissenschaftliche Neuorientierung in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft wurden Webers Anregungen wieder in den Forschungsdiskurs mit eingebracht. Im deutschsprachigen Raum waren es vor allem Noelle Neumann (1963) und Eberhard Fritz (1963), die sich für die Neuausrichtung des Faches stark machten und dabei auf Webers damaliger Projektion einer Soziologie der Presse zurückgriffen (Meyen/Löblich 2006, S. 147 bzw. ebd., S. 157).

2.4.3 Gründung von Zeitungswissenschaftlichen Instituten in Deutschland und deren theoretischen Entwicklungsstationen bis 1945

Den Anstoß zur Begründung des ersten Instituts für Zeitungskunde legte Karl Bücher bereits am 05. Jänner 1915. Mit diesem Datum unterbreitete er dem sächsischen Kultusministerium mittels eingebrachtem Antrag den Vorschlag zur Errichtung einer besonderen Abteilung für Zeitungswesen an der Universität Leipzig. Unter seiner Oberleitung wollte Bücher den StudentInnen Kenntnisse über die Quellenkunde des modernen Zeitungswesens und die Art seines Arbeitens, politische Journalistik, Feuilletonarbeit, Handelsjournalistik sowie Herstellungstechnik und Kostenberechnung vermitteln. Am 9. Februar 1915 wurde Bücher schriftlich die Genehmigung erteilt, eine Abteilung für Zeitungskunde bei den „Vereinigten staatswissenschaftlichen Seminaren“ anzugliedern (Schlimper 2007, S. 2f).

Dank einer finanziellen Unterstützung durch den Eigentümer der *„Leipziger Nachrichten“*, Edgar Herfurth, und einem staatlichen Zuschuss entstand 1916 aus der Abteilung heraus das erste Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig. Mit Beginn des Wintersemesters 1916/1917 wurden die ersten Vorlesungen abgehalten. Bücher entwarf einen auf mindestens drei Jahre ausgelegten Studienplan. Die StudentInnen sollten im Laufe des Studiums das notwendige wissenschaftliche Rüstzeug bekommen, damit der Einstieg in das journalistische Berufsleben erleichtert wird. Um einen kontinuierlichen Ausbau der Disziplin zu ermöglichen, wollte Bücher gleichzeitig den wissenschaftlichen Nachwuchs fördern. Der Studienplan, bestehend aus Vorlesungen und Übungen über die Zeitungskunde, deckt sich inhaltlich mit dem bereits 1915 veröffentlichten Kursangebot. Während Bücher den Hauptkurs über die Quellenkunde und Arbeitsweise des modernen Zeitungswesens selbst abhielt, holte er sich für die Fachkurse mittels Lehraufträge Journalisten aus der Praxis. Bis zum Jahr 1924 besuchten über 300 StudentInnen die Vorlesungen und Übungen des Bücherschen Institutes. Büchers immerwährende Forderung nach einem Promotionsrecht fruchtete letztendlich darin, dass die philosophische Fakultät ab 1921 Zeitungskunde als offizielles Prüfungsfach zur Erlangung der Doktorwürde anerkannte (Groth 1930, S. 240f).

Ab 1919 wurden in Deutschland eine Reihe zeitungswissenschaftlicher Institute gegründet¹³. Keines dieser Institute konnte jedoch eine ordentliche Professur für Zeitungskunde vorweisen. Die Institutsleiter wurden durch Honorarprofessoren oder außerordentliche Professoren, wie etwa Karl D'Ester in München oder Emil Dovifat in Berlin, geleitet. Der erste ordentliche

¹³ Münster (1919), Köln (1920), Freiburg (1923), München (1924), Berlin (1925), Dortmund (1926), Halle (1926), Heidelberg (1927), Königsberg (1935) (Meyen/Löblich 2006, S. 40).

Lehrstuhl wurde nach dem Rücktritt Büchers im Wintersemester 1926 an der Universität Leipzig eingerichtet. Mit der Betrauung dieser Funktion wurde Erich Everth ausgestattet (Meyen/Löblich 2006, S. 55).

In den ersten Gründerjahren hatten die Institute vor allem mit finanziellen Problemen zu kämpfen. Eine finanzielle Unterstützung erhielten sie weniger vom Staat als von den Verleger- und Journalistenverbänden. Besonders deutlich sieht man die geradezu existenzbedrohende Situation für das Institut D'Esters in München, das 1924 und 1925 jeweils nur 300 Mark staatlichen Zuschuss erhielt. Die Institute waren in erster Linie auf die finanzielle Unterstützung der Verbände angewiesen. Um ihre wissenschaftliche Existenz rechtfertigen zu können, mussten sie einerseits Erfolge bei der journalistischen Berufsvorbereitung nachweisen, andererseits sollten „rasch sichtbare“ wissenschaftliche Ergebnisse vorliegen. Man wollte die Zeitungswissenschaft als ein eigenständiges Fach mit eigenen Theorien etablieren. Ein wissenschaftlicher Austausch mit anderen Fachdisziplinen hatte zu diesem Zeitpunkt keine Priorität (ebd., S. 56).

Verfolgt man die inhaltlichen Forschungsschwerpunkte der neu gegründeten Institute, so landet man wiederum bei Karl Bücher. Für den Gelehrten war das Versagen der deutschsprachigen Presse in den ersten Jahren des Ersten Weltkrieges mitunter ein wichtiger Grund, die Gründung eines eigenen Zeitungsinstituts voranzutreiben (Meyen/Löblich 2006, S. 53). In diesem Zusammenhang interessierte ihn vor allem die gesteuerte Nachrichtenpolitik der alliierten Tagespresse, die die öffentliche Meinung während der Kriegsjahre entscheidend mitprägte. Die Analyse des Beziehungsgeflechts „Öffentliche Meinung und Tagespresse“ ebnete die inhaltliche Auslegung der nach dem Ersten Weltkrieg neu gegründeten zeitungswissenschaftlichen Institute. Den „eigentlichen Schlüssel“ (Bohrmann/Schneider 1975, S. 10) eines brauchbaren Erkenntnisgewinns sahen die damals federführenden Leiter der Institute in der Erforschung der Tagespresse. Dadurch rückte die Zeitung in den Mittelpunkt theoretischer Betrachtungen. Eine Berücksichtigung der Zeitschrift als Materialobjekt wurde zu diesem Zeitpunkt als nicht vorderdringlich eingestuft (ebd., S. 11).

Nachdem das Materialobjekt gefunden war, ging man an den Instituten daran, einen wissenschaftlichen Fundus an Literatur zu generieren. Allen voran Professor Karl D'Ester, der zwischen 1924 und 1935 insgesamt 49 zeitungskundliche Dissertationen betreute. Seiner Auffassung zufolge kann sich eine systematische Zeitungswissenschaft nur dann entwickeln,

wenn man im ersten Schritt eine ausreichende Materialsammlung – in diesem Fall Dissertationen – für ein bestimmtes Objekt – in diesem Fall die Tageszeitung – innerhalb der Zeitungswissenschaft besitzt. Dadurch lässt sich Meyen/Löblich zufolge das einheitliche Themenspektrum der von D'Ester betreuten Dissertationen am Münchener Institut erklären, deren VerfasserInnen das Forschungsobjekt Tageszeitung vorwiegend nach inhaltlichen oder historischen Gesichtspunkten bearbeiteten (Meyen/Löblich 2006, S. 57).

Arnulf Kutsch, Kommunikationswissenschaftler an der Universität Leipzig, sieht in der Zeitungswissenschaft jener Zeit eine akademische Disziplin, die in den ersten Jahren „weitgehend ohne theoretische Fundierung“ (Kutsch 1988, S. 3 zit. nach Meyen/Löblich 2006, S. 57) blieb. Auf vorhandene Einführungs- und Lehrbücher für die StudentInnen konnte man nicht zurückgreifen. Bereits vorhandene interdisziplinäre Anregungen und Erkenntnisse der NationalökonomInnen und PraktikerInnen fanden im zeitungswissenschaftlichen Fachdiskurs jener Zeit keine Berücksichtigung. Innerhalb der zeitungswissenschaftlichen Institute erfolgte kein wirklicher theoretischer Austausch. Auch in dem ab 1926 durch Karl D'Ester und Walther Heide herausgegebenem Fachblatt „Zeitungswissenschaft“ vermisst man das „Aufgreifen und Fördern relevanter Aufsätze“ (Meyen/Löblich 2006, S. 57).

Die Zeitspanne von 1927 bis 1933/1934 zeichnet sich laut Stefanie Auerbeck dennoch als eine eigenständige Entwicklungsphase der Zeitungswissenschaft aus (Auerbeck 1999). Da Zeitungswissenschaft nur in Leipzig ein Prüfungsrecht hatte, belegten StudentInnen der Zeitungswissenschaft häufig Soziologie als Hauptfach. Daraus konnte sich zwischen den beiden Disziplinen Zeitungswissenschaft und Soziologie ein interdisziplinäres Milieu entwickeln. Die soziologisch geprägten StudentInnen und NachwuchswissenschaftlerInnen rückten den „Sozialprozeß“ Mitteilung (ebd., S. 1) in das Zentrum ihrer Arbeiten. Man versuchte sich langsam von der (ontologischen) Wesensbestimmung der Presse zu verabschieden. Unter der Prämisse „Kommunikation als Prozess mit verschiedenen Dimensionen“ (Auerbeck 2001, S. 58 zit. nach Meyen/Löblich 2006, S. 179) zu betrachten, zielten die Forschungsbestrebungen auf alle Formen der Mitteilung ab, die etwaige Auswirkung auf die öffentliche Kommunikation haben könnten.

Als ein Vorläufer dieses Perspektivenwechsels wird der Bücher-Student Karl Jaeger angesehen. Vorläufer deshalb, da Jaeger unmittelbar vor der kurzfristigen Entfaltung des interdisziplinären Milieus verstorben ist. Seine ursprünglich als Habilitationsschrift

konzipierte Publikation „Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft“ (Jaeger 1926) hatte aber maßgeblich am vorübergehenden Perspektivenwechsel Anteil (Averbeck 1999, S. 316).

Karl Jaeger zählte – wie z.B. Hans Traub und Hans Amandus Münster – zu den „Erstgeborenen“ jener Generation, die Zeitungswissenschaft im Gegensatz zu ihren „Gründervätern“ – wie z.B. Karl Bücher und Erich Evert – als „Mutterdisziplin“ kennen lernten. Sie kannten die Stärken und Schwächen des Studiums und wollten die Reputation der Zeitungswissenschaft verbessern (Meyen/Löblich 2006, S. 169f). Jaeger rückte die „Mitteilung als Ausdrucksmittel des gesellschaftlichen Bewusstseins“ (Jaeger 1926, S. 40 zit. nach Averbeck 1999, S. 320) in den Mittelpunkt seines Erkenntnisinteresses. Durch die Begrenzung auf die Zeitung, die Jaeger lediglich als eine Form der Mitteilungsvermittlung ansieht, würden alle anderen Mittel die auf die öffentliche Meinung wirken unberücksichtigt bleiben. Um jegliche Form der Mitteilungsmöglichkeit erfassen zu können, plädiert Jaeger für den Begriff Publizistik. Als Untersuchungsfelder kommen für Jaeger die „Formen“, die „Träger“, das „Wesen“ und die „Wirkung“ der Mitteilung in Frage:

- Formen der Mitteilung: Gespräch, Brief, Akten, Presseerzeugnisse (Plakat, Flugblatt, Zeitung, Zeitschrift, Kalender, Jahrbuch, Buch)
- Träger der Mitteilung: bei der Presse zum Beispiel „Verleger und Redakteur, ihre ethische und rechtliche Stellung, Anonymität“
- Wesen der Mitteilung: historische Entwicklung der Presse, Wirtschaftsstruktur, „die Presse als Mittel des Verkehrs“
- Wirkungen der Mitteilung: zum Beispiel „die öffentliche Meinung als Objekt der Presse, Verflechtung der Presse in Interessen, öffentliche Meinung als solche“ (Jaeger 1926, S. 67 zit. nach Meyen/Löblich 2006, S. 172).

Um aussagekräftige Ergebnisse erzielen zu können, plädiert Jaeger für einen Methodenpluralismus. Gemäß Jaegers theoretischem Verständnis einer „publizistischen Wissenschaft“ sollten dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand entsprechend unterschiedliche Erhebungsmethoden zur Anwendung gelangen. In diesem Zusammenhang sollte „empirischen“ Methoden gegenüber den „konstruktiven“ der Vorzug erteilt werden (Jaeger 1926, S. 68 zit. nach Averbeck 1999, S. 321). Die Zeitschrift, die als eine Form der

Mitteilung angesehen werden kann, hätte nach Jaegers theoretischem Verständnis zufolge innerhalb der Disziplin eine fest verankerte Stellung einnehmen können.

Etablierte ZeitungswissenschaftlerInnen – wie z.B. Emil Dovifat und Karl D'Ester – reagierten auf die Vorschläge Jaegers verhalten. Gemäß ihrem theoretischen Verständnis wäre die noch junge Zeitungswissenschaft mit der Implementierung und Berücksichtigung aller Formen von Mitteilungsmöglichkeiten schlichtweg überfordert. Sie sahen die Zukunftsperspektive der Disziplin in der Konzentration auf die Zeitung, dessen Bestimmung der Wesensmerkmale der Zeitungswissenschaft ohnehin schon genug Probleme bereitete. Von einer gänzlichen Ablehnung kann jedoch nicht gesprochen werden. Sowohl Dovifat als auch D'Ester unterstützten die soziologisch fundierten jungen NachwuchswissenschaftlerInnen bei ihren Untersuchungen. Damit waren die Grundlagen für das kurzfristig währende interdisziplinäre Milieu vorhanden (ebd., S. 316).

Als herausragende Arbeit jener Zeit wird von Meyen/Löblich die Habilitationsschrift „Grundbegriffe des Zeitungswesens“ (Traub 1933) genannt. Traub fordert für die Disziplin eine „einheitliche Betrachtung“ aller „publizistischen Mittel“ (Meyen/Löblich 2006, S. 58). Er differenziert dabei zwischen „Ausdrucksmittel“ (Schrift, Bild, Laut) und „Ausdrucksträger“ (Papier, Zelluloid, elektrische Wellen). Die Verknüpfungsmöglichkeiten dieser Aussagemittel beinhalten unterschiedliche Absende- und Aufnahmemöglichkeiten. Traub eröffnet damit die Möglichkeit, die zwei jungen Massenkommunikationsmittel Film und Rundfunk – durch die Mitteilungen auch an die Öffentlichkeit gelangen können – zu berücksichtigen (ebd., S. 180).

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten beendete nicht nur schlagartig das interdisziplinäre Milieu zwischen der Zeitungswissenschaft und der Soziologie sondern brachte auch Zäsuren für die gesamte Entwicklungsgeschichte des Faches mit sich. Der Großteil der damals federführenden zeitungswissenschaftlichen ProtagonistInnen emigrierte oder wurde entlassen. Arnulf Kutsch zählt bis 1932 42 Personen auf, die der zeitungswissenschaftlichen Fachgemeinde zuzuordnen sind. Ende 1934 waren von den 42 Personen bereits 23 nicht mehr im Aktivstand. Unter ihnen findet man Namen wie Erich Everth, Max Fleischmann, Emil Dovifat – der nach vorübergehendem Ruhestand aber wieder die Leitung in Berlin bekam – und auch Hans Traub, dem wegen seiner jüdischen Abstammung ab 1937 die Lehrbefugnis entzogen wurde (Kutsch 1988, S. 5ff).

2.4.4 Gründung des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft und dessen theoretische Entwicklungsstationen bis 1945

Als die ersten zeitungswissenschaftlichen Institute in Deutschland ihre Pforten bereits geöffnet haben, vermisste man zum damaligen Zeitpunkt in Österreich noch eine universitäre Verankerung der Disziplin. Einzig und allein durch die ab 1909 durchgeführten Zeitungskollegs des Historikers Wilhelm Bauer an der Universität Wien kann eine universitäre pressekundliche Auseinandersetzung nachgewiesen werden. Zehn Jahre danach regte der damalige Staatskanzler Dr. Karl Renner im Rahmen einer Enquete die Errichtung von Hochschulkursen für das Pressewesen an der Universität Wien an (Duchkowitsch 1991, S. 12ff). Aufgrund des „Widerstrebens und Desinteresse aller eingeladenen Standesvertreter“ (Duchkowitsch 1989, S. 155) war das Unternehmen Renners aber zum Scheitern verurteilt.

Es war der ehemalige Präsident des „Deutschen zeitungswissenschaftlichen Verbandes“ (DZV), Walther Heide, der 1938 die Gründung eines eigenen zeitungswissenschaftlichen Instituts an der Universität Wien anregte. Sein Plan wurde vom damaligen Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Josef Goebbels, unterstützt (ebd., S. 157). Die folgenden Jahre wurden durch die Suche nach einem geeigneten Institutsleiter gekennzeichnet. Die Errichtung des Instituts war bereits im Herbst 1940 abgeschlossen. Mit Wilmont Haacke konnte das Institut bereits den ersten Assistenten vorweisen. Offiziell wurde das Institut für Zeitungswissenschaft im Mai 1942 unter dem Institutsleiter, Karl Oswin Kurth, eröffnet. Die Festantrittsrede wurde durch Walther Heide selbst durchgeführt.

Heide war es auch, der für das Wiener Institut die eigentliche „Spezialaufgabe und zugleich Hauptverpflichtung“ definierte. Nach Heide sollte das Institut als „Anziehungspunkt“ bzw. „als geistiges Tor für den südosteuropäischen Raum“ (ebd., S. 163) konzipiert werden. Die Spezialaufgabe lag in der Beobachtung und Analyse der „volksdeutschen“ Presse des südosteuropäischen Raumes. Zusätzliches Auswertungsmaterial konnte das Institut von der eigens dafür eingerichteten „Südosteuropa-Abteilung“ (Duchkowitsch 2004, S. 236) in der Nationalbibliothek Wien anfordern. Die Analyseergebnisse sollten die Entwicklung der „gesamtdeutschen Presse“ vorantreiben.

Bereits 1935 wurde vom Reichsministerium für Erziehung und Volksbildung im Einvernehmen mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda ein sechssemestriger Lehrplan ausgearbeitet, der den StudentInnen als „Vorbildung auf den Presseberuf – einer durch die nationalsozialistische Weltanschauung geprägten Presse“

(Lunzer-Lindhausen 1997, S. 112) dienen sollte. Gemäß der verordneten einheitlichen Vorgehensweise hatte der ausgearbeitete Lehrplan für alle zeitungswissenschaftlichen Institute des vereinigten Deutschen Reiches bindenden Charakter.

Der Lehrplan beinhaltete sechs Themenschwerpunkte. In den Mittelpunkt wurde das „publizistische Führungsmittel“ Zeitung gestellt. Der Lehrplan gliederte sich in:

1. Die publizistischen Führungsmittel
2. Die Geschichte des Zeitungswesens
3. Zeitungslehre I „Theoretischer Aufbau und praktische Arbeit“
4. Zeitungslehre II „Politischer Aufbau und praktische Arbeit“
5. Das Zeitungswesen im Ausland
- 6.A. Das Zeitschriftenwesen
- 6.B. Das Schriftleitergesetz¹⁴

Gemäß den inhaltlichen Vorgaben konzentrierte sich auch die Lehrtätigkeit Kurths. Im Laufe des Weltkrieges interessierten Kurth – neben der historischen Auseinandersetzung mit den Ursprüngen und Entwicklung der Zeitung – vermehrt pressepolitische Analysen. Kurth, der die Presse als publizistisches „Führungsmittel im Kampf um den Bestand deutscher Leistungen“ (Duchkowitsch 1989, S. 163) ansah, definierte seinen Forschungsschwerpunkt in der „Darstellung der Wirkungsgesetze der Presse und ihre praktische Nutzenanwendung im geistigen Kampf der Nation“ (ebd., S. 164). Seinem theoretischen Verständnis zufolge ist die Analyse von Nachrichten das Kernelement der Zeitungswissenschaft, da ihr das Ziel der politischen Beeinflussung innewohnt (Averbeck 1999, S. 134). Seine „Nachrichtenlehre“ versuchte er – wie auch die anderen Zeitungsinstitute – vorwiegend auf das Materialobjekt Zeitung zu reduzieren (Duchkowitsch 1989, S. 167).

Einen Einblick was den StudentInnen am Wiener Institut unter der Ära Kurths tatsächlich geboten wurde, kann Marianne Lunzer-Lindhausen vermitteln, die 1943 am Wiener Institut als Assistentin ihre wissenschaftliche Karriere startete. Sie war auch eine der wenigen Personen die nach Kriegsende „kraft ihrer unbelasteten Vergangenheit“ (Duchkowitsch 2004, S. 235) weiterhin am Institut tätig war und zeichnete sich über mehrere Jahrzehnte u.a. durch die Förderung und Betreuung kommunikationshistorischer Forschungsbestrebungen der StudentInnen am Wiener Institut aus (Langenbacher 1991, S. 3f).

¹⁴ Lehrplan der Zeitungswissenschaft in Deutschland. In: Zeitungswissenschaft. Monatsschrift für internationale Zeitungsforschung, 10. Jg. (1935), Heft 2, S. 49ff

Folgt man ihren Ausführungen, so bekamen die StudentInnen unter dem Institutsleiter Kurth – der die meisten Vorlesungen und Übungen selbst abhielt – eine „allgemein gehaltene Darstellung der Nachrichtenpolitik mit historischen Beispielen, die im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie ausgewählt wurde“ (Lunzer-Lindhausen 1987, S. 112). Bis zur Einberufung Kurths zur Wehrmacht gab es eine zusätzliche Lehrveranstaltung mit dem Titel „Der Nachrichtenkampf der Woche“, in der Kurth einmal wöchentlich gemeinsam mit den StudentInnen die wichtigsten Zeitungsmeldungen zusammenfasste und anschließend die dahinter stehenden Propagandataktiken „interpretierte“. Gemäß der Lehrplanvorlesung 6A wurde am Wiener Institut auch über die Geschichte und gegenwärtige Struktur des deutschen sowie des ausländischen Zeitschriftenwesens mit besonderer Berücksichtigung politischer und wirtschaftlicher Abhängigkeiten referiert. Den StudentInnen am Wiener Institut wurde jedoch nur ein „zusammenfassender Überblick ohne Quellenbezug“ (ebd., S. 112) geboten. Nach Kriegsende konnte das endgültige Aus für das Institut gerade noch abgewendet werden.

2.4.5 VorläuferInnen der Zeitschriftenforschung

Eine systematische Auseinandersetzung mit dem Zeitschriftenwesen erfolgte bereits vor der vorübergehenden Etablierung einer eigenständigen Zeitschriftenkunde. Als ein „Vorläufer der Zeitschriftenforschung“ (Bohrmann/Schneider 1975, S. 13) gilt der Journalist und Verlagsleiter, Jakob Friedrich Meißner, der mit seiner Abhandlung über die „Entwicklung, Bedeutung und Aufgaben der deutschen Fachpresse“ (Meißner 1907) als erster den Versuch unternahm, die Entwicklungsstationen der deutschen Fachzeitschriften theoretisch aufzuarbeiten (vgl. Kapitel 2.4.1).

1928 veröffentlichte Gerhard Menz, der seit 1920 als volkswirtschaftlicher und journalistischer Beirat des „Börsenvereins der deutschen Buchhändler“ tätig war und die Leitung des durch Lehmann gegründeten „Arbeitskreis für Zeitschriftenfragen“ (AfZ) übernahm, seine wirtschafts- und sozialgeschichtlich orientierte Abhandlung „Die Zeitschrift. Ihre Entwicklung und ihre Lebensbedingungen. Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie“ (Menz 1928). Die im Zuge der Studie durchgeführten statistischen Berechnungen sind laut Bohrmann/Schneider auch heute noch grundlegend (Bohrmann/Schneider 1975, S. 14). Weiters förderte Menz während seiner Ära als Lehrbeauftragter für das Zeitschriftenwesen an der Universität Leipzig eine Reihe von Dissertationen.

Im gleichen Jahr veröffentlichte der Bibliothekar Joachim Kirchner mit „Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens. Mit einer Gesamtbibliographie der deutschen Zeitschriften bis

zum Jahre 1790“ (Kirchner 1928) den ersten Teil seiner bibliographisch-deskriptiv angelegten Untersuchung.

Im Kern wollte Kirchner einen bibliographischen Gesamtüberblick über das deutsche Zeitschriftenwesen von den Anfängen bis zum Beginn der Französischen Revolution bieten. Bevor er sich jedoch an das umfangreiche Projekt heranwagte, versuchte er im ersten Kapitel des ersten Halbbandes eine Begriffsbestimmung für die Zeitschrift des 17. und 18. Jahrhunderts aufzustellen (Kirchner 1928, S.1ff). Im zweiten Kapitel beleuchtet er von einem wirtschaftlichen Standpunkt aus die Zeitschrift des 18. Jahrhunderts als Verlagsartikel (ebd., S. 34ff). Abschließend geht er der Frage nach, welche Wandlungen das Wort „Zeitschrift“ durchlebte (ebd., S: 93ff). 1931 veröffentlichte Kirchner den zweiten Band, in dem er den versprochenen bibliographischen Überblick der deutschen Zeitschriften bis 1790 nachreichte (Kirchner 1931). 1958 veröffentlichte Kirchner unter dem Titel „Das deutsche Zeitschriftenwesen – seine Geschichte und seine Probleme“ (Kirchner 1958) eine zweite, neu bearbeitete und erweiterte Auflage, die bis zum Zeitalter der Romantik reicht. 1961 folgte Teil II, der den Zeitraum vom Wiener Kongress bis zum Ausgange des 19. Jahrhunderts abdeckt (Kirchner 1961). Seit 1966 erscheint die „Bibliographie der Zeitschriften des deutschen Sprachgebiets bis 1900“ als selbständige Veröffentlichung (Kirchner 1966).

Allein für den historisch-bibliographischen Überblick bis 1790 überprüfte Kirchner bereits rund 3.500 Zeitschriftentitel. Der Erweiterungsband wurde bis 1830 erweitert und enthielt bereits mehr als 6.600 Titel (plus Nachträge), die Kirchner chronologisch und systematisch in einzelne Epochen und Zeitschriftengruppen zuordnete. Seine bibliographischen Daten erweiterte der Bibliothekar durch die Berücksichtigung wissenschafts- und zeitgeschichtlich bedeutsamer Ereignisse. Darüber hinaus versucht er einen Überblick über den jeweiligen Stand des Zeitschriftenwesens in den einzelnen deutschen Städten zu vermitteln. Neben der Berücksichtigung topographischer Kriterien greift Kirchner auch den typologischen Ansatz auf. Anhand der Aufteilung in Zeitschriftentypologien kann die Entstehungsgeschichte bzw. auch das Einstellen einzelner Zeitschriftengattungen im Laufe der Jahrhunderte nachvollzogen werden. Ein fruchtbarer Ansatz für die Erforschung von Zeitschriften, der erst einige Jahrzehnte später erneut aufgegriffen wurde.

Das Ziel, eine erschöpfende Dokumentation aller deutschsprachigen Zeitschriftentitel in Form einer Gesamtdarstellung zu bieten, konnte Kirchners ehrgeiziges Projekt nicht erfüllen. So

konnten auf Grund von Recherchetätigkeiten zur Entstehung einer Pressebibliographie für Hamburg, die durch das Institut für Deutsche Presseforschung an der Universität Bremen durchgeführt wurde, alleine für Hamburg 600 Titel ausgehoben werden, die Kirchner nicht berücksichtigte (Wilke 2008, S. 94). Trotz dieser offensichtlich vorhandenen Lücken wird Kirchners historisch-bibliographisches Projekt als „Pionierleistung“ (Stöber 2002, S. 55) für die Zeitschriftenforschung im Allgemeinen gewertet. Seine Bände beinhalten „eine bis heute nicht überholte Geschichte des Zeitschriftenwesens“, die im aktuellen Forschungsdiskurs nach wie vor als „Basis der Zeitschriftengeschichtsschreibung“ (Bohrmann 1999, S. 892f) angesehen wird. Neben der wertvollen bibliographischen Übersicht beinhaltet Kirchners Werk auch wertvolle Hintergrundinformationen über die Grundintentionen der HerausgeberInnen der ersten Zeitschriftengattungen und ihre inhaltlichen Zielsetzungen. Nach wie vor beinhalten Kirchners Ergebnisse zahlreiche Anregungen und Anknüpfungspunkte für weiterführende Untersuchungen für den Bereich der historischen Medien- und Kommunikationswissenschaft.

Wurden Zeitschriften im zeitungswissenschaftlichen Fachdiskurs bisher lediglich als Sammelbegriff für „Nicht-Zeitungen“ bzw. als eine Art Randerscheinung angesehen und dementsprechend vernachlässigt behandelt, konnte durch die Arbeiten von Kirchner und Menz zumindest die Aufmerksamkeit für ein bisher stiefmütterlich behandeltes Forschungsgebiet geweckt werden. Die Erforschung der Zeitschrift nahm in den folgenden Jahren erste Konturen an und führte vorübergehend zu einer Etablierung der Zeitschriftenkunde als eigenständige Disziplin innerhalb der Zeitungswissenschaft.

2.4.6 Etablierung der Zeitschriftenkunde als eigenständige Disziplin innerhalb der Zeitungswissenschaft (1933-1945)

An 22. Juni 1933 wurde der „Deutsche Zeitungswissenschaftliche Verband“ als Privatverein gegründet. Der DZV stellte die Dachorganisation dar, der die an den einzelnen zeitungswissenschaftlichen Instituten gegründeten Vereinigungen, denen wiederum ProfessorInnen, StudentInnen, AbsolventInnen und BerufspraktikerInnen angehören (Averbeck 1999, S. 107), vereinte. 1934 wurde ein Ausschuss gegründet, dem Karl D'Ester, Hans Amandus Münster, Martin Schwaebe und Emil Dovifat angehörten. Der Präsident des DZV, Walther Heide, beauftragte die MitgliederInnen des Ausschusses mit der Ausarbeitung eines für alle zeitungswissenschaftlichen Institute verbindlichen Studienplans, der u.a. dem „publizistischen Führungsmittel“ Zeitschrift einen festen Platz sicherte (siehe Kapitel 2.4.4)

Unter der Leitung von Ernst Herbert Lehmann wurde 1934 am zeitungswissenschaftlichen Institut in Berlin eine eigene Zeitschriftenabteilung angesiedelt. Im gleichen Jahr wurde auch der „Arbeitskreis für Zeitschriftenfragen“ gegründet, der – Lehmann zufolge – in erster Linie zum „Gedankenaustausch zwischen einzelnen am deutschen Zeitschriftenwesen beteiligten Kreisen“ (Lehmann 1936, S. 19) anregen soll. Aufgrund der Auswertung der Berichte, die aus den insgesamt acht abgehaltenen Tagungen hervorgegangen sind, konnten Bohrmann/Schneider etwas Licht in die verworrenen Verbindungslinien des Arbeitskreises bringen (Bohrmann/Schneider 1975, S. 46ff). Folgt man ihren Ausführungen, kann aufgrund der Zusammensetzung der Teilnehmer – die überwiegend aus dem außeruniversitären Bereich stammten – abgeleitet werden, dass der Arbeitskreis als „Interessenpolitisches Instrument“ diente, durch den primär konkrete politische und wirtschaftliche Interessen in den Vordergrund gerückt wurden (ebd., S. 43). Zwei Jahre nach seiner Gründung wurde der Arbeitskreis in das Gefüge des DZV integriert.

1935 wurde Lehmann Mitglied des Führrats oder Engeren Rats des Reichsverbandes der deutschen Zeitschriftenverleger. Mit der Rückendeckung des DZV forcierte er die Errichtung von Lehrstühlen für Zeitschriftkunde. Im Wintersemester 1935/1936 bekam Gerhard Menz an der Universität in Leipzig den ersten Lehrauftrag für Zeitschriftenkunde. Nach seiner Habilitation bekam Lehmann einen Lehrauftrag für Zeitschriftenwesen an der Philosophischen Fakultät der Universität in Berlin. Gleichzeitig lehrte Lehmann Zeitungswissenschaft an der Universität in Münster, an der er vorübergehend auch das zeitungswissenschaftliche Institut leitete. Ab dem Sommersemester 1938 wurde an allen zeitungswissenschaftlichen Instituten über das Zeitschriftenwesen referiert. Teilweise wurden auch die im Rahmen der Lehrveranstaltungen abgehaltenen Referate und Resümees in der Fachpublikation „*Zeitungswissenschaft*“ veröffentlicht. Mit der Publikation „Einführung in die Zeitschriftenkunde“ (Lehmann 1936) manifestierte Lehmann die theoretischen – und in den folgenden Jahren als verbindlich geltenden – Grundlagen der Zeitschriftenkunde (Bohrmann/Schneider 1975, S. 35f).

Im Vorwort verspricht Lehmann „zum ersten Mal vom publizistischen Standpunkt aus das gesamte Gebiet des deutschen Zeitschriftenwesens“ (Lehmann 1936, S. VII) zu behandeln. Im Einklang mit der Diktion des verfügbaren Lehrplans bezeichnet Lehmann die deutsche Zeitschrift als wichtiges „publizistisches Führungsmittel“, für dessen Erforschung eine eigene Zeitschriftenkunde innerhalb der Zeitungswissenschaft unabdingbar sei. Das theoretische

Grundlagenlagergerüst hierfür möchte der Autor mit seiner „Einführung in die Zeitschriftenkunde“ selbst legen (ebd., S. VII).

Gerade einmal acht Seiten umfasst der Überblick über den bisherigen Entwicklungsstand für den Bereich der Zeitschriftenforschung. Neben Prutz werden D’Esters Wirken auf dem Gebiet der historischen Zeitschriftenforschung, Kirchners grundlegende Forschungsarbeit über die Zeitschrift des 18. Jahrhunderts sowie die wirtschaftsgeschichtliche Studie von Gerhard Menz erwähnt (ebd., S. 3ff). Sucht man nach weiteren Veröffentlichungen so erhält man lediglich den Hinweis, dass eine Auswahl weiterer Titel im bibliographischen Anhang zu finden ist (ebd., S., 8).

Über die genauen Motivationsgründe, die letztendlich zur Entstehung einer eigenen Zeitschriftenkunde führte, merkt der Autor selbst an, dass er im Laufe seiner Dissertation über „Die Anfänge der Kunstzeitschrift in Deutschland“ (Lehmann 1932) erstmalig zu der Erkenntnis gelangte, dass wissenschaftliche Fragestellungen über die Fachpresse „nur vom publizistischen Standpunkt aus erschöpfend zu betrachten sind“ (Lehmann 1936, 10f). Der Beginn der Zeitschriftenkunde als eigenständiges Fach innerhalb der Zeitungswissenschaft erfolgte laut Lehmann durch die Erteilung von Lehraufträgen für den Bereich des Zeitschriftenwesens an Gerhard Menz und ihn selbst (ebd., S. 13).

Lehmann vertritt die These, dass eine erschöpfende Auseinandersetzung mit den Grundbegriffen der Zeitschrift unabdingbar sei, damit „die Vielgestaltigkeit des deutschen Zeitschriftenwesens“ (ebd., S. 48) überhaupt erfasst werden kann. Gleichzeitig sieht er durch die Ausformulierung der Wesensmerkmale eine Abgrenzungsmöglichkeit gegenüber den anderen „publizistischen Mitteln“. Auf Grund des formulierten theoretischen Verständnisses des Autors kann abgeleitet werden, dass er an ein Aufgreifen bzw. an eine Implementierung bereits vorhandener Ergebnisse aus der kurzen interdisziplinären Verschränkung zwischen Zeitungswissenschaft und Soziologie (siehe Kapitel 2.4.3) keinen Gedanken verschwendet.

Lehmans effektivstes „Handwerkzeug“ (Bohrmann/Schneider 1975, S. 37) zum Aufbau des theoretischen Grundlagengerüsts stellt sein Versuch dar, die wichtigsten Merkmale der Zeitschrift zusammenzufassen um anschließend eine geeignete Begriffsbestimmung für die Zeitschrift zu formulieren. Dementsprechend umfangreich fällt auch das Kapitel „Versuch einer Begriffsbestimmung“ (Lehmann 1936, S. 43ff) in seiner Publikation aus. Zu den

wichtigsten Merkmalen der Zeitschrift zählen für Lehmann die Aktualität, Periodizität, Kontinuität, Öffentlichkeit, Popularität, Universalität, Kollektivität, der Standort sowie die mechanische Vervielfältigung. Die Zusammenfassung der Merkmale spiegelt sich in der von Lehmann aufgestellten Zeitschriftendefinition wieder:

Eine Zeitschrift ist ein regelmäßig erscheinendes Druckwerk, das – mit der Absicht der unbegrenzten Dauer begründet – in seinem überwiegenden Teil nicht an die Geschehnisse des Tages gebunden ist oder nur die neuesten Ereignisse eines Fachgebietes berücksichtigt. Die Einzelstücke sind inhaltlich und drucktechnisch mannigfaltig, doch zeigen sie – ebenso wie ihre dauernd fortlaufende Reihe – eine durch geschlossene geistige Führung bewirkte innere und äußere Einheit. Zeitschriften dienen meistens nur begrenzten Aufgabengebieten; die Weite ihrer Öffentlichkeit ist daher verschiedenartig. Sie entsprechen in ihrer Gestaltung den Bedürfnissen eines oft weit verstreuten Leserkreises und sind deshalb nur lose an ihren Erscheinungsort gebunden (ebd., S. 81).

Das Folgekapitel „Die Zeitschrift als publizistisches Führungsmittel“ (ebd., S. 85ff) beinhaltet Lehmanns Erörterungen zur geistigen und redaktionstechnischen Gestaltung der Zeitschrift. Einige der in diesem Kapitel getätigten Aussagen bekräftigen das Urteil von Bohrmann, dass Lehmanns Einführung in die Zeitschriftenkunde „aufgrund stark zeitbedingter Wertungen heute nur begrenzt“ (Bohrmann 1999, S. 893) herangezogen werden kann. So lobt Lehmann z.B. die Pressegesetzgebung des „Neuen Deutschlands“ die dafür gesorgt hat, „dass alle Zeitschriften – bei gewissenhafter Erfüllung der Führungsaufgaben in ihrem eigenen Lebensraum – im Dienste des Volksganzen tätig sind“ (ebd., S. 108). An anderer Stelle regt er dazu an „die zahlreichen im Wesen der Zeitschrift liegenden Möglichkeiten zur Menschenführung in vollem Umfang zu erkennen“ damit „dieses eigengesetzliche publizistische Führungsmittel(...)für den kulturellen und wirtschaftlichen Neubau des Deutschen Reiches“ (ebd., S. 108) genutzt werden kann.

Neben der Auseinandersetzung mit den wirtschaftlichen und technischen Grundlagen der Zeitschrift (ebd., S. 121ff) folgen Erörterungen über die Beziehung zwischen Zeitschrift und der Leserschaft in Form von Gesprächen und Briefen (ebd., S. 175ff), eine Bibliographie des Zeitschriftenwesens (ebd., S. 193ff) sowie ein inhaltlich sehr eingeschränkter bibliographischer Überblick über bereits vorhandene Forschungsliteratur als Anhang (ebd., S. 211ff).

Begibt man sich in Lehmanns Einführung in die Zeitschriftenkunde auf die Suche nach fruchtbaren theoretischen und methodischen Anknüpfungspunkten für eigene Untersuchungen, fällt das Ergebnis mehr als ernüchternd aus. Einen empirisch nachprüfbaren Beleg der im Zuge seiner Ausführungen aufgestellten Thesen tritt Lehmann zumeist nicht an. Man vermisst beispielsweise bei der Feststellung, „dass die Zeitschrift eine eigengesetzliche Erscheinung innerhalb der Publizistik darstellt, die nur mit Hilfe zeitungswissenschaftlicher Methoden zu erforschen ist“ (ebd., S. 11) eine Berücksichtigung jener Auseinandersetzungen mit der theoretischen Grundlagenliteratur, durch die Lehmann letztendlich zu dieser Erkenntnis gelangen konnte. Diese theoretischen Mängel wurden erst Jahrzehnte später in der Forschungsliteratur thematisiert: „Kein anderer Autor hat so viele Postulate und Axiome aufgestellt, wie Ernst Herbert Lehmann“ der „seine Aussagen zum Lehrsatz“ (Bohrmann/Schneider 1975, S. 38) emporhob und „methodisch nicht über das übliche Definieren des Gegenstands hinausging“ (Bohrmann 2002, S. 34)

Der Arbeitskreis für Zeitschriftenfragen tagte das letzte Mal im Mai 1938. Während des Zweiten Weltkrieges wurde den am Markt befindlichen Illustrierten eine weitaus wichtigere propagandistische Rolle als der Zeitschrift zugeschrieben. Die Folge war die Einstellung zahlreicher am Markt befindlichen Zeitschriften. Dementsprechend sank das Interesse an einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung im Zeitschriftenbereich. Damit einhergehend verlor auch die erstarkte Lobby an ZeitschriftenverlegerInnen an der Zeitschriftenkunde zunehmend ihr Interesse. (Bohrmann/Schneider 1975, S. 36).

Der lediglich „zeitlich begrenzte Versuch“ (ebd., S. 60) einer eigenständigen Zeitschriftenkunde innerhalb der Zeitungswissenschaft fand mit dem Ausklang des Krieges ein abruptes Ende. Lehmanns theoretisches Verständnis verstärkte die Tradition der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Wesensmerkmalen, die vor allem als Abgrenzung gegenüber den anderen Medien diente. Über geblieben sind „definitorische Leerformeln“ mit deren Hilfe „die materielle Ausdeutung ihres Gegenstandes im Sinne der NS-Ideologie lediglich verschleiert“ wurde (ebd., S. 60). Bohrmann/Schneider stellen abschließend die Frage, „ob hier Absicht oder mangelnde Fähigkeit zu exaktem wissenschaftlichen Arbeiten als Ursache anzusehen ist“ (ebd., S. 39).

2.5 Zeitschriftenforschung während des Paradigmenwechsels von der historisch-philologisch orientierten Zeitungskunde zur sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

2.5.1 Die ersten Jahrzehnte nach Kriegsende

Im Verlauf des Zweiten Weltkrieges wurden einige zeitungswissenschaftliche Institute zerstört. Die noch verbleibende Anzahl an Instituten wurde nach 1945 deutlich verringert. Die zeitungswissenschaftlichen ProtagonistInnen während der NS-Zeit, wie z.B. Lehmann, schieden freiwillig aus bzw. kamen, so wie Kurth, nach Kriegsende nicht mehr zum Zug. Weiters hatten die Institute mit dem Wegfall der teilweise erheblich ausfallenden finanziellen Zuschüsse durch das Propagandaministerium und den Berufsverbänden zu kämpfen. Der Verlust der Vorzugsstellung der Zeitungswissenschaft gegenüber anderen wissenschaftlichen Disziplinen brachte es mit sich, dass das Fach sowohl hinsichtlich des verfügbaren Geldetats als auch um den Zuspruch begabter StudentInnen in Konkurrenz mit anderen Disziplinen wie z.B. der Soziologie, Politikwissenschaft und Psychologie treten musste (Bohrmann 2002, S. 36f).

1946 wurde Walter Hagemann als Leiter des Instituts in Münster bestellt. Es erfolgte 1947 in München die Bestellung von Karl D'Ester. Emil Dovifat eröffnete 1948 in Berlin ein neues Institut für Publizistik. Somit gab es in der gesamten Bundesrepublik nach Kriegsende nur noch drei Institute. Averbeck und Kutsch bezeichnen den Zeitraum von 1945 bis 1947 als eine Phase der „Entideologisierung und Rekonstruktion des fachlich-exklusiven Problems“ (Averbeck/Kutsch 2004, S. 62). Vor allem Dovifat und D'Ester kämpften um ihre politische Rehabilitation (vgl. Stöber 2004, S. 123ff). Die Neuformierung und Positionierung der Disziplin ging deshalb nur mühsam von statten.

1947 formulierte Hagemann in seinem Werk „Grundzüge der Publizistik“ für die Disziplin den „publizistischen Prozess“ (Hagemann 1947 zit. nach Averbeck/Kutsch 2004, S. 62) als Formalobjekt. Bis zum Ende der 1950er-Jahre setzte trotz vorhandener Unstimmigkeiten unter den wenigen Fachvertretern ein erster theoretischer Entgrenzungsprozess der Disziplin ein. Man einigte sich darauf, als fachlich-exklusives Formalobjekt, die durch Medien hergestellte öffentliche Kommunikation zu formulieren (Meyen/Löblich 2006, S. 65). Mit dem im Jahre 1956 erstmalig veröffentlichten Fachorgan „*Publizistik*“ wollte man neu gewonnene Erkenntnisse und Ergebnisse regelmäßig sowohl innerhalb als auch außerhalb der Universität kommunizieren. Konkret formulierte Erkenntnisperspektiven sowie ein etwaiges

Anknüpfen an die Ergebnisse des interdisziplinären Milieus zwischen Zeitungswissenschaft und Soziologie vermisste man aber zum damaligen Zeitpunkt noch (Averbeck/Kutsch 2004, S. 62).

Ein mögliche Ursache weshalb es erneut zu keinem interdisziplinär geführten fruchtbaren Dialog kam, sehen Meyen/Löblich im theoretischen Verständnis der damaligen Institutsleiter Dovifat und D'Ester. Sie gehörten nicht dem interdisziplinären Milieu der letzten Weimarer Jahre an (vgl. Kapitel 2.3.4) und waren weder Verfechter „neuer Fragen und Methoden noch für einen Dialog mit den Nachbardisziplinen“ bereit (Meyen/Löblich 2006, S. 65). In ihrem theoretischen Verständnis – das möglicherweise auch durch die Instrumentalisierung der Medien zu Propagandazwecken während des Dritten Reichs geprägt wurde – wird öffentliche Kommunikation „überwiegend als einseitig gerichtete, mediale Information und beabsichtigte Persuasion verstanden und als solche beschrieben und systematisiert“ (Averbeck/Kutsch 2004, S. 62). Auch Hagemanns Verständnis war damals durch diese einseitig gerichtete Kommunikationsvorstellung gekennzeichnet. Für ihn agiert der „Aussageträger“ (Kommunikator) als jene Schlüsselfigur, die den Empfänger maßgeblich beeinflussen kann (Hagemann 1947 zit. nach Meyen/Löblich 2006, S. 66). Dementsprechend gestaltete sich das Erkenntnisinteresse der Abschlussarbeiten, deren VerfasserInnen vorwiegend Analysen zur medial vermittelten Information und Persuasion während des dritten Reiches und des zweiten Weltkrieges unter der Berücksichtigung philologisch-historischer bzw. philologisch-hermeneutischer Methoden verfassten (Averbeck/Kutsch 2004, S. 63).

Verzögernd für die Entwicklung einer sozialwissenschaftlichen Neuorientierung wirkte sich auch der Engpass an wissenschaftlichem Nachwuchspersonal aus. Ab den späten 1950er-Jahren spitzte sich diese Entwicklung zu. Die drei Institutsleiter näherten sich mittlerweile dem pensionsreifen Alter und mögliche potenzielle NachwuchskandidatInnen waren so gut wie nicht vorhanden, da der Großteil von ihnen bereits während der Kriegsjahre emigrierte bzw. verstarb (Bohrmann 2002, S. 36f bzw. Bohrmann 2004, S. 116ff). Von den Habilitierten aus der NS-Zeit hat nur Wilmont Haacke 1963 eine Professur in Göttingen erhalten. Zuvor war er u.a. bei Hagemann als wissenschaftlicher Assistent in Münster tätig (Meyen/Löblich 2006, S. 64).

Bohrmann beurteilt die ersten anderthalb Jahrzehnten nach Kriegsende als „Übergangszeit“ für die Disziplin. Gekennzeichnet war sie durch die Fortsetzung der älteren

Zeitungswissenschaft, die auch audiovisuelle Medien mit einzubeziehen versuchte. Die Methodik blieb vorerst „rein philologisch-historisch bzw. philologisch-hermeneutisch“ (Bohrmann 2002, S. 37) verankert. Sozialwissenschaftliche Perspektiven sowie die Anwendung empirischer Erhebungsverfahren konnten erst nach 1960 wieder der Disziplin rückgeführt werden.

Am Wiener Institut hat sich der damalige Institutsleiter Karl Oswin Kurth 1943 freiwillig zur Wehrmacht gemeldet. Nach seiner Rückkehr im November 1945 teilte ihm die Universität seine Relegation mit (Duchkowitsch 2004, S. 237f). 1946 übernahm der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Eduard Ludwig die interimistische Leitung des Instituts. 1958 trat der Historiker und Schriftsteller Heinrich Benedikt seine Nachfolge an. Ihm folgte der Orientalist Herbert Duda. Durch die im Jahr 1969 erfolgte Bestellung von Kurt Paupié erhielt das Institut nach 25 Jahren wieder einen im Fach habilitierten Leiter (ebd., S. 114ff). Maximilian Gottschlich, Professor am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, teilt die Schwerpunktsetzung des Instituts in Forschung und Lehre von 1948 bis 1962 in zwei Phasen. Bis 1962 wurde der Forschungsdiskurs durch eine pressehistorische Orientierung bestimmt, der bis 1969 um zahlreiche medienkundliche Lehrveranstaltungen erweitert wurde (Gottschlich 1987, S. 117). Es lag nun an Paupié, am Wiener Institut „den Übergang von der pressehistorisch orientierten Zeitungswissenschaft zur empirisch-analytischen Kommunikationswissenschaft zu vollziehen“ (Lunzer-Lindhausen 1987, S. 116).

2.5.2 Neue theoretische Anregungen und Ergebnisse für den Bereich der Zeitschriftenforschung unter Berücksichtigung der sozialwissenschaftlichen Neuausrichtung der Disziplin

Einer, der sich nach Beendigung des Krieges verstärkt der Zeitschriftenforschung zuwandte, war Wilmont Haacke. 1953 erhielt er eine Vertretungsdozentur an der Hochschule in Wilhelmshaven, an der er 1955 zum außerplanmäßigen Professor ernannt wurde. In seiner Antrittsvorlesung referierte er über die Zeitschrift als kulturpolitisches Organ. Mit der Integration der Hochschule in die Universität Göttingen erhielt Haacke den neu geschaffenen Lehrstuhl für Publizistik, den er von 1963 bis zu seiner Emeritierung 1973 bekleidete. Unter anderem war Haacke auch Mitbegründer der ab 1963 ins Leben gerufenen Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie bis 1993 Mitherausgeber des Fachorgans „*Publizistik*“ (Blaum 2004, S. 189).

1961 veröffentlichte Haacke den Sammelband „Die Zeitschrift – Schrift der Zeit“ (Haacke 1961), indem er unterschiedliche Beiträge zum Feld der Zeitschriftenforschung vereinte. Unter anderem werden die historischen Entwicklungsetappen des Zeitschriftenwesens und einzelne spezifische Zeitschriftengattungen näher beleuchtet. Überdies hinaus soll durch den Sammelband – laut dem Herausgeber – der „Versuch eines Brückenschlages zwischen vergangener und künftiger Forschung über die Zeitschrift“ (Haacke 1961, S. 252f) vollzogen werden.

Genauer gesagt ist es Haacke selbst, der für die Zeitschriftenforschung anscheinend eine Brücke von der historischen Zeitungskunde zur modernen Publizistikwissenschaft gefunden haben will. In dem Aufsatz „Die Zeitschrift als Gegenstand der Wissenschaft“ kritisiert Haacke die bisher veröffentlichten Studien aus den Bereichen der Literatur- und Geschichtswissenschaften, die „zwischen 1800 und 1960 nur wenig zur Aufhellung der Genesis der Zeitung und Zeitschrift“ beigetragen haben. Laut Haacke sei ihr „Anspruch auf Kompetenz in der Bearbeitung publizistischer Erscheinungen“ überhaupt in Frage zu stellen (ebd., S. 22). Haacke nennt lediglich Menz, Lehmann und Kirchner, die im Rahmen ihrer pressehistorischen Betrachtung die Zeitschrift in das Zentrum rückten. Vor allem Kirchners Leistungen auf dem Gebiet der Zeitschriftenforschung werden von Haacke lobend erwähnt.

Um die Zeitschriftenforschung weiter voranzutreiben regt Haacke dazu an, sich nach alternativen Erhebungsmethoden umzusehen. Als Beispiel nennt er die „typologische Sondierung“. Im Kern steht ein bestimmter Zeitschriftentypus – wie bei Haacke einige Jahre später die politische Zeitschrift – deren publizistischer Werdegang von den ersten Anfängen bis hin zur aktuellen Entwicklung nachgezeichnet werden soll. Die der jeweiligen Zeitschriftengattung zugehörigen Zeitschriften sollen auf ihre publizistischen Ziele und Wirkungen hin analysiert werden (ebd., S. 90).

In seinen weiteren Ausführungen versucht Haacke den Begriff der Presse zu umfassen. Haacke formuliert den Begriff der „Soziabilität“ des Pressewesens, der laut eigenen Aussagen in den bisherigen Auseinandersetzungen fehlte. Darunter versteht Haacke die gemeinschaftsbildende Funktion der Presse: „Jede Zeitung und jede Zeitschrift verfügt über eine intensive gesellschaftsbildende, ja gemeinschaftsfördernde Kraft“ (ebd., S. 222f). Seinem theoretischen Verständnis zufolge verdichten sich die bisher aufgestellten Wesensmerkmale Kontinuität, Periodizität, Aktualität, Publizität und Universalität in der Soziabilität des

Pressewesens. Typologisch unterteilt er die Presse in Tageszeitungen und Zeitschriften. Die Zeitschriften gliedert er nach ihrer Erscheinungsweise in wöchentliche, vierzehntägliche, monatliche, zweimonatliche, viertel-, halb- und ganzjährige Zeitschriften.

Im Ausblick des Sammelbandes startet er einen Aufruf an die FachkollegInnen, dem Forschungsbereich Zeitschrift mehr Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen. Dass die „Wissenschaft von der Publizistik“ mittlerweile im Bereich der Sozialwissenschaften angekommen ist und man jetzt von Massenmedien spricht, die mit Hilfe empirischer Methoden untersucht werden sollen, ist Haacke durchaus bewusst bzw. wird von ihm auch nicht negiert. Gleichzeitig verteidigt er aber die seiner Auffassung zufolge bewährte „methodische Schulung“ der historischen Zeitungskunde: „Wer die Tücke der Forschungsobjekte kennt, weiß nur zu gut, daß sich gerade daran nichts ändern darf“ (ebd., S. 254). Im Detail tritt Haacke für die Fortführung der Festlegung von Wesensmerkmalen ein um sich letztendlich dadurch an eine Begriffsbestimmung der Zeitschrift heranzuwagen. Dass er dieser historisch gewachsenen Forschungstradition treu blieb, kann man im ersten Band von „Die politische Zeitschrift 1665-1965“ (Haacke 1968) nachlesen.

Das zentrale Erkenntnisinteresse stellt die Zeitschriftengattung der politischen Zeitschriften dar. Um sich dieser Gattung annähern zu können, wagt sich Haacke neben der Analyse der publizistischen Erscheinungsform auch daran, sowohl den Begriff Zeitschrift als auch die Subgattung „Politische Zeitschrift“ zu definieren.

Zumindest bietet die Einleitung nähere Angaben über Haackes methodisches Vorgehen. An erster Stelle nennt er das bibliographische Sammeln der in Frage kommenden Zeitschriften. Anschließend erfolgte eine chronologische Reihung der ausgehobenen Zeitschriften gemäß ihrem Erscheinungsjahr. Um Zeitschriften in ihrem jeweiligen politisch-gesellschaftlichen Kontext erfassen zu können, hilft laut Haacke „das Beschreiben ihrer äußeren und inneren Struktur“ (Haacke 1968, S. 5), die durch HerausgeberInnen, RedakteurInnen, MitarbeiterInnen, LeserInnen, VerlegerInnen und InserentenInnen geschaffen oder mitbestimmt wird. Insbesondere merkt Haacke an, dass es nicht so sehr darauf ankommt, wie sich etwaige Zeitgenossen oder Historiker über eine spezifische Zeitschrift äußern. Von „entscheidendem Gewicht“ ist vielmehr „was Zeitschriften über die Gründe ihrer Gründung, was sie bei ihrem ersten Erscheinen über sich selbst, was sie in ihrem Programm über ihre Ziele aussagen“ (ebd., S. 6). Neben den oben angeführten Analyse-Faktoren erachtet Haacke auch die Berücksichtigung etwaiger Anmerkungen und Kommentare hinsichtlich der

Blattlinie bzw. allfällige neue Bekanntmachungen durch die Redaktion selbst für die Analyse als besonders ertragreich. Diese redaktionellen Mitteilungen können in Zeitschriften u.a. als Einleitung bzw. in Form eines Vorworts vorangestellt werden. Erfolgt eine „kritische Summierung solcher Äußerungen“, kann das Wesen der (politischen) Zeitschrift Haacke zufolge näher bestimmt werden (ebd., S. 6).

Diese von Haacke am Rande formulierten und für die sozialwissenschaftlich geprägte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft als durchaus fruchtbar einzustufenden Anregungen geraten durch seine Schwerpunktsetzung hinsichtlich der Begriffsbestimmung von der Zeitschrift und der Politischen Zeitschrift alsbald in den Hintergrund. Haacke rollt die bisher erfolgten definitorischen Versuche erneut auf. Unter anderem beschäftigt ihn eine von Lehmann verfasste Textpassage, die man in der in Kapitel 2.4.6 bereits abgehandelten Zeitschriftendefinition von Lehmann nachlesen kann. Hier spricht Lehmann von der „geschlossenen geistigen Führung“. Haacke findet es töricht, wenn „sich jemand durch die aus dem Wortschatz des Jahres 1936 stammende und aus solchem zeitbestimmten Zusammenhang zu verstehende Formel“ (ebd., S. 105) beirren lässt. Diese „Ängstlichen Gemüter mögen sich, wann immer das ominöse Wort „Führer“ fällt, bei Erich Kästner¹⁵ rückversichern“ (ebd., S. 105). Weiters vermerkt er: „Gewiß werden Zeitschriften nicht nur „geführt“. Zeitschriften wollen, sollen und müssen „führen“ (ebd., S. 105).

Die Aufarbeitung der bisherigen Versuche einer Begriffsbestimmung von Zeitschrift fällt bei Haacke sehr ausführlich aus. Basierend auf den bisherigen Ergebnissen formuliert er für die Zeitschrift dementsprechend eine umfangreiche Definition:

Die Zeitschrift ist eine periodische Publikation, deren geistige Einheitlichkeit sich aus ihrem Programm ergibt. Programm und Titel bleiben für den Inhalt jedes einzelnen Hefes maßgebend. Erscheinungen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden aus einer der jeweiligen Zeitschrift eigentümlichen Sicht beleuchtet. Ihre Auffassungen sind zwischen Verlag, Herausgeber, redaktionellem Gremium und Mitarbeiterstab in gegenseitiger Übereinkunft festgelegt. Seit langem geschieht das unter abgewogenem Einbeziehen der Wünsche des Publikums.

Im Gegensatz zur Zeitung distanziert sich die Zeitschrift dennoch weitgehend von Aktualitäten des Tages. Aus solchem freiwilligen Begrenzen erklärt sich, daß sich die Zeitschrift vorwiegend einem überschaubaren Interessentenkreis zuwendet. Demnach bemüht sie sich nicht um uneingeschränkte Publizität.

¹⁵ Haacke verweist auf: Kästner, Erich (1932): Das Führerproblem, genetisch betrachtet. In: Gesang zwischen den Stühlen, Stuttgart-Berlin, S. 27

Dennoch strebt sie – innerhalb des von ihr abgesteckten Bereiches – nach Mannigfaltigkeit in der Information wie in der Meinungsbildung. Sie legt Wert auf das kommunikative Echo einer Gefolgschaft, die zu gewinnen, festzuhalten oder zu verstärken sie Ausgabe um Ausgabe wirkt (ebd., S. 121).

Für die politische Zeitschrift definiert er:

Die politische Zeitschrift ist eine periodische Publikation, deren Tendenz sich aus dem von ihr verkündeten Programm ergibt. In deren Sinn behandelt sie fortwirkend staatliche, gesellschaftliche, soziale und kulturelle Erscheinungen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Die Leitgedanken jeder politischen Zeitschrift werden vom Herausgeber, seinem redaktionellen Gremium und Mitarbeiterstab bestimmt.

Politische Zeitschriften stellen sich in den Dienst des Proklamierens von Anschauungen und Gesinnungen sowohl einzelner Persönlichkeiten wie ganzer Gruppen. Oft dienen sie Einzelnen zur Gruppenbildung oder Gruppen zum Gewinnen Einzelner für ihre Ziele.

Politische Zeitschriften erfassen zeitgebundene oder überzeitliche Strömungen entsprechend ihrer politischen Einstellung. Aus propagandistischen Prinzipien nehmen sie indes – zumindest formal – Rücksicht auf Meinungen des Publikums, das sie im Sinne ihres Programmes zu beeinflussen wünschen.

Die publizistische Aufgabe der politischen Zeitschrift ist es, die durch sie dargebotenen Auffassungen in dem Sinne zu vertreten, daß auf ihren Zuruf als kommunikatives Echo Zustimmung erfolgt (ebd., S. 207f).

Abgeschlossen wird der Band mit ausgewählten Texten aus politischen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts. Den zweiten Band veröffentlicht Haacke gemeinsam mit Günter Pötter erst vierzehn Jahre später (Haacke/Pötter 1982). Auch in diesem Band hält Haacke sowohl an seiner Definition der Zeitschrift als auch der Begriffsumschreibung der politischen Zeitschrift fest (Haacke/Pötter 1982, S. 10f). Erneut erfolgt der Hinweis, dass während der Rezeption einzelner Periodika zu Forschungszwecken den „Aussagen in eigener Sache“ (ebd., S. 57) eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden soll. Einige Zeitschriften veröffentlichen alle paar Jahre bzw. zu Jubiläen eine Rückschau über das bisher erreichte bzw. bieten einen Ausblick in die Zukunft. Genauso werden den LeserInnen personelle Veränderungen mitgeteilt. Haacke weist darauf hin, dass diese „Selbstaussagen“ kombiniert mit der Berücksichtigung etwaiger „positiver oder negativer Stimmen aus der zeitgenössischen Öffentlichkeit“ sowie der Berücksichtigung von markanten historischen Daten, welche den Werdegang der jeweiligen Zeitschrift markieren, unabdingbare Faktoren für die Rekonstruktion des publizistischen Prozesses im Sinne einer sozialwissenschaftlich geprägten Kommunikationswissenschaft darstellen (ebd., S. 58f).

Um die Person Haackes bzw. um Teile seines publizistischen Schaffens ist in den letzten Jahren ein rege geführter Diskurs innerhalb der Disziplin entstanden. Ausschlaggebend war die Veröffentlichung seiner zwei Bände umfassenden Habilitationsschrift mit dem Titel „Feuilletonkunde. Das Feuilleton als literarische und journalistische Gattung“ (Haacke 1943 bzw. 1944), die einige Jahre später durch eine „neue Fassung“ (Duchkowitsch 2001, S. 11) unter dem Titel „Handbuch des Feuilletons“ (1951 bis 1953) neu aufgelegt wurde. Folgt man den Ausführungen von Verena Blaum, die beide Versionen miteinander verglichen hat, so stimmen zwar die Gliederungen sowie die meisten Kapitelüberschriften überein, jedoch sind einige Textpassagen bzw. Aussagen entfernt worden. Nachdem Blaum diese Textpassagen ausführlicher analysierte kam sie zu der Erkenntnis, dass es sich dabei um jene Texte handelt, in denen man sich aus dem „NS-Wortschatz“ bediente bzw. die auch dem „NS-Gedankengut“ (Blaum 2004, S. 181) zugeordnet werden können. Der Autor der vorliegenden Arbeit möchte diese neuen Erkenntnisse keineswegs ausblenden und erwähnt diesen Umstand deshalb auch an dieser Stelle, möchte sich aber im Rahmen der forschungsleitenden Fragestellungen auf Haackes publizistisches Wirken für den Bereich der Zeitschriftenforschung beschränken.

Folgt man den Ausführungen Bohrmanns, so sind die von Haacke im Rahmen der Zeitschriftenerforschung verfassten Schriften durch eine „solide Dokumentation“ gekennzeichnet und eignen sich grundsätzlich für einen „multidisziplinären Zugriff“ (Bohrmann 1999, S. 893). Haacke formuliert zumindest konkrete Analyse-Faktoren, die eine Zeitschriftenuntersuchung im Sinne der sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ermöglichen soll. Bei der eigentlichen methodischen Umsetzung klammert sich Haacke leider zu stark an die Begriffsbestimmung von Zeitschrift bzw. an ihre Subgattung „Politische Zeitschrift“.

Letztendlich sind, angelehnt an die Forschungstradition der historischen Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft, für die StudentInnen jedoch nur zwei weitere umfangreiche Definitionsversuche hinzugekommen bzw. übergeblieben:

Beide Definitionen Haackes zu kennen und die Unterschiede zwischen beiden herausarbeiten zu können, zählte mitunter zur Pflichtleistung von Studierenden am Wiener Institut für Zeitungswissenschaft in den frühen 70er Jahren, verknüpft oder nicht mit der Frage nach anderen Definitionen der Zeitschrift, die Haacke allesamt akkurat beschrieben hat (Duchkowitsch 2001, S. 15).

Jene Brücke, die von der historischen Zeitungskunde zur sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft führen sollte, konnte Haacke mit dem erneuten Versuch einer allgemein verbindlichen Begriffsbestimmung der Zeitschrift nicht beschreiten. Bereits einige Jahre zuvor wählte Walter Hagemann, der am Institut für Publizistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster tätig war, einen gänzlich anderen theoretischen Weg. Er verließ den definitorischen Zugang und verfolgte einen typenbildenden Ansatz. Auf Basis funktionsorientierter Betrachtungen schlug er eine Einteilung in die Hauptkategorien Fachpresse, Standespresse und Freizeitpresse vor:

In dieses Schema: Fachpresse, Standespresse, Freizeitpresse lassen sich ohne Gewaltigkeit alle „Zeitschriften“ einordnen. Diese Aufteilung besitzt den Vorzug der Übersichtlichkeit und sozialpsychologischen Fundamentierung, und sie erlaubt eine weitere Unterteilung im Sinne der bisherigen Kategorien. An die Stelle des nebelhaften Begriffs der Zeitschrift treten damit drei Kategorien periodischer Veröffentlichungen, deren Erscheinungsbild und Eigenschaften ebenso deutlich abgrenzbar sind, wie es die Zeitung von jeher war (Hagemann 1954, S. 633 zit. nach Vogel 2002, S. 14).

Unter der Leitung von Hagemann wurde 1956 am Münsterianer Institut für Publizistik mittels dem Verfahren der Stichtagserhebung eine Zeitschriftenuntersuchung durchgeführt. Auf Basis bereits vorhandener Titeltkataloge bzw. durch die am Institut eigens angelegte Übersicht über Zeitschriftentitel versuchte man in einem ersten Schritt, sich einen Überblick über die Zeitschriftenlandschaft zu schaffen. Danach ging man daran, mit Hilfe der Beschaffung von Einzelnummern zu einem bestimmten Stichtag die Ausgaben aller in Deutschland erscheinenden Zeitschriften zu sammeln und sie nach Hagemanns Gliederung zu kategorisieren, um anschließend einen Querschnitt über das deutsche Zeitschriftenwesen zu erhalten (vgl. Kieslich/Schütz 1957, S. 13ff).

Hagemann weist erneut auf die von ihm formulierten Hauptkategorien hin, denen eine „sozialpsychologische Problemstellung“ innewohnt. Er ging der Frage nach „welche individuellen und gesellschaftlichen Funktionen die Zeitschrift erfüllen kann“ (Hagemann 1957, S. 9). Für seinen typenbildenden Ansatz formulierte er drei Hauptkategorien von Zeitschriften, denen wiederum Untergruppen von Zeitschriften zugeordnet werden können. Hagemann unterscheidet Zeitschriften, die LeserInnen in ihrer Berufsrolle unterstützen sollen (Fachpresse inkl. wissenschaftliche Zeitschriften), mit denen sie sich in ihrer Freizeit auseinandersetzen (Freizeitzeitschriften) und jene Zeitschriften, die die Integration in bereits vorhandene als auch für sich neu zu bildende soziale Gruppen fördern (Standes- und

Verbandspresse). Die Kundenzeitschriften und Anzeigenblätter erfasste Hagemann in diesen drei Hauptgruppen nicht, da diese nicht primär im Interesse der LeserInnen sondern des Herstellers herausgegeben werden. Gleichzeitig räumt Hagemann ein, dass die aufgestellten Kategorien zwar „thematisch sauber und systematisch umfassend“ (ebd., S. 9) sind, diese die große Vielfalt der Zeitschriftenpresse nicht abdecken können.

Auch Bohrmann/Schneider merken in diesem Zusammenhang an, dass man bei der vorhandenen Vielfalt an Fragestellungen für den Bereich des Zeitschriftenwesens die „aussagearmen“ Kategorien von Hagemann nur zusätzlich neben den inhaltlichen Gesichtspunkten, die auch als ein Einteilungsprinzip gelten, herangezogen werden können (Bohrmann/Schneider 1975, S. 22). Zusätzlich war es Hagemann selbst der seinen 1954 erstmalig kommunizierten Ansatz abschwächte, indem er in seiner Einleitung der Zeitschriftenuntersuchung „aus vertrieblichen, rechtlichen, buchhändlerischen, bibliothekarischen, bibliographischen und kommerziellen Gründen“ (Hagemann 1957, S. 6) im Einklang mit seinen FachkollegInnen folgende Zeitschriftendefinition aufstellt:

Zeitschriften sind periodische Druckwerke, die in höchstens vierteljährlichem Rhythmus erscheinen und deren Schwerpunkt nicht auf der Verbreitung aktuellen und universellen Nachrichtestoffes liegt (ebd., S. 7).

Die Erhebung am Münsterianer Institut blieb leider eine Einzelepisode bzw. wurde am Institut in den nächsten Jahren keine weitere Zeitschriftenerhebung durchgeführt. Für die künftige Generation an ZeitschriftenforscherInnen als weitaus wichtiger eingestuft wird Hagemanns damaliger Fokus auf jene gesellschaftlich bestimmte Kommunikation, die zwischen den ZeitschriftenherausgeberInnen und LeserInnen mit Hilfe der Zeitschrift stattfindet. Hagemann verfolgte bei seinem typenbildenden Ansatz weniger historische oder bibliographische Gesichtspunkte, vielmehr interessierte ihn der „publizistische Prozess“ (Bohrmann 1999, S. 894). Kurt Koszyk und Karl H. Pruys urteilen über Hagemanns Typologie: „Dadurch wurde ein Schritt von den traditionellen zeitungswissenschaftlichen Merkmalen der Zeitschrift zur soziologischen Strukturbetrachtung getan“ (Koszyk/Pruys 1973, S. 391), was für das damalige Theorieverständnis als großer Sprung gewertet werden kann.

Als weiterer sozialwissenschaftlich orientierter Fortschritt darf der im Fachperiodikum „*Publizistik*“ veröffentlichte Beitrag von Günter Kieslich „Zur Definition der Zeitschrift“ (Kieslich 1965) angesehen werden. In dem kurz gehaltenen Beitrag bilanziert der ehemalige

Assistent von Walter Hagemann die jahrzehntelangen Versuche, sich dem Wesen der Zeitschrift auf definatorischem Wege anzunähern. Kieslich zeigt anhand von drei durch ihn ausgewählten – und im Forschungsdiskurs oftmals zitierten – Zeitschriftendefinitionen von Dovifat (1962, S. 13), Hagemann (1957, S. 8) und den – alle bisher aufgestellten Kriterien und Merkmale zusammenfassenden – umfangreichsten Versuch von Karl H. Salzmann (1954, S. 97f) auf, dass auch diese Schwächen aufweisen und die Vielfalt der bisherigen und auch zukünftigen Erscheinungsformen nicht komplett umfassen werden können (Kieslich 1965, S. 314ff.).

Kieslich zufolge weisen die meisten der bisher aufgestellten Zeitschriftendefinitionen das wesentliche Kennzeichen der „Begrenztheit“ der Zeitschrift auf, das gleichzeitig auch als Abgrenzung gegenüber der Zeitung gilt. Auch bei Otto Groth spielt die „Begrenztheit“ der Zeitschrift – jedoch in einem anderen Kontext als bisher – eine wichtige Rolle. Im ersten Band seiner Publikationsreihe „Die unerkannte Kulturmacht“ (Groth 1960) spricht er von der „begrenzten“ Zeitschrift, die sich aus den vier Merkmalen (Periodizität, Aktualität, Universalität und Publizität) der „unbegrenzten“ Zeitung ableitet und deshalb nicht näher bestimmt werden muss. Demgemäß lautet seine Schlussfolgerung: „Das einheitliche Prinzip, das der Trennung von Zeitung und Zeitschrift zugrundeliegt, ist die Begrenzung des Unbegrenzten. Haben wir die Zeitung als die Unbegrenzte bestimmt, so bestimmen wir jetzt die Zeitschrift als die Begrenzte“ (ebd., S. 397). Groth reagiert mit dieser Lösung auf die bisher erfolglosen Versuche den Begriff der Zeitschrift eindeutig zu definieren.

Kieslich merkt hierzu an, dass Groth das Phänomen Zeitschrift „metaphysisch“ erfasst hat und sie dabei ins Unendliche ausweitet. Zwar lässt Groths Formulierung dadurch auch einen Spielraum für zukünftigen Erscheinungsformen offen, jedoch stehe sie im klaren Widerspruch zu den Forderungen aus der Praxis. Unter Praxis versteht Kieslich z.B. Gerichte, Bibliotheken, Zollbehörden und Zeitschriftenverleger, die zur besseren Handhabung der Publikationsvielfalt einen präziseren bzw. enger umfassten Zeitschriftenbegriff benötigen und deshalb auch die beratende Funktion der Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Anspruch nehmen (Kieslich 1965, S. 316).

Damit die scheinbar aussichtslose Suche nach einer allgemein verbindlichen Zeitschriftendefinition endgültig der Vergangenheit angehört, schlug Kieslich vier mögliche Handlungsalternativen vor:

1. *Man könnte und sollte den vorgezeichneten genetischen Weg, der vielleicht zu einer zuverlässigeren Bestimmung des Phänomens Zeitschrift führt, ausbauen.*
2. *Man könnte und sollte zunächst die Suche nach einer verbindlichen Definition des Gesamtkomplexes Zeitschrift zurückstellen, dafür aber versuchen, die Haupttypen der modernen Zeitschrift – Fachzeitschriften, Unterhaltungs- bzw. Publikums- bzw. Freizeitschriften, Berufs- und Verbandszeitschriften und die Sonderformen Werk-, Kunden- und Hauszeitschriften – exakter zu bestimmen.*
3. *Man könnte alle bisherigen Ansätze in Bausch und Bogen verwerfen und davon ausgehen, daß sich das Kommunikationsmedium Zeitschrift nicht primär durch die Begrenzung der für die Zeitung gefundenen Wesensmerkmale bestimmen läßt, sondern vielmehr von seinen Funktionen in der Gesellschaft und in der Zeit.*
4. *Man könnte, den soeben skizzierten Ansatz extrem radikalisieren, das publizistische Mittel mit dem unglücklichen Hilfsbegriff Zeitschrift theoretisch in zwei Teile zerlegen und postulieren: den Zeitungswissenschaftler interessieren am Kommunikationsmedium mit dem Namen Zeitschrift nicht die Inhalte, die durch Zeitschriften ausgesagt werden, nicht die Formen, in denen die Aussagen erfolgen, letztlich nicht einmal das Kommunikationsmittel selber, sondern nur der durch dieses Kommunikationsmittel jeweils in Gang gebrachte, vielleicht eigenfunktionale, publizistische Prozeß. So gesehen wäre eine Definition des Kommunikationsmittels Zeitschrift selbst erst von zweirangiger Bedeutung (ebd., S. 318).*

Man kann Kieslich für seinen – im Übrigen insgesamt nur sechs Seiten umfassenden – Beitrag uneingeschränkten Respekt zollen. Er richtet seine Forderungen direkt an die FachvertreterInnen der Disziplin und vermittelt ihnen in aller Deutlichkeit, dass durch die mittlerweile jahrzehntelange anhaltende vergebliche Suche nach einer gültigen Zeitschriftendefinition für das Feld der Zeitschriftenerforschung einfach kein theoretischer und methodischer Fortschritt im Sinne einer modernen sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft erzielt werden kann.

Im gleichen Band des Fachperiodikums „Publizistik“ berichten Franz W. Dröge und Winfried B. Lerg in ihrem Beitrag „Kritik der Kommunikationswissenschaft“ (Drög/Lerg 1965) über die – für die deutschsprachige Kommunikationswissenschaft durchaus fruchtbaren und als adaptionsfähig erachteten – Ergebnisse der US-Kommunikationswissenschaft, die sich traditionell eher den empirischen Erhebungsmethoden zuwandte. Im Beitrag zuvor beschäftigt sich Noelle-Neumann mit der Rolle des Experiments als Forschungsmethode für die Publizistikwissenschaft (Noelle-Neumann 1965). Hans Wagner fordert in seinem Beitrag „Ansätze zur Zeitungswissenschaft. Faktoren und Theorien“ dazu auf, dass die Zeitungswissenschaft ihre Isolation nur dann ablegen kann, wenn das Fach bzw. ihre

VertreterInnen endlich „Berührungspunkte mit den zahlreichen angrenzenden Wissenschaften, insbesondere mit der modernen Soziologie und Sozialpsychologie“ (Wagner 1965, S. 232) zulassen. Verfolgt man in diesem Sonderband die weiteren Ansätze und Forderungen der FachvertreterInnen, verspürt man eine gewisse Aufbruchsstimmung bzw. kann eine unmittelbar bevorstehende Neuausrichtung des Faches erahnt werden. Der Zeitpunkt für eine moderne Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ist anscheinend gekommen und im Einklang mit ihr auch die Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Perspektiven unter der Berücksichtigung der Anwendung empirischer Erhebungsverfahren.

Mit den formulierten Anregungen hat Kieslich Weitblick bewiesen. Er hat dazu angeregt, Zeitschriftentypen auf soziologischem Wege zu erforschen, nach den Funktionen der Zeitschrift für die Gesellschaft zu suchen sowie Analysen hinsichtlich des durch die Zeitschriften in der Öffentlichkeit in Gang gesetzten Kommunikationsprozess durchzuführen. Unter diesen theoretischen und methodischen Rahmenbedingungen hätte sich die Zeitschriftenforschung innerhalb der neuen sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft neben den anderen Medien als Materialobjekt behaupten können.

„Der nächste und entscheidende Schritt zur endgültigen Überwindung der veralteten Zeitschriftenkunde und Angleichung der Zeitschriftenforschung an sozialwissenschaftliche Modi“ (Duchkowitsch 2001, S. 16) wurde durch die Veröffentlichung der Publikation „Zeitschriftenforschung. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Vergleich“ (Bohrmann/Schneider 1975) gesetzt.

Die Autoren wollten mit ihrer Untersuchung einen wesentlichen Beitrag zur Aufarbeitung der Entwicklungsgeschichte der Fachdisziplin beisteuern. Bei der Auswertung und Interpretation des zusammengetragenen Materials beschränkten sie sich auf den Bereich der Zeitschriftenforschung. Teilergebnisse dieser Untersuchung basieren auf der Dissertation „Die Entwicklung der Studentenzeitschriften in Deutschland“ (Bohrmann 1967). Einige Thesen dieser Dissertation wurden in weiterer Folge als Diskussionsgrundlage in einem Seminar am Institut für Publizistik der FU Berlin herangezogen. Was folgte, war eine kritische Destruktion der bisher praktizierten Zeitschriftenforschung innerhalb der Disziplin. Gleichzeitig wurden aber auch – basierend auf den bereits vorhandenen Erkenntnissen – neue

Ziele und Möglichkeiten zur Erforschung des Zeitschriftenwesens ausgearbeitet, die zusätzlich in die Untersuchung mit einfließen konnten (Bohrmann/Schneider 1975, S. 8f).

Neben der Berücksichtigung institutioneller (ebd., S. 10ff) und personeller (ebd., S. 13ff) Rahmenbedingungen, die das Feld der Zeitschriftenforschung von Beginn an entscheidend mitprägten, zeigen die Autoren auch die bisher gescheiterten Versuche einer gültigen Zeitschriftendefinition auf (ebd., S. 17ff). In einem weiteren Schritt werden die Vor- und Nachteile der neu formulierten Zeitschriftentypologie, wie sie Hagemann und Kieslich formulierten, näher erörtert (ebd., S. 21ff). Neben Anregungen zur Erfassung von Zeitschriften nach bibliographischen und statistischen Gesichtspunkten (ebd., S. 23ff) werden Defizite der Zeitschriftenforschung aufgezeigt, die u.a. durch die Abgrenzung gegenüber den Sozialwissenschaften entstanden sind (ebd., S. 30ff).

Möchte man Zeitschriftenforschung über disziplinäre Grenzen hinweg betreiben, sollte man – den Autoren zufolge – bei der Untersuchung von Zeitschriften neben der Berücksichtigung der „Darstellung ihrer Geschichte und Herausarbeitung ihrer Funktionen“ auch versuchen, „die anderen Faktoren des publizistischen Prozesses, nämlich Journalisten und Publikum, in die Betrachtung einzubeziehen“ (ebd., S. 33). Damit finden sich auch bei Bohrmann/Schneider konkrete Anregungen, welche Analyse-Faktoren bei Zeitschriftenuntersuchungen im Sinne einer modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Betracht gezogen werden sollten.

In der mengenmäßig umfangreichsten Aufarbeitung der Untersuchung (ebd., S. 34ff) zeichnen die Autoren die Entstehungsgeschichte und den weiteren Werdegang der Zeitschriftenkunde als selbständige Disziplin innerhalb der Zeitungswissenschaft von 1933-1945 nach (vgl. Kapitel 2.4.6). Obwohl es sich dabei nur um einen „zeitlich begrenzten Versuch“ handelte, hatte Lehmanns theoretisches Verständnis auch einen Einfluss auf den weiteren Forschungsdiskurs im Bereich der Zeitschriftenforschung. Bohrmann/Schneider thematisieren nicht nur die wahren Beweggründe, die hinter der Etablierung einer eigenen Zeitschriftenkunde im Dritten Reich standen sondern zeigen überdies auch auf, dass nach all den Jahren außer „definitiven Leerformeln“ (ebd., S. 60) für die Disziplin nicht viel über geblieben ist.

Von 1945 bis zur Veröffentlichung der Untersuchung im Jahr 1975 konnte der Verfasser dieser Arbeit im Zuge seiner Recherchen leider keinen weiteren Beitrag von VertreterInnen des Faches auffinden, in dem diese offensichtlich eklatant vorhandenen theoretischen Schwächen so deutlich wie bei Bohrmann/Schneider thematisiert wurden.

Für die Initiatoren der Untersuchung fällt das vorläufige Resümee zur Zeitschriftenforschung ernüchternd aus:

Zeitschriftenforschung wird immer noch verstanden als Beschreibung eines publizistischen Mittels. Deswegen ist sie der Publizistikwissenschaft als „zuständiger Disziplin“ verbunden. Indem aber zum Zweck der Analyse die Zeitschrift – als wie auch immer problematische Gattungsbezeichnung – von den anderen publizistischen Medien getrennt wird, realisiert sich eben nicht das Forschungsinteresse der Publizistikwissenschaft, das auf den sozialen Prozeß der Kommunikation in der Öffentlichkeit abzielt (ebd., S. 31).

Damit die Tür für die Zeitschriftenforschung gegenüber neuen theoretisch fruchtbaren Impulsen geöffnet werden kann fordern Bohrmann/Schneider abschließend:

- a) Zeitschriftenforschung muß abgehen von bloß definitorischen Arbeiten, die materielle Analyse nur vortäuschen,*
- b) Zeitschriftenforschung muß Zeitschriftenpublizistik als Teil der Massenkommunikation ansehen und mit sozialwissenschaftlichen Methoden bearbeiten, die bekanntlich historische Reflexion einschließen,*
- c) Zeitschriftenforschung muß so zu einem interdisziplinären Arbeitsfeld werden, weil Fortschritt auch auf diesem Feld der Kommunikationsforschung nicht in der Separierung, sondern nur in der Kooperation erreicht werden kann (ebd., S. 61).*

Die Untersuchung von Bohrmann/Schneider darf auch im aktuellen Fachdiskurs keinesfalls ausgespart werden. Mit der Aufarbeitung der Etablierung einer Zeitschriftenkunde im Dritten Reich leisteten die Autoren für die gesamte Fach- und Theoriegeschichte der Disziplin einen wesentlichen Beitrag zur Erhellung ihrer Entwicklungsgeschichte.

Rückblickend darf festgehalten werden, dass erst aufgrund der Berücksichtigung bereits vorhandener Ergebnisse, aus den den sozialwissenschaftlichen Disziplinen gegenüber offenen und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitenden US-Kommunikationswissenschaftsforschung, mit einiger Verspätung der Startschuss zum Paradigmenwechsel von der historisch philologisch orientierten Zeitungskunde zur sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft erfolgte. Auch das Feld der Zeitschriftenforschung bekam nach dem gescheiterten Versuch Lehmanns,

der eine selbständige Zeitschriftenkunde mit definitorischen Leerformeln aufbauen wollte, neue theoretische Impulse vermittelt.

Obwohl Haacke in seinen Publikationen durchaus fruchtbare Anregungen zur weiterführenden interdisziplinären Erforschung von Zeitschriften vermittelte, verlor er sich – wie schon einige zuvor – in den vergeblichen Anstrengungen, für die Zeitschrift eine allgemein verbindlichen Begriffsbestimmung zu finden. Hingegen können für die Disziplin die Namen Hagemann, Kieslich und Bohrmann/Schneider stellvertretend für neue – sowohl theoretisch als auch methodisch – formulierte Ansätze und Sichtweisen angesehen werden, die auch für den aktuell geführten Fachdiskurs theoretische und methodische Anknüpfungspunkte bieten.

So sieht Bohrmann, der ohne Zweifel jenem kleinen überschaubaren Kreis von FachvertreterInnen der Disziplin angehört, die sich intensiv mit den theoretischen und methodischen Zugängen der Zeitschriftenforschung auseinandersetzen, in Hagemanns typenbildendem Ansatz nach wie vor einen lohnenswerten Anknüpfungspunkt, wenn man „die Gesamtbetrachtung des Zeitschriftenwesens nicht aufgeben“ (Bohrmann 1999, S. 894) möchte.

Die Umstände, die letzten Endes dazu führten, dass die Zeitschriftenerforschung auch in den nächsten Jahrzehnten im Fachdiskurs keine wirkliche Priorität genoss, sind ein Teil der Erörterungen im nächsten Kapitel.

2.6 Aktuelle Forschungsergebnisse einer interdisziplinär geprägten und durch Methodenvielfalt gekennzeichneten Disziplin für den Bereich der Zeitschriftenforschung

2.6.1 Theoretische Entwicklungsetappen ab dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts

Das Mediensystem konnte sich in weiterer Folge vor allem im elektronischen Bereich immer rascher und weiter entfalten. Gleichzeitig stieg in der Gesellschaft die Bedeutung an medial vermittelter Kommunikation. Parallel zum Ausbau des Mediensystems stieg der Bedarf und die Nachfrage an Medienberufen. Diesen Entwicklungen verdankt die Disziplin ihren Ausbau ab dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Meyen/Löblich nennen drei wichtige Gründe, die ihrer Ansicht nach maßgeblich zu dieser Entwicklung beigetragen haben:

die Programmvermehrung im Rundfunkbereich, schon in der Zeit des öffentlich-rechtlichen Monopols und dann weit stärker nach der Kommerzialisierung ab Mitte der 1980er Jahre; die zunehmende Bedeutung des Bereichs Öffentlichkeitsarbeit und der Bedarf an Journalisten in den sogenannten neuen Medien (Meyen/Löblich 2006, S. 69).

Jener kontinuierlich wachsende Personenkreis, der beruflich im Medienbereich Fuß fassen wollte, bescherte der Disziplin einen wahren Boom an neuen StudentInnen. Bereits ab Mitte der 1970er-Jahre wurden in Deutschland an den Instituten und Hochschulen neue Studiengänge für die Vorbereitung auf journalistische Berufe eingerichtet. Parallel hierzu wurden neue Fachinstitute eröffnet und bereits bestehende personell aufgestockt. Als weiteren wichtigen Schritt schaffte man es auch, dass entsprechende Diplom- und Aufbaustudien endgültig etabliert wurden. Gab es 1970 in Deutschland nur sieben Institute für Kommunikationswissenschaft und Journalistik waren es im Jahr 2002 bereits 25. Folgt man der Übersicht von Meyen/Löblich, so stieg im gleichen Zeitraum die Anzahl der ProfessorInnen – damit sind alle Lehrenden an diesen Einrichtungen gemeint – von vier auf insgesamt 27 (ebd., S. 38).

Maximilian Gottschlich zufolge reagierte man am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft unter dem damaligen Institutsleiter Kurt Paupié relativ früh auf diese Entwicklungen. Bereits Ende der 1960er-Jahre wurde am Institut eine Schwerpunktsetzung für den Bereich der Vermittlung journalistischer Praxis festgelegt. Ab 1974 stieg die Anzahl an Lehrveranstaltungen mit praxisrelevanten Inhalten kontinuierlich an. Paupié erkannte die Notwendigkeit einer „intensiven Praxisorientierung“ und verpflichtete deshalb BerufspraktikerInnen unterschiedlicher Mediensparten. Mit der 1983 in Kraft getretenen novellierten Fassung der Studienordnung für die Studienrichtung Publizistik- und Kommunikationswissenschaft erfolgte – wenn auch etwas verspätet – in Wien die Einführung des Diplomstudiums (Gottschlich 1987, S. 119).

Der einsetzende Wandel zur Mediengesellschaft hat das Fach „vom Schließkandidat“ (Meyen/Löblich 2006, S. 68) nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zur „Normalwissenschaft“ heranreifen lassen, die „von den Studenten nachgefragt, von der Praxis im allgemeinen geschätzt und von den Nachbarfächern nicht nur geduldet“ wird (Bohrmann 1997, S. 65).

Durch die Ausbreitung der elektronischen Medien und dem einsetzenden Wandel hin zur Mediengesellschaft hat sich das zentrale Blickfeld der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mehr und mehr von den klassischen Druckmedien entfernt. Jedoch konnte die Disziplin durch den voranschreitenden Entgrenzungsprozess endgültig ihren Status als „Einzelmedien-Wissenschaft“ (Vogel 2002, S. 15) überwinden bzw. überhaupt erstmalig ablegen. Die heutige Publizistik- und Kommunikationswissenschaft versteht sich als Gegenwartswissenschaft, die nicht mehr vom einzelnen Medium sondern vielmehr von „Faktoren eines Feldes, in dem sich Massenkommunikation abspielt“ (Bohrmann 2002, S. 38) spricht. Im Kern der Fragestellung stehen laut Vogel überwiegend „Kommunikationsvorgänge in unserer Gesellschaft bzw. die spezifischen Kontexte, unter denen diese medial vermittelte Kommunikation“ (Vogel 2002, S. 16) stattfindet. Jene Vorgänge gilt es unter der Berücksichtigung interdisziplinärer Gesichtspunkte und der Anwendung empirischer Erhebungsmethoden – sowohl qualitativer als auch quantitativer Natur – zu erforschen.

Die Öffnung hin zu einer interdisziplinär ausgerichteten aktuellen Gegenwartsforschung hat auch zur Erweiterung der zu vermittelten Lerninhalte in Form einer ansteigenden Anzahl von Teildisziplinen und Praxisfeldern innerhalb der Disziplin beigetragen. Als Beispiel soll das Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien herangezogen werden, in dessen Bakkalaureatsstudienplan u.a. die Teildisziplinen Mediensoziologie, -geschichte, -psychologie, -ökonomie, -politik und -pädagogik zu den verpflichteten Veranstaltungen zählen. Unter den gegenwärtig wählbaren Praxisfeldern befinden sich Print-, Hörfunk-, Fernseh- und Multimediajournalismus, Öffentlichkeitsarbeit, Werbung und Marktkommunikation, Markt- und Meinungsforschung, Medien- und Kommunikationsforschung, Historische Medien- und Kommunikationsforschung und Feministische Medien- und Kommunikationsforschung¹⁶.

Aktuelle Themenfelder und Problemstellungen, durch deren Erforschung ein unmittelbarer – und dadurch praxisnaher – Gegenwartsbezug hergestellt werden kann, sind im Einklang des für die Disziplin neu formulierten Verständnisses einer Gegenwartsdisziplin anzusehen. Dementsprechend wird in den letzten Jahren der Forschungsschwerpunkt zunehmend auf die Erforschung aktueller Medienphänomene – als aktuelle Beispiele seien hier nur die Begriffe

¹⁶ Bakkalaureatsstudienplan Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gültig ab 1. März 2009 Vgl. http://spl.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/sp122/Studienplaene/Studienplan_ganz_neu.pdf, (Stand: 10.06.2010)

„Soziale Netzwerke“ oder „Weblogs“ genannt – gelegt, da durch diese Themenkomplexe anscheinend ein Ungleich mehr an Aufmerksamkeit – und möglicherweise auch leichter eine finanzielle Förderung zur Umsetzung der Projekte lukriert werden kann – als mit einem kommunikationshistorischen Thema zu erzielen wäre.

Rudolf Stöber, Professor und Inhaber des Lehrstuhls für Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg, findet klare Worte, was diese neu eingeschlagene Richtung der Disziplin für die Zeitschriftenforschung aber auch für die historische Kommunikationsforschung im Allgemeinen bedeutet:

Zudem bläst der Wind der historischen Zeitschriftenforschung im Besonderen noch stärker ins Gesicht als der Kommunikationsgeschichte im Allgemeinen. Andere Themen, praktizistische oder empirisch-quantifizierende mit unmittelbarem Gegenwartsbezug versprechen ungleich mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung (Stöber 2002, S. 44).

Im folgenden Unterkapitel werden diese Anregungen und Ergebnisse analysiert und aufgearbeitet, die gleichzeitig auch den aktuellen theoretischen und methodischen Ist-Zustand der Zeitschriftenforschung innerhalb des Faches widerspiegeln.

2.6.2 Interdisziplinär geprägte theoretische Anregungen und Ergebnisse für den Bereich der Zeitschriftenforschung bis kurz nach der Jahrtausendwende

Bereits 1986 wurde von einigen VertreterInnen der Disziplin im Zuge eines in Wien durchgeführten internationalen Symposiums, das unter dem Motto „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ stattfand die Frage erörtert, welche möglichen Forschungsansätze und -perspektiven zukünftig in Betracht gezogen werden können, damit aus der „Schnittmenge von historischem und empirisch-analytischen Interessen und Vorgehensweisen eine moderne Disziplin Kommunikationsgeschichte entstehen kann, die sich als Teil der Kommunikationswissenschaft versteht“ (Langenbacher 1987, S. 15).

Die damals neugegründete „Österreichische Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ wählte für ihre erste – gemeinsam mit der „Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ – größere Tagung ganz bewusst diese Thematik, um erste Weichen für die zukünftige historische Kommunikationsforschung legen zu können. Die im Zuge des Symposiums hervorgegangen Beiträge wurden ein Jahr später im Rahmen der Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für

Publizistik- und Kommunikationswissenschaft als Sammelband (Bobrowsky/Langenbucher 1987) veröffentlicht.

Herausgekommen ist ein umfangreicher Band, in dem sich neben den VertreterInnen der eigenen Disziplin u.a. auch GeschichtswissenschaftlerInnen, SoziologInnen und LiteraturhistorikerInnen zu Wort meldeten. Unter anderem beschäftigte man sich mit den vorhandenen Methodenproblemen einer Kommunikationsgeschichtsschreibung und möglichen Perspektiven und Blickwinkeln für die kommunikationsgeschichtliche Forschung. Innerhalb der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft spricht man jetzt auch nicht mehr von einer Teildisziplin Pressegeschichte sondern vielmehr von Kommunikationsgeschichte. Einen eigenständigen Beitrag, der das Gebiet der Zeitschriftenforschung aufgreift, vermisst man unter der Fülle an Beiträgen; was aber auch nicht weiter verwundern darf, da man in erster Linie klären wollte, wie sich der gesamte kommunikationsgeschichtliche Teilbereich innerhalb der Disziplin zukünftig gestalten lässt bzw. positioniert werden kann.

Der Sammelband endet mit einem Beitrag von Michael Schmolke mit dem Versuch, eine methodische und thematische Zwischenbilanz zu ziehen. Positiv vermerkt Schmolke den auf Grund des ins Leben gerufenen Symposiums erfolgten und rege geführten interdisziplinären Austausches, durch den auch zukünftig wichtige Impulse vermitteln werden können. Sein Resümee hinsichtlich etwaiger neu gewonnener Forschungsansätze und -perspektiven formuliert Schmolke wie folgt: „Wir sind noch immer auf dem Wege, wir haben das Ziel noch nicht erreicht“ (Schmolke 1987, S. 737). Im Zuge seiner Zwischenbilanz greift Schmolke oftmals auf die Arbeiten von Robert Eduard Prutz zurück. Weiters wird auf bereits vorhandene Ergebnisse aus den 1920er- und 1930er-Jahre hingewiesen, die in der damaligen Ära des interdisziplinären Milieus zwischen Zeitungswissenschaft und Soziologie entstanden. Gesetzt den Fall, dass wir jene Arbeiten nicht bereits „nach dem ersten Blick gewohnheitsmäßig im Filter unserer Vorurteile hängen lassen“ (ebd., S. 739) so Schmolke, könnte man dadurch die eine oder andere theoretische Anregung erhalten.

Im Rückblick auf die bisherig erfolgten Versuche, das Forschungsfeld mittels einer geeigneten Definition zu umfassen, wird Schmolke weitaus präziser wenn er davon spricht, dass „die Etablierung eines neuen fachlichen Vokabulars – rings um den Begriff der Kommunikationsgeschichte – allein nicht ausreicht, um eine Sache wissenschaftlich zu

fundieren und voranzutreiben (ebd., S. 745). Mit diesem Hinweis wollte Schmolke anscheinend einen neuen Pfad betreten, der abseits des bisher über Jahrzehnte hinweg gewählten Weges nach der Suche einer allgemein verbindlichen Begriffsbestimmung – in diesem Fall für die Kommunikationsgeschichte – verlaufen soll, um etwaige neue Forschungsansätze und -perspektiven nicht bereits im Keim ersticken zu lassen.

Ulrich Saxer vertritt im Gegensatz dazu in seinem Beitrag den Ansatz, dass durch die Etablierung eines Medienbegriffes der Fachbereich der Kommunikationsgeschichte zumindest strukturiert werden kann. So kann laut Saxer auch einfacher geprüft werden „welche Definitionsmerkmale unter welchen historischen Bedingungen wie realisiert“ (Saxer 1987, S. 73) wurden. Der durch die Systemtheorie geprägte Begriff Saxers „Medien sind komplexe institutionalisierte Systeme um organisierte Kommunikationskanäle von spezifischem Leistungsvermögen“ (ebd., S. 73) erreichte erst Mitte der 1990er-Jahre innerhalb der Disziplin den Status der allgemeinen Akzeptanz.

Kaum hatte man sich aber auf einen Medienbegriff geeinigt, sah man sich schon mit neuen technologischen Entwicklungen konfrontiert. Neben der zunehmend einsetzenden Konvergenz von Medien (vgl. Latzer 1997) war es vor allem der Aufschwung des Internet, das als kommunikative Infrastruktur verstanden werden kann, der Saxers Mediendefinition aus dem Gleichgewicht brachte. Man stand – und steht – vor dem Problem, dass es sich bei den digitalen Netzen zwar um technische Vermittlungskanäle handelt, die aber nicht zwangsweise an institutionalisierte Handlungszusammenhänge und professionelle Regelwerke gebunden sein müssen. Das Netz ist konvergent und vereint neben publizistischen Medien auch weitere Kommunikationsformen in sich. Die Rollenfestschreibungen zwischen „Sender“ und „Empfänger“ verschwimmen und die Grenzen zwischen massenmedialer Vorgabe eines bestimmten Inhaltes – wie es die Organisationen hinter den Medien ja praktizieren – und der individuellen Gestaltung der Informationssuche des Rezipienten mit Hilfe des World Wide Webs verstärken sich zusehends. Es scheint so, als ob sich das Netz erfolgreich den fein säuberlichen Nominaldefinitionen widersetzen kann.

Folgt man den Ausführungen von Duchkowitsch, so wurde die Tragweite des Medienbegriffs von Saxer bereits im Jahr 2000 im Zuge des Resümees der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien hinsichtlich der

voranschreitenden Medienkonvergenz als nicht ausreichend eingestuft. Vor allem der „kommunikativen Infrastruktur“ mit dem Namen Internet konnte die Mediendefinition schlichtweg nicht gerecht werden (Duchkowitsch 2001, S. 17).

Obwohl der umfangreiche Sammelband eine Fülle an Beiträgen bietet, findet man für den Bereich der Zeitschriftenforschung keine unmittelbaren theoretischen und methodischen Anregungen. Das vorläufige Resümee von Jürgen Wilke zeigt auf, dass diese Defizite nicht nur für den Bereich der Zeitschriftenforschung zutreffen sondern auch der gesamte Fachbereich der historischen Kommunikationsforschung davon betroffen ist: „So bewegen wir uns denn auch hinsichtlich einer Kommunikationsgeschichte bisher noch im Bereich der Postulate oder Modelle, wovon aber noch wenig in konkrete Forschungsoperationen umgesetzt ist“ (Wilke 1987, S. 710). Angesichts der bereits angesprochenen Entwicklungen und Resümees namhafter VertreterInnen der Disziplin dürfte die Erforschung von Zeitschriften auch zukünftig nicht unmittelbar eine große Rolle im Fachdiskurs einnehmen.

Annähernd 25 Jahre nach der Veröffentlichung der Publikation „Zeitschriftenforschung. Ein wissenschafts-geschichtlicher Versuch“ (Bohrmann/Schneider 1975) äußert sich Hans Bohrmann in seinem Extrakt „Forschungsgeschichte der Zeitschrift“ (Bohrmann 1999) u.a. auch zu den historisch gewachsenen und nach wie vor vorhandenen methodischen und theoretischen Defiziten. Laut Bohrmann sind die bisher veröffentlichten Erkenntnisse und Ergebnisse

eher als diskontinuierliche Folge wissenschaftlicher Anstrengungen zu kennzeichnen, bei denen Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen zumindest zeitweilig ihre Interessen den Zeitschriften, sei es in historischer oder aktueller Perspektive, zugewandt haben“. Diese Forschungsbemühungen sind häufig völlig unabhängig voneinander geblieben und lassen sich nicht zu einem mehr oder weniger fügenlosen Gebäude zusammenfassen. Lernen kann man daraus im wesentlichen, dass Vorarbeiten vorhanden sind, die für das Ansetzen eigener Untersuchungen herangezogen werden können (ebd., S.893f).

Wie bereits im Jahr 1975 fordert Bohrmann seine ForschungskollegInnen erneut dazu auf, endlich auf die Dichotomie Zeitungen versus Zeitschriften zu verzichten. Eine Gliederung nach Typen periodischer Printmedien erachtet Bohrmann als besser geeignet. Dadurch könnten auch bisher ausgesparte Typen wie z.B. die wissenschaftlichen Zeitschriften teilweise mit ähnlichen bzw. auch auf den jeweiligen Typus bezogenen Fragestellungen hin untersucht werden. Mit dieser Anregung steht Bohrmann im Einklang mit Kieslich, der – angelehnt an Hagemanns typenbildenden Ansatz – bereits 1965 diese mögliche Handlungsalternative

unterbreitete (siehe Kapitel 2.5.2). Möchte man die Gesamtbetrachtung des Zeitschriftenwesens nicht aus den Augen verlieren, lohnt es sich laut Bohrmann nach wie vor, den typenbildenden Ansatz von Hagemann erneut aufzugreifen.

Die rasche Ausbreitung und die zunehmende Verschmelzung elektronischer Massenkommunikationsmittel, und damit einhergehend der kontinuierliche Wandel hin zu einer Mediengesellschaft, bringt es u.a. mit sich, dass die klassischen Printmedien nicht mehr unmittelbar das zentrale Forschungsinteresse innerhalb der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft darstellen (siehe Kapitel 2.6.1 und 2.6.2). Dementsprechend ernüchternd fällt Bohrmans Resümee im Jahr 1999 aus, das gleichzeitig auch den damaligen Ist-Zustand der Zeitschriftenforschung widerspiegelt:

Die wissenschaftliche Arbeit zum Zeitschriftenwesen ist in den letzten Jahren stark rückläufig gewesen. Ursächlich dafür scheint die revolutionäre Entwicklung der elektronischen Massenkommunikationsmittel zu sein, die auf Sicht ein Zusammenwachsen von Massen- und Individualkommunikation erscheinen lassen. Forschungsgelder und Forschungsanstrengungen der Wissenschaft haben sich deshalb von den Printmedien allgemein und von den Zeitschriften im besonderen abgewandt (ebd., S. 894).

Auch nach der Jahrtausendwende hat sich an dieser Situation nichts geändert. Innerhalb der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft fristet die Zeitschriftenforschung nach wie vor ein Schattendasein. Dass dieser Umstand aber nicht auf den gesamten interdisziplinären universitären Bereich Anwendung findet, beweisen die Herausgeber Wolfgang Hackl und Kurt Krolop mit dem Sammelband „Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung“ (Hackl/Krolop 2001). Die insgesamt 23 Beiträge beinhalten ein breit gefächertes Spektrum an Fragestellungen und Aspekten für den literaturwissenschaftlichen Forschungsbereich. Darunter befinden sich eine Reihe monografischer Skizzen und Darstellungen einzelner Zeitschriften und Zeitschriftengattungen. Mit den Ergebnissen der recht heterogenen Beiträge zeigen die Herausgeber auf, wie durch die Erforschung von Zeitschriften nicht nur das Forschungsfeld der Literaturwissenschaft sondern auch der gesamte interdisziplinär beheimatete Bereich der Zeitschriftenforschung profitieren kann.

Die Herausgeber dürften Kenntnis von den theoretischen und methodischen Defiziten für den Bereich der Zeitschriftenforschung innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft besitzen. Dementsprechend versuchen sie bzw. die AutorInnen nicht, etwaige Definitionsmerkmale für die literaturwissenschaftliche Zeitschrift aufzustellen.

Sie gehen sogar einen Schritt weiter und bieten als Einstieg des Sammelbandes den äußerst erhellenden Beitrag von Wolfgang Duchkowitsch „Um zu erfassen, was schwer zu fassen ist. Zur Bilanz der Mühe, Zeitschriften zu definieren“ (Duchkowitsch 2001). Duchkowitsch, ein kommunikationshistorisch versierter Vertreter der Fachdisziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, bietet für die Zeitschriftenforschung einen äußerst wichtigen Überblick über die bisher erfolglos unternommenen Anstrengungen, das Wesen der Zeitschrift definitorisch zu umfassen. Hier sind es vor allem die Erörterungen rund um die Person von Wilmont Haacke, der – genauso wie Lehmann – jahrzehntelang maßgeblich den Diskurs zur Erforschung von Zeitschriften innerhalb der Disziplin prägte (siehe Kapitel 2.5.2), die nähere Aufschlüsse zu der Frage bieten, wie es zu der historisch gewachsenen definitorischen Schwerpunktsetzung innerhalb der Disziplin kam bzw. weshalb der theoretische und methodische Fortschritt dadurch gehemmt war.

Mit dem typenbildenden Ansatz von Walter Hagemann, den Duchkowitsch im Übrigen als „Nestor der Zeitschriftenkunde nach 1945“ (ebd., S. 12) bezeichnet, und der bereits abgehandelten Arbeit von Hans Bohrmann und Peter Schneider wurde laut dem Medienhistoriker der entscheidende Schritt zur „Überwindung der veralteten Zeitschriftenkunde und Angleichung an sozialwissenschaftliche Modi“ (ebd., S. 16) erbracht. Das schwindende Interesse an der Erforschung von Zeitschriften brachte es aber mit sich, dass diese fruchtbaren Anregungen vorerst keine Berücksichtigung finden konnten. Um „dem Dilemma einer zur deskriptiven Typologie verkümmerten Theoriebildung“ (ebd., S. 17) zu entkommen, plädiert Duchkowitsch dafür, „endlich die Forderung von Bohrmann und Schneider einzulösen, dass die Zeitschriftenforschung zu einem interdisziplinären Arbeitsfeld wird“ (ebd., S. 17f).

Die HerausgeberInnen und AutorInnen des Sammelbandes tragen einen ersten Schritt dazu bei, dass die Forderung eingelöst wird. Die insgesamt 23 Beiträge bieten für die Erforschung von Zeitschriften ein breites Spektrum an möglichen Fragestellungen. Im Zuge der Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs einzelner Zeitschriften wird auch der literaturhistorische und gesellschaftliche Einfluss dieser Publikationen beachtet. Die Ergebnisse – der in erster Linie inhaltsanalytisch und dementsprechend oftmals auf eine spezifische Fragestellung ausgerichteten Arbeiten – liefern für den Gattungsbereich der historischen Literaturzeitschriften neue Erkenntnisse. Darüber hinaus erhält die

Zeitschriftenforschung einen kaleidoskopartigen Ausschnitt, der letztendlich als weiterer Beitrag zur Erhellung des gesamten Zeitschriftenwesens beiträgt.

Eine etwas umfangreichere Aufarbeitung bietet Doris Kuhles in ihrem Beitrag „Europa in Weimar. Das Journal des Luxus und der Moden (1786-1827)“ (Kuhles 2001). Bei der Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs der Modezeitschrift setzte Kuhles ein Schwergewicht auf die HerausgeberInnen, RedakteurInnen und KünstlerInnen (ebd., S. 22ff). Ein weiterer Schwerpunkt wurde auf die AutorInnen und ihre Beiträge gesetzt bzw. darauf, welche Eindrücke das inhaltliche Themenspektrum der Zeitschrift auf die Gesellschaft hinterließ (ebd., S. 29ff). Kuhles erachtet auch den Wandel des optischen Erscheinungsbildes als ein wichtiges Kriterium zur Aufarbeitung der Zeitschrift (ebd., S. 25ff). Abschließend spannt sie den Bogen zur zeitgenössischen und aktuellen Bedeutung der Zeitschrift (ebd., S. 37f).

Wie schon zuvor bei einigen bereits abgehandelten Aufarbeitungen ersichtlich wurde, tragen die HerausgeberInnen und RedakteurInnen maßgeblich zum Erfolg einer Zeitschrift bei. Dementsprechend stellen sie für die Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs einer Zeitschrift ein unabdingbares Analyse-kriterium dar. Kuhles erweiterte das Spektrum möglicher Analyse-Faktoren durch die Berücksichtigung des Wandels des optischen Erscheinungsbildes. Dass mit Hilfe der Berücksichtigung des optischen Erscheinungsbildes das Wesen einer Zeitschrift – eventuell auch ganzer Zeitschriftengattungen – näher bestimmt werden kann, wird auch innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Uwe Göbels Beitrag „Zeitschriftengestaltung im Wandel“ (Göbel 2002) thematisiert. Er erachtet die Typografie, den Raster und die Abbildungen als die gestalterisch wichtigsten Säulen, die zur Analyse der optischen Zeitschriftengestaltung herangezogen werden sollten.

Durch den interdisziplinären Ausflug in die Literaturwissenschaften konnte der theoretische und methodische Blickwinkel des Verfassers der vorliegenden Arbeit erweitert werden. Neben der Fülle an möglichen Fragestellungen und den der jeweiligen Thematik entsprechend gewählten Zugängen, manifestierte sich auch das bisherige Feld jener wichtigen Analyse-Faktoren, die für die Analyse von Zeitschriften herangezogen werden bzw. konnte eine bisher außer Acht gelassene wichtige Komponente hinzugefügt werden.

2.6.3 Aktueller theoretischer und methodischer Ist-Zustand für den Bereich der Zeitschriftenforschung

Mit der Veröffentlichung des Sammelbandes „Zeitschriften und Zeitschriftenforschung“ (Vogel/Holtz-Bacha 2002) konnte endlich auch innerhalb der Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der fachwissenschaftliche Diskurs für den Bereich der Zeitschriftenforschung erneut belebt werden. Zumindest versuchen die Herausgeber des Sammelbandes, der im Rahmen der vierteljährig erscheinenden Publikationsreihe Publizistik als Sonderheft 3/2002 veröffentlicht wurde, durch die ausgewählten Beiträge den Forschungsbereich Zeitschriftenforschung zumindest ein Stück zu bilanzieren.

Der Sammelband beinhaltet Beiträge von Andreas Vogel, Hans Bohrmann und Rudolf Stöber, die einen Überblick über die bisher erfolgte Erforschung von Zeitschriften innerhalb der Disziplin bieten. Weiters werden Ergebnisse von drei gattungsspezifischen Untersuchungen sowie Zeitschriftenanalysen mit spezifischem Erkenntnisinteresse präsentiert. Im Vorwort vermerken die HerausgeberInnen, dass sie gerne einen grundlegenden Aufsatz über die Fachpresse präsentieren wollten, die Suche nach AutorInnen jedoch vergeblich blieb (ebd., S. 7). Die Aussage spiegelt erneut den theoretisch und methodisch defizitären Zustand der Zeitschriftenforschung wieder.

Vogel, der gemeinsam mit Christina Holtz-Bacha aktuell eine „auffällige Diskrepanz des Umfangs wissenschaftlicher Grundlagenforschung zur vorfindbaren Fülle an periodischen Zeitschriften“ (ebd., S. 7) verortet, plädiert dafür, den Zeitschriftenbegriff als Gattungsbezeichnung zu verwerfen und stattdessen den Oberbegriff „Presse“ zu verwenden. Der Begriff soll alle Arten periodischer Druckerzeugnisse umfassen und als Abgrenzung gegenüber weiteren Forschungsfeldern – wie z.B. dem Rundfunk – dienen. Wenn der Oberbegriff auch innerhalb der „scientific community“ auf allgemeine Akzeptanz stößt, kann laut Vogel endlich die „ergebnislose Umwälzung einer behaupteten Dichotomie von Zeitung und Zeitschrift“ (Vogel 2002, S. 15) in der Fachdiskussion ein Ende gesetzt werden.

Um eine systematische gegenwartsbezogene Presseforschung vorantreiben zu können, muss laut Vogel innerhalb der Disziplin folgende Frage geklärt werden: „Welchen Gattungen und Typen sollen die heute vorfindbaren vielfältigen Presseprodukte zugeordnet werden und nach welchen Kriterien?“ (ebd., S. 15). Weiters regt Vogel dazu an, die Frage zu klären, welche Benennungen für die verschiedenen PresseGattungen – unter Berücksichtigung der

Erkenntnis, dass Begriffsbestimmungen nicht epochenübergreifend ihre Gültigkeit besitzen – als sinnvoll zu erachten wären (ebd., S. 15).

Andreas Vogels Aufruf zur systematischen Festlegung und Erforschung der Pressegehaltungen wurde bereits 1965 von Günter Kieslich – der sich wiederum auf Hagemanns Zeitschriftentypologie stützte – als eine mögliche Handlungsalternative formuliert (vgl. Kapitel 2.5.2). Innerhalb der Presseerzeugnisse konnte Vogel die Tagespresse, Fachpresse und etwas später auch die Publikumszeitschriften ausmachen, die bereits in der früheren Zeitungskunde und später in der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft als die drei wichtigsten Hauptgehaltungen hervorgehoben und in die wissenschaftliche Fachterminologie aufgenommen wurden (ebd., S. 22f). Gleichzeitig zeigt Vogel aber auch auf, dass die unzureichenden Definitionsversuche auch die Hauptgehaltungen selbst betreffen.

Die innerhalb der Disziplin zum Einsatz gelangten Definitionen schließen Vogel zufolge nach wie vor die Standes- und Verbandspresse aus. Auch die im Jahr 2001 formulierte Definition der Fachpresse-Verleger

Fachzeitschriften sind periodische Druckwerke, die mit der Absicht eines zeitlich unbegrenzten Erscheinens mindestens viermal jährlich herausgegeben werden. Fachzeitschriften berichten im Wesentlichen über wissenschaftliche, technische und wirtschaftliche Bereiche. Sie dienen der beruflichen Information und Fortbildung eindeutig definierbarer, nach fachlichen Kriterien abgrenzbarer Zielgruppen (Deutsche Fachpresse 2001, S. 3 zit. nach Vogel 2002, S. 22).

weist Schwächen auf. Vogel nennt als Beispiel den alljährlich zur Frankfurter Buchmesse erscheinenden „Zeitschriften Katalog der Fachpresse“, der unter der Nummer „1400 Freizeit und Hobby“ Zeitschriften vereint, die in erster Linie nicht als berufsbezogene Publikationen angesehen werden können. Deshalb kann die Definition der Vereinigung der Fachpresse-Verleger auf diese Titel nicht angewandt werden (ebd., S. 22). In der aktuellen Definition des Verbandes Deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ) wurde der Oberbegriff „Fachpresse“ durch den Begriff „Fachmedien“ ersetzt:

Fachmedien dienen der beruflichen Information und der Fortbildung eindeutig definierbarer, nach fachlichen Kriterien abgrenzbarer B2B-Zielgruppen. Sie bieten darüber hinaus die Plattform für die Generierung qualifizierter

Geschäftskontakte. Zu den Fachmedien zählen gedruckte und elektronische Angebote sowie Dienstleistungen¹⁷.

Unter dem Begriff Dienstleistungen werden gedruckte (Fachzeitschriften, Fachbücher, Kataloge usw.) und elektronische (Offline-Medien, Websites, Web-Portale, Content-Providing) Fachmedien sowie Veranstaltungen und Dienstleistung subsummiert. Vergleicht man die aktuelle Begriffsbestimmung des VDZ mit jener aus dem Jahr 2001, wird erneut ersichtlich, dass Zeitschriftendefinitionen – wenn überhaupt – nur für ein bestimmtes Zeitfenster ihre Gültigkeit besitzen.

Die Einteilung der Hauptgattungen soll Vogel zufolge primär nach funktionalen Gesichtspunkten erfolgen. Damit greift der Kommunikationswissenschaftler auf Hagemanns funktionalen Ansatz (vgl. Kapitel 2.5.2) zurück. Die weitere Bestimmung erfolgt nach strukturellen, inhaltlichen oder organisationsbezogenen Gesichtspunkten. Aus der großen Vielfalt möglicher Hauptgattungen zählt Vogel z.B. die Kundenpresse, Werkpresse, Amtspresse, konfessionelle Presse, Mitgliederpresse, Gewerkschaftspresse, politisch-literarische Presse, Parteienpresse, Jugendpresse, Frauenpresse, nichtkommerzielle Presse auf. Eine abschließende Gattungsgliederung darf laut Vogel keinerlei „Restperiodika“ aussparen (ebd., S. 23f).

Vogels zeitgemäße wissenschaftliche Pressesystematik soll verschiedene Vorgaben erfüllen. Zu diesen Anforderungen zählt er vorrangig:

- *die traditionellen Unterscheidungskriterien der Presseforschung einzubinden oder zumindest zu berücksichtigen*
- *in hohem Maße in sich homogene Gruppen auszuweisen, zugleich aber Unschärfen an den Rändern der Gruppenbildungen hinzunehmen, die viele Presseerzeugnisse geradezu auszeichnen;*
- *Fragestellungen mit inhaltlichem Focus möglich zu machen, z.B. zur Computerpresse, zur Motorpresse, zur Jugendpresse*
- *Fragestellungen mit funktionalem Focus zu entsprechen, z.B. zur Kundenpresse, zur Mitarbeiterpresse, zur Werkpresse;*
- *Fragestellungen mit institutionen- bzw. organisationsbezogenem Focus zu fördern, z.B. zur konfessionellen Presse, zur Gewerkschaftspresse, zur Parteienpresse;*
- *Marktbeschreibung von Pressegruppen zu erlauben, somit auch Distributionsmerkmale einzubeziehen, z.B. Vertriebswege und den Aspekt Verkaufs- vs. Gratispresse;*
- *dass jedes auffindbare Presseprodukt im Rahmen dieser Systematik untergebracht und innerhalb einer Gattung einer Untergruppe zugewiesen werden kann (ebd., S. 21).*

¹⁷ Vgl.: <http://www.vdz.de/branchen-definitionen.html> (Stand: 25.06.2010)

Zur näheren Bestimmung der einzelnen Haupt- und Untergruppen wären Ergebnisse bereits durchgeführter Pressestrukturanalysen dienlich. Durch diese Bestandserhebungen würde man nähere Aufschlüsse darüber erhalten, wie sich z.B. die Größendimension bzw. der Verbreitungsgrad einzelner Zeitschriftengattungen gestaltet. Doch genau hier trifft man innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft auf das nächste verwaiste Forschungsfeld. Die Pionierarbeit Hagemanns, der bereits 1956 in Münster mittels dem Verfahren der Stichtagserhebung einen Überblick über die deutsche Zeitschriftenlandschaft bieten wollte, fand leider keine kontinuierliche Fortsetzung (siehe Kapitel 2.5.2). Auch nach der Jahrtausendwende wird Strukturanalysen innerhalb des wissenschaftlichen Fachdiskurses so gut wie keine Aufmerksamkeit beigemessen. Vogel weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass das Strukturanalyseverfahren nach wie vor sowohl in der einführenden Grundlagenliteratur des Faches als auch in den Methodenlehrbüchern der empirischen Kommunikationsforschung schlichtweg ausgeklammert wird (ebd., S. 24).

Die Durchführung einer Pressestrukturanalyse bringt langwierige und aufwendige Erhebungsschritte mit sich, die eine Einzelperson nahezu nicht umsetzen kann. Totalerhebungen zum Pressebestand sollten demnach im Rahmen größerer Forschungsprojekte durchgeführt werden. Damit einhergehend spielt die Frage der nötigen Finanzierung für die Forschungsprojekte eine gewichtige Rolle. Der Kommunikationswissenschaftler Rudolf Stöber weist im gleichen Sammelband darauf hin, dass die Presseforschung im Allgemeinen in der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft nicht mehr eine primäre Rolle zuteil wird bzw. in Zeiten der zunehmenden Konvergenz von Medien anderen Themen der Vorzug erteilt wird (Stöber 2002, S. 44 bzw. siehe Kapitel 2.6.1). Bereits einige Jahre zuvor formulierte Bohrmann in seinem Forschungsextrakt „Theorien der Zeitung und Zeitschrift“ die prekäre Lage des Stellenwerts der Presseforschung innerhalb der Disziplin wie folgt:

Die empirische Erforschung der Printmedien hat in der jüngsten Zeit abgenommen, was die Prominenz der Forscher, die öffentlich zugebilligte Bedeutung der Untersuchungen und wohl auch die Anzahl angeht. Doch spiegeln sich darin eher Probleme der Forschungsfinanzierung wider. Kommunikationspolitisch und –theoretisch wird künftig dem Medienvergleich eine deutlich größere Bedeutung zukommen (Bohrmann 1999, S. 148).

Neben dem schwindenden Interesse an der Erforschung von Printmedien und den Defiziten in der Pressestrukturanalyse sieht Stöber auch Schwierigkeiten in der kategorialen Zuordnung

der Zeitschriften verortet (Stöber 2002, S. 56). Gestützt wird diese Annahme von Michael Schmolkes Ausführungen im Beitrag „Kirchenpresse“ (Schmolke 2002). Im Zuge seines Überblicks über bereits vorhandene Forschungsergebnisse für den Bereich der Kirchenpresseforschung zeigt Schmolke auf, dass die durch Vogel bereits einige Jahre zuvor aufgestellte kategorialisierte Zuordnung (Vogel 1998) und Formulierung für den Bereich der Bekenntnispresse schlichtweg nicht ausreicht bzw. eine „weitere Ausdifferenzierung“ (Schmolke 2002, S. 129) vonnöten ist. Bei der durch Vogel angeregten modernen Pressesystematik, deren kategorialen Zuordnungen im ersten Schritt funktional und anschließend strukturell, inhaltlich oder organisationsbezogen bestimmt werden sollen, tritt erneut das in der Disziplin bereits altbekannte Problem der Definitionsbestimmung für Abgrenzungszwecke auf. Möchte man im Zuge von Pressestrukturanalysen exakte statistische Daten erhalten, so stellen Definitionen laut Stöber eine „unabdingbare Grundlage“ dar. Doch genau „an dem Definitionsproblem sind frühere Generationen von Publizistikwissenschaftlern ja nicht ohne Grund gescheitert“ (Stöber 2002, S. 56).

Die Hinweise von Schmolke und Stöber sollen aufzeigen, dass bereits innerhalb der Disziplin eine für alle Beteiligten zufrieden stellende Systematisierung und Typologisierung der vielfältig gestalteten Presseprodukte noch in weiter Ferne liegt. Weitet man das Feld im Sinne einer modernen und interdisziplinär geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft auf die gesamten Sozialwissenschaften aus, so dürfte eine zufrieden stellende disziplinenübergreifende Pressesystematik schlichtweg nicht realisierbar sein. Die Forderung von Vogel, Strukturanalysen in den Kommunikationswissenschaften zu etablieren bzw. ihr methodisches Vorgehen als feste Größe in der empirischen Grundlagenliteratur zu verankern, kann als wichtiger Schritt in die richtige Richtung angesehen werden. Jedoch wäre die Planung, Durchführung und Auswertung komplexer Pressestrukturanalysen von einer Einzelperson nahezu nicht durchführbar. Im Zuge eines breit angelegten Forschungsprojektes, das wiederum auch finanziert werden müsste, könnte die Umsetzung zumindest schneller vonstatten gehen. Da die Bestrebungen zur Erforschung der Printmedien u.a. wegen den bereits weiter oben erwähnten Gründen weiters abnehmen wird, liegt die Vermutung nahe, dass auch in naher Zukunft keine Pressestrukturanalysen durchgeführt werden können. Ohne aktuelle Pressestrukturanalysen fehlen wichtige wissenschaftlich erhobene statistische Daten, für die von Vogel angeregte moderne Pressesystematik. Man müsste sich wie bisher mit den von der Pressewirtschaft zur Verfügung gestellten statistischen Daten zufrieden geben, deren

„unreflektierte Übernahme“ für die wissenschaftliche Presseforschung weitere Probleme mit sich bringt (vgl. Vogel 2002, S. 19).

Dass die Durchführung von Analysen im Bereich der Zeitschriftenforschung unter diesen sowohl theoretisch als auch methodisch defizitären Voraussetzungen kein leichtes Unterfangen darstellt, verdeutlicht die titelbezogene Untersuchung von Margit Dorn (Dorn 2002). Die Mitinhaberin des Wissenschaftlichen Instituts für Presseforschung und Medienberatung in Köln nähert sich dem Arbeitsfeld der Zeitschriftenforschung aus einer biographischen Perspektive. Am Beispiel der Zeitschrift „*Eltern*“ versucht die Autorin, den Werdegang unter der Berücksichtigung publizistisch relevanter Gesichtspunkte aufzuarbeiten. Konkrete Hinweise aus der Forschungsliteratur hinsichtlich der zu berücksichtigenden Analyse-Faktoren bzw. ein Zurückgreifen auf etwaige bereits veröffentlichte Ergebnisse titelbezogener Zeitschriftenuntersuchungen fasst Dorn nach der Analyse der wissenschaftlichen Grundlagenliteratur wie folgt zusammen:

Vonseiten der Kommunikationswissenschaft lässt sich noch kaum etwas zu der Frage beitragen, ob es ‚typische‘ Entwicklungsverläufe von Zeitschriften oder bestimmte Rahmenbedingungen für ihren – langfristigen – Erfolg gibt. Die Anzahl der fundierten Arbeiten über die Geschichte einzelner Titel ist vergleichsweise gering und wird – da sie überwiegend als Examensarbeiten entstehen – auch kaum rezipiert (ebd., S. 149).

Vergegenwärtigt man sich die aktuellen Bestrebungen, dass man eine moderne Pressesystematik etablieren möchte, um auf deren Basis komplette Zeitschriftengattungen zu untersuchen, wird einer titelbezogenen Erforschung innerhalb der Disziplin auch aktuell kein großer Stellenwert zugeschrieben. Stellvertretend für diese Entwicklung kann Dorn erneut zitiert werden: „Der Sachlage entsprechend findet auch keine Diskussion über die Methoden einer titelbezogenen Geschichtsschreibung statt“ (ebd., S. 150). Möchte man darüber hinaus weitere theoretische und methodische Anregungen aus jenen Forschungsarbeiten beziehen, die einzelne Zeitschriften in den Mittelpunkt ihres Erkenntnisinteresses stellen, so müsste man das weit verstreute Feld der Magister- und Dissertationsarbeiten durchforsten, die laut Dorn größtenteils „inhaltsanalytisch und folglich meist auf eine spezifische Fragestellung, einen speziellen Aspekt hin ausgerichtet“ (ebd., S. 150) sind.

Dorn hingegen möchte den Zeitschriftentitel über einen längeren Zeitraum hinweg unter der Berücksichtigung publizistisch relevanter Analyse-Faktoren umfassender ins Auge fassen. Die Autorin setzt die Geschichte einer Zeitschrift mit einer Biographie gleich:

Eine Zeitschriftenbiografie wird den Titel hingegen umfassender in den Blick nehmen, sowohl die Charakteristik bei seinem ersten Erscheinen als auch seine Veränderungen im Lauf des Bestehens nachzeichnen. Dabei ist über das rein Inhaltlich-Konzeptionelle hinaus auch die optische Gestaltung der Zeitschrift mit zu berücksichtigen (ebd., S. 150).

Als Basis für die Umsetzung greift die Autorin auf die Methode der „Produktanalyse“ zurück, die seit geraumer Zeit am Wissenschaftlichen Institut für Presseforschung und Medienberatung in Köln zur näheren Klassifizierung einzelner Pressetitel dient. Neben der Erhebung rein quantitativer Daten (Auflagen, Anzeigenanteile, Preise, Redaktionsmitglieder) versucht die Autorin, auch den Wandel der optischen Aufmachung und der redaktionellen Beiträge über 35 Jahre hinweg zu rekonstruieren und zu beschreiben. Hierbei wurde pro Jahrgang ein Heft in quartalsweise alternierender Reihenfolge analysiert. Um das Umfeld von Verlag, Redaktion, Lesern und Markt umfassender zu rekonstruieren, erachtet Dorn neben der hierfür nötigen Literatur-, Daten- und Quellenrecherche auch die Durchführung und Analyse von Interviews mit relevanten Akteuren als wichtig bzw. hat auch sie ein Interview zur Entstehungsgeschichte der Zeitschrift durchgeführt.

Bei Margit Dorns Zeitschriften-Biografie wird die Liste der aus der vorhandenen Forschungsliteratur bisher genannten publizistisch relevanten Analyse-Faktoren um die Berücksichtigung optischer und ökonomischer Komponenten erweitert. Zusammengefasst sind bei Dorns Zeitschriftenbiografie folgende Bereiche relevant:

- Akteure (Verlage, Verlagsleiter, Redakteure)
- Zeitreihen ökonomischer Daten (Auflage, Werbeumsätze, Preise)
- Wandel der äußeren Gestaltung (Logo, Titelseiten, Fotografie, Layout)
- Wandel der redaktionellen Konzepte

Dorns Zeitschriftenbiographie zeichnet sich durch einen quantitativen und qualitativen Methodenmix aus. Neben der Erhebung statistischer Daten hat die Autorin zusätzlich ein Interview durchgeführt, das dem qualitativen sozialwissenschaftlichen Methodenspektrum zuzuordnen ist. Die Berücksichtigung einer qualitativen Erhebungsmethode erfolgte auch bei der Zeitschriftenmonographie „30 Jahre Autorevue“ von Christian Hotschek (1996), die er als

Diplomarbeit an der Universität Wien einreichte. Im Zuge seiner Untersuchung führte Hotscheck u.a. Interviews mit den Begründern sowie den Redakteuren der Zeitschrift durch. Anhand der daraus gewonnenen neuen Erkenntnisse versuchte der Student die damals dreißigjährige Bestandsgeschichte der Zeitschrift von der Gründungsidee der Herausgeber über ihre ökonomischen, inhaltlichen und optischen Gesichtspunkte bis hin zu den aktuellen Entwicklungen nachzuzeichnen. Dementsprechend basiert Hotscheks Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs der Zeitschrift größtenteils auf den Ergebnissen der durchgeführten Interviews.

Der von Kuhles gewählte Weg – den sie aufgrund der theoretisch und methodisch defizitären Lage beschreiten musste – kann als Bereicherung für den Bereich der Zeitschriftenforschung angesehen werden. Ob sich der quantitative und qualitative Methodenmix zur umfassenden Aufarbeitung von Zeitschriftentiteln als grundsätzlich geeignet erweist, kann erst durch weitere ähnlich ausgelegte Untersuchungen beurteilt werden. Zumindest erfüllt Kuhles damit einige der Forderungen der FachvertreterInnen einer sozialwissenschaftlich geprägten und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitenden modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

Nach der Veröffentlichung des Sonderbandes aus dem Jahr 2002 konnte der Verfasser keine weitere Publikation ausfindig machen, in der sich die AutorInnen dezidiert dem Forschungsfeld Zeitschriften und Zeitschriftenforschung annehmen. Der Sammelband spiegelt somit auch den aktuellen methodischen und theoretischen Ist-Zustand der Zeitschriftenforschung innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft wieder und kann stellvertretend als wissenschaftliche Grundlagenliteratur für diesen Bereich angesehen werden.

Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, jene – im deutschsprachigen Raum gar nicht so geringe Anzahl – an Magister- und Dissertationsarbeiten näher zu analysieren, deren VerfasserInnen sich – größtenteils inhaltsanalytisch – mit Zeitschriften auseinander gesetzt haben. Hier wäre eventuell noch die eine oder andere theoretische Anregung für eigene Untersuchungen zu beziehen. Eine Forschungsarbeit, die die bereits vorhandenen Zeitschriftenuntersuchungen aus dem Feld der Magister- und Dissertationsarbeiten aufarbeitet, analysiert, Vergleiche zieht und anschließend resümiert ist bis heute leider nicht erfolgt und wäre im Zuge der vorliegenden Arbeit auch nicht durchführbar gewesen.

Die Diskussion um die Aufstellung einer Pressesystematik wurde zwar eventuell weiter geführt, jedoch scheint eine konkrete Umsetzung in Form einer Veröffentlichung bis heute nicht statt gefunden zu haben. Die Beteiligten müssten sich innerhalb der Disziplin auf den Kompromiss einigen, dass sich bei der kategorialen Zuordnung – vor allem im Bereich der Unterkategorien – Unschärfen nicht vermeiden lassen. Im Sinne einer interdisziplinär ausgerichteten Disziplin sollte danach gestrebt werden, dass am Aufbau einer modernen Pressesystematik – neben den FachvertreterInnen der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft – auch jener wissenschaftliche Personenkreis berücksichtigt wird, der sich innerhalb ihrer sozialwissenschaftlichen Disziplin dem Pressewesen zuwendet. Durch einen interdisziplinär geführten theoretischen Austausch könnte die Erforschung der Printmedien auf einer breiteren Basis als bisher etabliert werden. Falls es gelingt, eine moderne wissenschaftliche und interdisziplinär verankerte Pressesystematik – gepaart mit der Durchführung von Pressestrukturanalysen zum Erhalt exakter statistischer Pressedaten – zu etablieren, könnte man sich endlich auf einer wissenschaftlich institutionalisierten Basis daran wagen, die Vielfalt der einzelnen Presseerzeugnisse im Sinne einer sozialwissenschaftlich geprägten und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitenden modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zu analysieren.

3 Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse

Johann Carolus läutete bereits 1605 mit der Herausgabe der „Relation“ in Straßburg die Geburtsstunde der weltweit ersten gedruckten und regelmäßig erscheinenden Zeitung ein. Die innovative Idee des Buchdruckers war von Erfolg gekrönt, da bereits einige Jahre später weitere Zeitungsgründungen erfolgten. Durch das regelrechte Aufblühen neuer periodisch erscheinender Blätter setzten rund um diese neue Innovation der Nachrichtenvermittlung auch die ersten theoretischen Auseinandersetzungen ein. Das Lager teilte sich dabei in Befürworter und Gegner der immer beliebter werdenden periodischen Schriften. Glühende Kritiker der neuen Zeitungen, wie z.B. der Theologe Ahasver Fritsch, forderten in ihren Schriften bereits damals dazu auf, konkrete Zensurmaßnahmen zu setzen bzw. komplette Verbote zu erlassen, damit die Zeitungssucht nicht noch mehr um sich greifen kann. Demgegenüber stand jener dem Zeitungswesen gegenüber positiv eingestellte Personenkreis, wie z.B. der Gelehrte Christian Weise, der in seinen Abhandlungen die positiven Nutzungsmöglichkeiten der Zeitungsrezeption in den Vordergrund stellte. Weise ging noch einen Schritt weiter und forderte die Gelehrte Welt auf, die Zeitungen zu rezipieren, um für das eigene wissenschaftliche Betätigungsfeld den einen oder anderen Zusatznutzen erzielen zu können. Diese im Laufe des 17. Jahrhunderts verfassten Abhandlungen besitzen für die historische Medienforschung insofern Relevanz, da durch sie deutlich wird, dass den neuen periodischen Blättern bereits damals ein wichtiger gesellschaftlicher Stellenwert zugeschrieben wurde. Für die Zeitschriftenforschung bieten die Abhandlungen keine theoretischen Erkenntnisse.

Im Zeitalter der Aufklärung strebte das Bürgertum nach mehr Bildung und Wissen. Die gesellschaftlichen Umbrüche begünstigten den Verbreitungsgrad periodischer Schriften. Es waren vor allem die gelehrten Zeitschriften, die unter den Einflüssen der Aufklärung im 18. Jahrhundert einen regelrechten Aufschwung erlebten. Damit einhergehend erfolgte um die Wende des 17. und während des 18. Jahrhunderts rund um das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen auch eine Intensivierung theoretischer Auseinandersetzungen, die sich durch Praktikerliteratur, errichteten Zeitungskollegien an Akademien und Schulen sowie den ersten akademisch-wissenschaftlichen Arbeiten bemerkbar machte.

Der Begriff der „Praktikerliteratur“ wurde erstmalig von Otto Groth in den medienhistorischen Forschungsdiskurs mit eingebracht. Die VerfasserInnen der Praktikerliteratur wollten der wissenshungrigen Gesellschaft eine Art Leitfaden für den

richtigen Umgang mit den neuen Medien Zeitung und Zeitschrift anbieten. Einer jener Praktiker, der Literat und Schriftsteller Kaspar von Stieler, hinterließ der Nachwelt 1695 mit seinem Lehrbuch „Zeitungs Lust und Nutz“ (Stieler 1695) die erste zusammenfassende Darstellung über die damalige Presselandschaft. Die unglaubliche Fülle seiner theoretischen Bemerkungen beinhaltet u.a. – neben dem ersten Versuch Zeitung zu definieren – auch Auseinandersetzungen mit den möglichen Nutzungsmotiven der RezipientInnen. Stieler teilte bereits damals viele der Annahmen, auf die sich der in der heutigen Mediennutzungsforschung eingesetzte Uses-and-Gratifications Ansatz stützt. Mitunter ein Grund, weshalb Meyen/Löblich „Zeitungs Lust und Nutz“ als einen der Klassiker der Fach- und Theoriegeschichte der Disziplin auszeichnen (vgl. Meyen/Löblich 2006, S. 73ff). Mehr als Stielers Hinweis, dass Zeitschriften eine sonderbare Art der Zeitung sind, bietet sich für die Zeitschriftenforschung nicht an.

Durch die Errichtung von Zeitungskollegien an Universitäten, Akademien und Schulen setzten bereits am Ende des 17. Jahrhunderts und im Laufe des 18. Jahrhunderts die ersten theoretischen Auseinandersetzungen rund um das periodische Schrifttum auf akademischem Boden ein. So erhielten jene StudentInnen, die das damalige Zeitungskolleg des Publizisten und Gelehrten August Ludwig von Schlözer besuchten, neben einem Überblick über die geschichtlichen Entwicklungsetappen des Zeitungswesens auch Aufschlüsse darüber, welche wichtigen Faktoren – in diesem Fall VerlegerInnen, RedakteurInnen und KorrespondentInnen – neben der Analyse von Zeitungs-Nachrichten mitberücksichtigt werden sollten. Weiters plädierte der Gelehrte dafür, die Statistik als eine eigene wissenschaftliche Disziplin zu etablieren. In der Disziplin Statistik sollte die Zeitung als wichtiges statistisches Quellenmaterial zum Einsatz gelangen. Schlözer kann als einer der Wegbereiter bezeichnet werden, der die Analyse von Zeitungsnachrichten auf akademischer Ebene ansiedelte und sich dafür einsetzte, dass die theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen rund um das periodische Schrifttum zukünftig auch universitär verankert bleiben sollten.

Die steigende Anzahl an Zeitungskollegien an den unterschiedlichen Bildungsstätten begünstigte die Entstehung erster Abschlussarbeiten von StudentInnen, die ihr Erkenntnisinteresse dem Zeitungswesen widmeten. Bereits 1690 wurde in Leipzig mit der eingereichten Dissertation „De Relationibus novellis“ (Über Zeitungsberichte) – in der der Student Tobias Peucer die Entstehungsgeschichte und die Funktionen der periodischen Blätter beleuchtete – die erste akademische verfasste Schrift über das Zeitungswesen veröffentlicht.

Während des 18. Jahrhunderts folgte eine überschaubare Anzahl akademisch-wissenschaftlicher Arbeiten. Die VerfasserInnen waren überwiegend Gelehrte, die gleichzeitig an den Universitäten und Gymnasien über das Pressewesen referierten. Sie beleuchteten das Pressewesen überwiegend aus einer historisch-deskriptive Perspektive und stützten sich dabei inhaltlich auf die Vorarbeiten von Fritsch, Stieler, Weise und Ludewig.

Sowohl die theoretischen Auseinandersetzungen der Praktiker als auch die universitär angesiedelten Schriften dienen der heutigen historischen Medienforschung als wichtiges Quellenmaterial. Sie vermitteln wichtige theoretische Aufschlüsse über den Aufschwung und den gesellschaftlichen Stellenwert der periodischen Presse während des 17. und 18. Jahrhunderts. Durch die Errichtung von Zeitungskollegs konnten erstmalig die theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen rund um das Pressewesen im universitären Lehrplan berücksichtigt werden. Bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts kann von den ersten Blüten einer akademisch verankerten Zeitungskunde gesprochen werden.

Theoretische Auseinandersetzungen um die Wende des 18. und während des 19. Jahrhunderts

Um die Wende des 18. und während des 19. Jahrhunderts schritt der geistige Emanzipationsprozess des Bürgertums weiter voran. Die ersten Keime der Französischen Revolution spiegelten sich auch in der periodischen Presse wieder. Zahlreiche JournalistInnen und HochschulgelehrteInnen jener Zeit benutzten zur Veröffentlichung ihrer „politischen Räsonnements“ (Groth 1948, S. 63) – in denen sie sich zunehmend gegen die Weiterführung der absolutistischen Staatsform aussprachen – primär die Zeitung als publizistisches Sprachrohr. Die Zeitung konnte aufgrund dieser Entwicklungen gegenüber der Zeitschrift an politischem Einfluss und Popularität gewinnen. Im gleichen Zeitraum verschwanden die Zeitungskollegien nahezu vollständig aus den Universitätsplänen. Parallel dazu stagnierte die Anzahl neuer wissenschaftlicher Arbeiten rund um das Zeitungswesen über die nächsten Jahrzehnte.

Dass die theoretischen Auseinandersetzungen rund um das Pressewesen zu jener Zeit nicht vollends verstummten, verdankt die medienhistorische Presseforschung den Diplomaten und dem ehemaligen Studenten von Schlözer, Joachim von Schwarzkopf, der sich in seiner Publikation „Ueber Zeitungen. Ein Beytrag zur Staatswissenschaft“ (Schwarzkopf 1795) der Presselandschaft aus einer historisch-politischen Sichtweise annähert. Im Zuge seiner

Ausführungen gewährt Schwarzkopf erstmalig einen länderübergreifenden Überblick über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der jeweiligen Presselandschaft, formuliert erste Abgrenzungsmerkmale der Zeitschrift gegenüber der Zeitung und unternimmt darüber hinaus den Versuch einer ersten wissenschaftlichen Zeitungstypologie. Im politischen Kapitel nähert sich Schwarzkopf der Presselandschaft auf eine völlig neue Art und Weise. Schwarzkopf interessieren nicht nur jene möglichen Einflüsse denen die einzelne Person durch das Zeitungslesen ausgesetzt ist. Vielmehr beschäftigt den Diplomaten die über die Medien gezielt gesteuerte Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die in weiterer Folge auch eine gesamtgesellschaftliche Relevanz mit sich bringen kann. Diese neue Art der Betrachtungsweise kann für die historische Presseforschung als richtungsweisend angesehen werden.

Schriften für oder gegen die Pressefreiheit und politisch-kritische Publikationen im Vormärz

Auf den stetigen Anstieg der vorwiegend kritisch gehaltenen Räsonnements in den Zeitungen und Zeitschriften antwortete man von staatlicher Seite mit verschärften Zensurmaßnahmen. Bis zum Revolutionsausbruch 1848 wurden einige Publikationen veröffentlicht, deren AutorInnen sich entweder für oder gegen die strenge Pressegesetzgebung aussprachen. Sie offenbaren wichtige Einblicke in das damalige – durch politische und gesellschaftliche Umwälzungen stark geprägte – Beziehungsgeflecht zwischen Presse und Staat. Einer der Befürworter war Franz Adam Löffler, der in seiner Publikation „Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege“ (Löffler 1837) den Versuch startete, jene Faktoren der Presse zu berücksichtigen, die in einer bestimmten Beziehung zum absolutistischen Staat stehen und einen Einfluss auf die öffentliche Meinung besitzen. In Löfflers Entwurf einer Pressegesetzgebung erörtert er u.a. die einzelnen Arbeitsschritte des Presseprodukts, beginnend mit der Entstehung der Inhalte bis zur fertig gedruckten Publikation. Löffler berücksichtigt auch jene Akteursgruppen, die während des Entstehungsprozess der Publikation involviert sind und dadurch auch auf das Gesamtwesen der Publikation einen Einfluss nehmen. Damit lieferte Löffler wichtige neue theoretische Anregungen, welche Analyse-Faktoren – neben der inhaltlichen Auseinandersetzung – für die Untersuchung eines Presseproduktes herangezogen werden können.

Es war nicht nur der Staat, der sich Kritik in schriftlicher Form gefallen lassen musste. Im gleichen Zeitraum wurden Werke veröffentlicht, deren VerfasserInnen die bekanntesten Vertreter des periodischen Schrifttums auswählten und diese aus einer politisch-kritischen

Sichtweise heraus analysierten. Besonders interessante theoretische Anknüpfungspunkte bieten Eduard Beurmann und Franz Dingelstedt mit der als Fortsetzungsreihe gedachten Publikation „Beiträge zur Geschichte der periodischen Presse. Studien und Kritiken der deutschen Journalistik“ (Beurmann/Dingelstedt 1838/1839). Sie unternahmen den Versuch, die wichtigsten Vertreter der politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Presse jener Zeit im deutschsprachigen Raum einer Analyse unterziehen. Für die wissenschaftliche Presse wurde die hundertjährige Geschichte der „*Göttinger Gelehrten Anzeigen*“ aufgearbeitet. Die Autoren analysierten den publizistischen Werdegang des gelehrten Blattes anhand der redaktionellen Veränderungen. Für sie ist die Analyse der HerausgeberInnen, ChefredakteurInnen und RedakteurInnen – im speziellen bei der Aufarbeitung einer wissenschaftlichen Zeitschrift – ein unumgängliches Muss-Kriterium. Die Analyse der „*Göttinger Gelehrten Anzeigen*“ kann gleichzeitig als die erste titelbezogene wissenschaftliche Abhandlung einer Zeitschrift angesehen werden. Offensichtlich durch die Studien und Kritiken beeinflusst, veröffentlichte einige Jahre später Heinrich Albert Oppermann seine Publikation „Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit für Philosophie, schöne Literatur, Politik und Geschichte“ (Oppermann 1844). Oppermann teilt die Aufteilung des publizistischen Werdegangs der Zeitschrift in vier Perioden, deren Grundpfeiler auf den redaktionellen Veränderungen basieren. Oppermann erweitert das Analysefeld durch die Berücksichtigung politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen wie z.B. in Form der strengen Zensurmaßnahmen jener Zeit – die u.a. auch Auswirkungen auf RedakteurInnen und in weiterer Folge auch auf das Gesamtwesen der Zeitschrift haben können.

Privatgelehrte, HistorikerInnen und NationalökonomInnen als PionierInnen einer zeitungswissenschaftlichen Forschung

Das 19. Jahrhundert war – bedingt durch das Einsetzen der industriellen Revolution – das Jahrhundert des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts. Durch neue technologische Errungenschaften konnten bereits ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zeitungen und Zeitschriften massenhaft produziert werden. Auch auf universitärer Ebene setzte während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ein Expansionsprozess in Form der geglückten Emanzipierung zahlreicher Geistes- und Sozialwissenschaften ein. Hier waren es vor allem die GeschichtswissenschaftlerInnen und NationalökonomInnen, die sich im Zuge ihres Forschungseifers auch mit dem periodischen Pressewesen beschäftigten.

Die massenhaft produzierten und in der Gesellschaft beliebten Presseprodukte motivierten auch Privatgelehrte wie Robert Eduard Prutz, sich theoretisch mit dem periodischen Schrifttum auseinanderzusetzen. Mit der Veröffentlichung von „Die Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet“ (Prutz 1845) hinterließ Prutz der medienhistorischen Forschungswelt gleichzeitig einen theoretischen „Markstein in der Geschichte der Zeitungswissenschaft“ (Groth 1948, S. 175). Prutz teilte seine Aufarbeitung in „theologisch-gelehrte“, „belletristisch-kritische“ und „philosophisch-politische“ Journalismusgattungen ein, die wiederum – historisch bedingt – in drei Entwicklungsperioden eingebettet waren. Darüber hinaus liefert er eine erste Zusammenfassung der Wesensmerkmale in Form einer Definition von Journalismus. Durch die erstmalig durchgeführte detaillierte Aufarbeitung der bisher veröffentlichten Publikationen rund um das Pressewesen nach theoretisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkten hat Prutz einen wichtigen Beitrag für die Fach- und Theoriegeschichte geleistet. Erst durch seine Aufarbeitung wurde ersichtlich, dass die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft bzw. die frühere Zeitungskunde eine historische Identität besitzt und wie es im Laufe der Jahrhunderte zur Herausbildung eines journalistischen Systems kommen konnte.

Den eifrigen Forschungsdrang einiger GeschichtswissenschaftlerInnen, die sich primär aus einer literaturhistorischen Perspektive heraus mit den Zeitungen und Zeitschriften auseinandersetzten, verdankt die Disziplin – vor allem im Feld der Entstehungsgeschichte neuer Gattungen innerhalb des Presswesens – wichtige neue Erkenntnisse. Jene Arbeiten, wie z.B. die Entstehung der ersten brieflichen Zeitungen, Messrelationen und Moralischen Zeitschriften, können auch heutzutage noch als wichtige Primärliteratur herangezogen werden. Der Höhepunkt der historiographischen Forschungs-Ära wurde durch die „bahnbrechende Publikation“ (Groth 1948, S. 198) „Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609-1650“ (Opel 1879) erreicht. Mit einem 1876 entdeckten komplett vorhandenen Jahrgang der Straßburger Relation aus dem Jahr 1609 hinterließ der Historiker der Nachwelt die wichtige Erkenntnis, dass die erste weltweit periodisch gedruckte Zeitung erstmalig in Deutschland publiziert wurde. Aufgrund des bahnbrechenden Fundes wurden die weiteren theoretisch interessanten Ausführungen Opels fast gänzlich ausgeblendet. Opel berücksichtigte bei seiner Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs der einzelnen Zeitungen die HerausgeberInnen, SchreiberInnen und DruckerInnen. Darüber hinaus interessiert Opel, wie die Nachrichtenselektion, -aufnahme und -verbreitung unter dem Einfluss der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen jener Zeit funktionierte.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich das Pressewesen zu einem beachtlichen Wirtschaftszweig. Gleichzeitig wurde auch das theoretische Interesse einiger NationalökonomInnen wie z.B. Knies, Schäffle und Roscher geweckt. Ihre Arbeiten sind aus einer ökonomisch-soziologischen Betrachtungsweise heraus entstanden. Knies interessierten vor allem die neuen technologischen Errungenschaften wie z.B. die Eisenbahn und der Telegraph, durch die gleichzeitig eine Beschleunigung in der Nachrichtenübermittlung einsetzte. Im Kern analysierte Knies jene gesellschaftlichen Entwicklungen und Faktoren, die auf längere Sicht einen Einfluss auf das vorhandene Medienangebot nehmen bzw. zur Ausbreitung der Medien beigetragen haben. Damit bietet er bereits damals theoretische Anknüpfungspunkte für das Forschungsgeflecht Massenmedien und sozialer Wandel.

Als „Pionier der Zeitungswissenschaft“ (Groth 1948, S. 282) firmiert der bedeutende Nationalökonom – und Freund des Begründers des ersten Zeitungsinstituts Karl Bücher – Albert Eberhard Friedrich Schäffle. In seiner soziologisch untermauerten Gesellschaftstheorie verglich er die Gesellschaft mit einem lebenden Organismus. Diese Betrachtungsweise manifestierte er in seinem vier Bänder umfassenden Hauptwerk „Bau und Leben des socialen Körpers...“ (Schäffle 1875 bis 1878). In Schäffles formulierter Gesellschaftstheorie trägt die medial vermittelte Kommunikation maßgeblich zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung bei. Dabei fungieren die Presseerzeugnisse als einer der wichtigsten Kommunikationskanäle zur geistigen Verbindung der Gesellschaft. Überdies hinaus stellt Schäffle bei seinen weiteren Ausführungen die Presse in den Kontext gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Funktionen und Wirkungen, referiert über etwaige Missbrauchsversuche und erarbeitet Vorschläge für eine Pressereform, die zumindest in Teilen 1919 von Bücher in dem Gesetzesentwurf zur Pressereform berücksichtigt wurden.

Wilhelm Roscher, ein weiterer Nationalökonom, widmete sich 1865 den Anfängen des nationalökonomischen Zeitschriftenwesens in Deutschland. Roscher war sich der Tatsache bewusst, dass viele HerausgeberInnen von Fachzeitschriften gleichzeitig auch den Großteil des Inhalts beisteuerten. Das trifft auch auf die nationalökonomischen Fachzeitschriften zu. Dementsprechend steht die Herausgeberschaft im Zentrum der Aufarbeitung von Roscher. Als Grundlage seiner Recherche analysiert er neben der inhaltlichen Komponente auch die Vorwörter, Kommentare und etwaige redaktionelle Anmerkungen, da diese zumeist aufschlussreiche Daten über das Wesen der Zeitschrift bieten. Neben dieser wichtigen neuen

theoretischen Erkenntnis hat Roscher der Nachwelt gleichzeitig auch die erste gattungsspezifische Untersuchung im Bereich des Fachzeitschriftenwesens hinterlassen.

Blickt man nach Österreich, so setzten kurz vor dem Revolutionsausbruch 1848 die ersten theoretischen Auseinandersetzungen rund um das Pressewesen ein. Dank medienhistorisch motivierter interdisziplinärer Forschungsbestrebungen (Schmolke 1992; Scheichl/Duchkowitsch 1997) ist es gelungen, die – überwiegend von Privatgelehrten verfassten Abhandlungen – ausfindig zu machen und dem aktuellen Forschungsdiskurs rückzuführen.

Theoretische Auseinandersetzungen in Österreich während des 19. Jahrhunderts

Die Publikation „Denkwürdigkeiten der Oesterreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformazion bis auf die Gegenwart“ (Wiesner 1847) kann als der früheste „Beleg für eine kritische Beschäftigung mit österreichischer Medienkultur und Kommunikationspolitik“ (Duchkowitsch 1997, S. 33) angesehen werden. Neben den im Originalwortlaut abgedruckten Zensurvorschriften erhält man u.a. Aufschluss darüber, welche Auswirkungen die Zensurbestimmungen auf die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erschienenen Zeitungen und Zeitschriften in Österreich hatten. In einer historisch-statistisch angelegten Studie (Winckler 1875) wird u.a. der Versuch gestartet, die periodische Presse Österreichs im Zeitraum von 1848 bis 1873 nach Inhalt und Tendenz, Nationalität und Sprache, Ort, Art und Dauer des Erscheinens zu kategorisieren. Die Presseerzeugnisse unterteilte Winckler in politische, unterhaltende, gelehrte, kommerzielle und sonstige Anzeigeblätter. Mit „Die Wiener Journalistik im Jahre 1848“ (Helfert 1877) bietet ein weiterer Autor einen medienhistorisch interessanten Einblick in die Wiener Presseverhältnisse des Revolutionsjahres.

Gleich mit mehreren pressehistorischen Arbeiten (Zenker 1892/1893/1900) versucht der Journalist, Publizist und Politiker Ernst Victor Zenker, die Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts aufzuarbeiten. Die überwiegend lokalhistorisch bibliographisch-deskriptiv angelegten Analysen der österreichischen Privatgelehrten bieten einer durch Methodenvielfalt gekennzeichneten und sozialwissenschaftlich geprägten modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft keine unmittelbaren theoretischen und methodischen Anknüpfungspunkte. Jedoch vermitteln die Ergebnisse einen wertvollen Ein- und Überblick über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Zeitungs- und Zeitschriftenpresse in Österreich. Vor allem die

Ergebnisse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das bis zum Ausbruch der Revolution durch strenge Zensurvorschriften gekennzeichnet war, bieten medienhistorisch wichtige Erkenntnisse.

Einen Einfluss auf die spätere Institutionalisierung einer eigenständigen Disziplin Zeitungswissenschaft hatten die Arbeiten der österreichischen Gelehrten nicht. Es waren vielmehr die Ergebnisse von Prutz, Knies und Schäffle, durch die der gesellschaftliche Stellenwert der Presse in den universitären Forschungsdiskurs mit eingebracht werden konnte.

Durch den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg der Presseprodukte wuchsen ehemalige Verlagshäuser zu großen Presseunternehmen heran. Damit einhergehend stieg allein zwischen 1866 und 1900 in Deutschland die Anzahl der als Redakteure ständig tätigen Personen von 500 auf 2.500. Der Ruf nach einer geeigneten, wenn möglich akademisch verankerten, Ausbildungsmöglichkeit für JournalistInnen wurde lauter – die aber noch auf sich warten ließ.

PraktikerInnen und HochschulgelehrteInnen als Wegbereiter der Zeitungswissenschaft zu einer akademischen Disziplin

Das Defizit einer fehlenden institutionalisierten Ausbildungsmöglichkeit versuchte u.a. Richard Wrede, der in Berlin eine Journalistenhochschule gründete, mit der Veröffentlichung eines – theoretisch wenig ertragreichen – Journalistenhandbuches (Wrede 1902) zu reduzieren. Neben Wrede gab es noch weitere journalistisch tätige Personen – die Otto Groth als Praktiker titulierte – die den zukünftigen JournalistInnen mit ihren Abhandlungen ein Art Leitfaden mit auf den Weg geben wollten. Neben der organisatorischen, technischen und redaktionellen Herstellung periodischer Presseprodukte beschäftigten sich einige Praktiker auch mit dem Beziehungsgeflecht Presse und Öffentliche Meinung.

Die „wichtigste, sachlich und gedanklich reichste, anregendste und wirkungskräftigste Schrift eines Praktikers, der man hohen wissenschaftlichen Rang nicht absprechen darf“ (Groth 1948, S. 314) wurde von dem Wiener Journalisten und Schriftsteller Emil Löbl verfasst. In „Kultur und Presse“ (Löbl 1903) wollte der ehemalige Chefredakteur der „*Wiener Zeitung*“ nicht nur die Zeitung „in ihrer literarischen und technischen Eigenart“ darstellen sondern auch „das Zeitungswesen in seinen Beziehungen zur Gesellschaft und zur Kultur“ (ebd., S. 2) einer „wissenschaftlichen Betrachtungsweise“ (ebd. S. VI) unterziehen. Für die Zeitung stellte Löbl

sechs Wesensmerkmale auf, die er in weiterer Folge in einer Definition zusammenfasste. Es waren nicht nur weitere veröffentlichte Praktikerschriften, wie jene von Diez (1910), die in ihren Schriften die von Löbl aufgestellten Wesensmerkmale der Zeitung als Abgrenzungskriterien gegenüber der Zeitschrift benutzten. Auch namhafte VertreterInnen der einige Jahre später begründeten Zeitungskunde sahen ihre Aufgabe – sogar über Jahrzehnte hinweg – darin, die für die Zeitung aufgestellten Wesensmerkmale der Periodizität, Publizität, Universalität und Aktualität für die Zeitschrift dahingehend zu modifizieren, dass sie als Abgrenzung gegenüber der Zeitung dienen sollen und in weiterer Folge in einer eigenen Definition von Zeitschrift münden. Löbl hat mit seiner Publikation – höchstwahrscheinlich unbeabsichtigt – den Startschuss dieser Entwicklung ausgelöst.

Bis auf einige wenige Versuche, eine Negativdefinition von Zeitschrift vorzunehmen, wurde das Zeitschriftenwesen von den Praktikern fast zur Gänze ausgespart. Eine Ausnahme stellt die Abhandlung „Entwicklung, Bedeutung und Aufgaben der deutschen Fachpresse“ (Meißner 1907) von Jakob Friedrich Meißner dar. Meißner teilt die Fachpresse in wissenschaftliche und wirtschaftliche Zeitschriften ein und analysiert das Fachzeitschriftenwesen anhand der bekanntesten Vertreter. Auch Meißner konnte der Versuchung nicht widerstehen, eine geeignete Begriffsdefinition – in diesem Fall für die Fachzeitschrift – vorzunehmen. Die Aufarbeitung erfolgte innerhalb eines bibliographisch-deskriptiven Rahmens, den Meißner durch statistische Daten über das Fachzeitschriftenwesen erweiterte. Neue theoretische und methodische Anregungen bietet die Arbeit nicht. Vor allem die Unterteilung in wissenschaftliche und wirtschaftliche Zeitschriften greift etwas zu kurz. Es kann aber festgehalten werden, dass Meißner der erste war, der sich der Analyse des gesamten Fachzeitschriftenwesens stellte.

Die wichtigste Praktikerarbeit wurde von dem Österreicher Emil Löbl veröffentlicht. Mit seiner wissenschaftlich soziologisch untermauerten Betrachtungsweise hat er vor allem in der Gelehrten Welt einen bleibenden Eindruck hinterlassen und den Weg zu einer eigenständigen Disziplin Zeitungskunde mit geebnet. Rückversichern kann man sich u.a. bei dem berühmten Nationalökonom und Soziologen Max Weber, der 1910 auf dem ersten Deutschen Soziologentag Löbls glänzende theoretische Publikation ausdrücklich hervorhob.

Es waren u.a. die beeindruckenden Ergebnisse seines Freundes Schäffle, die den Nationalökonom und späteren Gründungsvater der deutschen Zeitungswissenschaft Karl

Bücher dazu bewegten, ab 1884 regelmäßige Vorlesungen über die Geschichte, Organisation und Statistik der Presse abzuhalten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stieg die Anzahl pressekundlicher Vorlesungen an den Universitäten und Hochschulen an. Auch in Wien referierte ab 1909 der Historiker Wilhelm Bauer über das Pressewesen. Bücher interessierte neben der Geschichte des Pressewesens vor allem die Pressestatistik. Gemeinsam mit dem österreichischen Nationalökonom Victor Mataja setzte er sich – vergeblich – für eine international verankerte statistische Erforschung der Presse ein. Weitaus wirksamer waren seine pressereformatorischen und -politischen Ambitionen. Bücher war es ein wichtiges Anliegen, das Ansehen des Journalistenstandes zu verbessern. Hierzu formulierte er erste Gedanken (Bücher 1915) für eine akademischen verankerten Zeitungskunde.

Auch Max Weber wollte die theoretische und methodische Auseinandersetzung mit dem Pressewesen auf universitärer Ebene institutionalisieren. Sein Vorschlag für eine „Enquête über das Zeitungswesen“ (Weber 1924, S. 433ff) wurde leider nicht umgesetzt. Dabei hätte die Umsetzung eine revolutionäre Änderung in der Presseforschung mit sich gebracht. Max Weber wollte die Presse als eigenes soziologisches Forschungsfeld etablieren. Neben der Analyse kommunikationspolitischer Fragen interessierte Weber vor allem das Wechselverhältnis, das sich zwischen den einzelnen Presseprodukten und den RezipientInnen, AbonentInnen und InserentInnen abspielt. In einem ersten Schritt wollte Weber mittels der Anwendung quantitativer Erhebungsmethoden an Datenmaterial der verfügbaren Presseerzeugnisse gelangen, die anschließend als Basis für weitere Forschungsvorhaben qualitativer Art herangezogen werden sollten. Erst durch den ab den 1960er-Jahren einsetzenden Diskurs über eine sozialwissenschaftliche Neuorientierung der Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft wurden die Vorschläge Webers „erneut entdeckt“.

Gründung von Zeitungswissenschaftlichen Instituten in Deutschland und deren theoretischen Entwicklungsstationen bis 1945

Im Gegensatz zu Max Weber schaffte es Karl Bücher durch die Errichtung einer Abteilung für Zeitungswesen an der Universität Leipzig – aus der heraus 1916 dank finanzieller Unterstützung das erste Institut für Zeitungskunde hervortrat – dass die theoretische und methodische Auseinandersetzung mit dem Presswesen erstmalig universitär institutionalisiert wurde. Ab dem Wintersemester 1916 /1917 sollte der von Bücher selbst konzipierte und auf drei Jahre ausgerichtete Studienplan den StudentInnen das notwendige wissenschaftlich

untermauerte Basiswissen für ihre zukünftige journalistische Tätigkeit vermitteln. Ab 1919 wurden in Deutschland eine Reihe weiterer zeitungswissenschaftlicher Institute gegründet. Bücher war es auch, der für die nächsten Jahrzehnte maßgeblich die inhaltlichen Forschungsschwerpunkte der zeitungswissenschaftlichen Institute mitprägte.

Der Vater der deutschen Zeitungskunde war sichtlich darüber enttäuscht, dass die deutschsprachige Presse – vor allem in den ersten Jahren des Ersten Weltkrieges – nichts gegen die gezielt gesteuerte Nachrichtenpolitik der Alliierten entgegenzusetzen wusste bzw. kläglich daran scheiterte. Diese benutzten primär die Tageszeitungen als Kommunikationsplattform und prägten dadurch während der Kriegsjahre maßgeblich das öffentliche Meinungsbild in der Bevölkerung. Demzufolge interessierte Bücher – bereits während und nach dem Ersten Weltkrieg – vor allem das Beziehungsgeflecht „Öffentliche Meinung und Tagespresse“. Auch die damals federführenden Institutsleiter wie Karl D'Ester in München oder Emil Dovifat in Berlin sahen in der Tagespresse das geeignete Analyseobjekt, um fruchtbare theoretische Erkenntnisgewinne für die junge Disziplin erzielen zu können. Die institutsübergreifende Beschränkung auf das Analyseobjekt „Tagespresse“, mit der vorwiegend die Tageszeitung gemeint war, erklärt auch die thematisch recht ähnlich gelagerten Dissertationen jener Zeit, deren VerfasserInnen die Zeitung vorwiegend nach inhaltlichen oder historischen Gesichtspunkten bearbeiteten.

Eine Berücksichtigung der Zeitschrift als Analyseobjekt wurde als nicht vorderdringlich eingestuft. Genauso wenig wurden die Ergebnisse bereits erfolgter theoretischer Auseinandersetzungen rund um das Pressewesen in den damaligen Forschungsdiskurs mit eingebracht. Hätte man auf die – bereits damals soziologisch untermauerten – theoretischen Anregungen, wie sie z.B. Schäffle, Löbl oder Weber in ihren Arbeiten formulierten, nur ansatzweise zurückgegriffen, könnte man – eventuell – bereits in den ersten Jahren von einer interdisziplinär geprägten und mit sozialwissenschaftlichen Methoden arbeitenden Disziplin sprechen.

Da Zeitungswissenschaft nur in Leipzig ein Prüfungsrecht hatte, mussten die StudentInnen der anderen Institute als Hauptfach auf andere Disziplinen – häufig Soziologie – ausweichen. Jene StudentInnen, die diesem interdisziplinären Milieu zugerechnet werden können, sehen in der Zeitung lediglich nur eine Form von mehreren zur Verfügung stehenden Mitteilungsmöglichkeiten. Man begann sich für diese weiteren Mitteilungsmöglichkeiten zu interessieren. Karl Jaeger, einer der damaligen StudentInnen, spricht in seiner wegweisenden

Publikation „Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft“ (Jaeger 1926) von einer möglichen Disziplin Publizistik, deren Hauptaufgabengebiet in der Erfassung und Analyse jeglicher Form der Mitteilung liegt. Die Untersuchungsfelder teilt Jaeger in „Formen“, „Träger“, „Wesen“ und „Wirkung“ der Mitteilung ein, die er mit Hilfe empirischer Methoden analysieren will. Als eine der möglichen Mitteilungsformen sieht Jaeger auch die Analyse der Zeitschrift vor. Hans Traub geht in seiner Dissertation „Grundbegriffe des Zeitungswesens“ (Traub 1933) noch einen Schritt weiter und plädiert für eine einheitliche Betrachtung aller publizistischen Mittel. Er unterscheidet zwischen „Ausdrucksmittel“ (Schrift, Bild, Laut) und „Ausdrucksträger“ (Papier, Zelluloid, elektrische Wellen) und erweitert damit das mögliche Analysefeld auch auf die damals noch jungen Massenkommunikationsmittel Film und Rundfunk.

Bereits etablierte ZeitungswissenschaftlerInnen wie z.B. Emil Dovifat und Karl D'Ester nahmen gegenüber den Ideen einer Ausweitung der Untersuchungsfelder eine eher ablehnende und skeptische Haltung ein. Sie sahen die Zeitung weiterhin als das primäre Analyseobjekt der Disziplin an, das ihnen vor allem durch die Bestimmung der Wesensmerkmale bereits genügend Probleme bescherte. Das fruchtbare interdisziplinäre Milieu fand durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten ein jähes Ende. Der Großteil der zeitungswissenschaftlichen ProtagonistInnen emigrierte oder es wurde ihnen – wie z.B. Hans Traub auf Grund seiner jüdischen Wurzeln – einfach die Lehrbefugnis entzogen. Gleichzeitig wurden damit auch die Chancen einer Berücksichtigung der Zeitschrift als Materialobjekt zu Grabe getragen.

Gründung des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft und dessen theoretische Entwicklungsstationen bis 1945

Offiziell wurde das Institut für Zeitungswissenschaft im Mai 1942 unter dem Institutsleiter Karl Oswin Kurth eröffnet. Walther Heide, Präsident des Deutschen zeitungswissenschaftlichen Verbandes, hatte bereits einige Jahre zuvor die Idee – gestützt durch den damaligen Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Josef Goebbels – in Österreich ein eigenes zeitungswissenschaftliches Institut zu gründen, das „als geistiges Tor für den südosteuropäischen Raum“ dienen soll. Die Spezialaufgabe – und zugleich Hauptverpflichtung – lag in der Beobachtung und Analyse der „volksdeutschen“ Presse des südosteuropäischen Raumes. Die Analyseergebnisse sollten dafür verwendet werden, um die Entwicklung der „gesamtdeutschen Presse“ voranzutreiben.

Bereits 1935 wurde vom Reichsministerium für Erziehung und Volksbildung im Einvernehmen mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda ein sechssemestriger Lehrplan ausgearbeitet, der für alle zeitungswissenschaftlichen Institute – und somit auch für das Institut in Wien – bindenden Charakter hatte. Im Mittelpunkt stand das „publizistische Führungsmittel“ Zeitung. Kurth, der als Leiter des Instituts auch die meisten Vorlesungen selbst durchführte, definierte seinen Forschungsschwerpunkt in der „Darstellung der Wirkungsgesetze der Presse und ihre praktische Nutzenanwendung im geistigen Kampf der Nation“ (Duchkowitsch 1989, S. 164). Laut Marianne Lunzer-Lindhausen beinhalteten die Vorlesungen lediglich eine „allgemein gehaltene Darstellung der Nachrichtenpolitik mit historischen Beispielen, die im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie ausgewählt wurde“ (Lunzer-Lindhausen 1987, S. 112).

Gemäß der Lehrplanvorlesung 6A des verpflichtenden Lehrplanes sollte auch über die Geschichte und gegenwärtige Struktur des deutschen sowie des ausländischen Zeitschriftenwesens mit besonderer Berücksichtigung politischer und wirtschaftlicher Abhängigkeiten referiert werden. Den StudentInnen am Wiener Institut wurde jedoch nur ein „zusammenfassender Überblick ohne Quellenbezug“ (ebd., S. 112) vermittelt. Nach Kriegsende konnte das endgültige Aus für das Institut gerade noch abgewendet werden.

VorläuferInnen der Zeitschriftenforschung

Während der kurzen Ära des interdisziplinär geprägten Milieus veröffentlichte Gerhard Menz mit seiner wirtschafts- und sozialgeschichtlich angelegten Abhandlung „Die Zeitschrift. Ihre Entwicklung und ihre Lebensbedingungen. Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie“ (Menz 1928) fast zwei Jahrzehnte nach der Abhandlung Meißners über das Fachzeitschriftenwesen die nächste eigenständige Studie über das Zeitschriftenwesen. Die darin durchgeführten statistischen Berechnungen sind laut Bohrmann/Schneider (1975, S. 14) auch heute noch grundlegend.

Gleichzeitig wurde durch den Bibliothekar Joachim Kirchner eine der theoretisch wichtigsten und ergiebigsten Arbeiten für den Bereich der Zeitschriftenforschung veröffentlicht. Mit seiner bibliographisch-deskriptiv angelegten Untersuchung, die mehrere Bände (1928/1931 und 1958/1961) umfasst, versuchte Kirchner – der im Übrigen kein Fachvertreter der Disziplin ist – einen Gesamtüberblick über das deutsche Zeitschriftenwesen von den Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zu geben. Bis zum Erhebungszeitraum 1830 hatte

Kirchner bereits 6.600 Titel ausfindig gemacht, die er anschließend chronologisch und systematisch den einzelnen zeitgeschichtlichen Epochen und Zeitschriftengruppen zuordnete. Durch die Aufteilung in Zeitschriftentypologien lässt sich bei Kirchner die Entstehungsgeschichte bzw. das Absterben einzelner Zeitschriftengattungen im Laufe der Jahrhunderte nachvollziehen. Parallel dazu bieten Kirchners Analysen, neben der Berücksichtigung presserelevanter bedeutsamer Ereignisse, einen Überblick über den Ist-Zustand des Zeitschriftenwesens in einzelnen deutschen Städten. Darüber hinaus gewährt der Autor wichtige Einblicke, welche Grundintentionen die damaligen ZeitschriftenherausgeberInnen bei der Gründung ihrer Zeitschrift hatten. Die theoretisch reichhaltigen Ergebnisse Kirchners hatten einen Einfluss auf die Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft, die die Zeitschrift bisher nur als eine Art Randerscheinung wahrgenommen haben. Als weitere weit vorausblickende Leistung darf die im ersten Halb-Band (Kirchner 1928) erfolgte Begriffsbestimmung der Zeitschrift angesehen. Kirchner beschränkte seine Definition auf die Zeitschrift des 17. und 18. Jahrhunderts. Er vertrat bereits damals die These, dass eine allgemeingültige und zeitunabhängige Begriffsbestimmung der Zeitschrift schlichtweg nicht umzusetzen ist.

Eine Erkenntnis, die man in Ernst Herbert Lehmanns theoretischem Repertoireverständnis vergeblich sucht. Lehmanns akademisches Wirken beeinflusste den Bereich der Zeitschriftenforschung für die nächsten Jahrzehnte – leider im negativen Sinne – am nachhaltigsten.

Etablierung der Zeitschriftenkunde als eigenständige Disziplin innerhalb der Zeitungswissenschaft (1933-1945)

Mit Hilfe der Rückendeckung durch den DZV forcierte Lehmann die Errichtung von Lehrstühlen für Zeitschriftenkunde. Neben Gerhard Menz, der ab dem Wintersemester 1935/1936 einen eigenen Lehrstuhl bekleidete, bekam Lehmann einen eigenen Lehrauftrag für Zeitschriftenwesen an der Philosophischen Fakultät der Universität in Berlin. Ab dem Sommersemester 1938 wurde auf Grund des als verbindlich geltenden Lehrplans an allen zeitungswissenschaftlichen Instituten über das Zeitschriftenwesen referiert. Die Eckpfeiler seines theoretischen Grundlagengerüsts hielt er in der Publikation „Einführung in die Zeitschriftenkunde“ (Lehmann 1936) fest. Das effektivste Arbeitswerkzeug sieht Lehmann in der Zusammenfassung der wichtigsten Merkmale der Zeitschrift, die er in einer Zeitschriftendefinition festhält. Methodisch ist Lehmann nicht über den missglückten Versuch

einer Begriffsdefinition von Zeitschrift hinausgekommen. Bei der Analyse des Werkes fällt zusätzlich auf, dass Lehmann für die in seiner Publikation oftmalig aufgestellten Thesen zumeist nicht den empirisch nachprüfbaren Beweis antritt, wie er eigentlich zu diesen Annahmen gelangen konnte. Die augenscheinlich vorliegenden theoretischen Defizite hielten ihn aber nicht davor ab, seine Ausführungen – die „aufgrund stark zeitbedingter Wertungen heute nur begrenzt“ (Bohrmann 1999, S. 893) herangezogen werden können – gleichzeitig zum Lehrsatz für die akademische Zeitschriftenforschung empor zu heben. Über geblieben sind lediglich „definitorische Leerformeln“, mit deren Hilfe „die materielle Ausdeutung ihres Gegenstandes im Sinne der NS-Ideologie lediglich verschleiert“ wurde (Bohrmann/Schneider 1975, S. 60). Lehmanns Versuch eine eigenständige Zeitschriftenkunde innerhalb der Zeitungswissenschaften zu etablieren fand – genauso wie seine akademische Karriere – mit Kriegsende ein abruptes Ende. Sein stark definitorisch geprägtes theoretisches Verständnis hatte auch noch Jahrzehnte danach Einfluss auf die Zeitschriftenforschung.

Zeitschriftenforschung während des Paradigmenwechsels von der historisch-philologisch orientierten Zeitungskunde zur sozialwissenschaftlich geprägten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Die ersten Jahrzehnte nach Kriegsende

In den ersten Jahren nach dem Ende des zweiten Weltkrieges wurde die Disziplin maßgeblich durch den geringen Fachpersonalstand, der Schließung weiterer noch vorhandener zeitungswissenschaftlicher Institute sowie durch geringe budgetäre Mittel gekennzeichnet. Die drei in der gesamten Bundesrepublik Deutschland über gebliebenen Zeitungsinstitute – unter der Leitung von Hagemann, D’Ester und Dovifat – mussten um den Zuspruch der StudentInnen kämpfen. Diese erteilten vermehrt anderen Disziplinen wie z.B. der Soziologie und Psychologie den Vorzug.

In jener Zeit der Entideologisierung und Rekonstruktion des fachlich-exklusiven Problems formulierte Hagemann in seinem Werk „Grundzüge der Publizistik“ (Hagemann 1947) den „publizistischen Prozess“ als Formalobjekt der Disziplin. Der innerhalb der Disziplin langsam einsetzende theoretische Entgrenzungsprozess mündete bis zum Ende der 1950er-Jahre darin, dass die durch Medien hergestellte öffentliche Kommunikation als fachlich-exklusives Formalobjekt definiert wurde. Interdisziplinär angesetzte und sozialwissenschaftlich untermauerte Forschungsvorhaben blieben der Disziplin aber weiterhin verwehrt. Dovifat und D’Ester dürften mitunter als ein Hemmnis-Grund in Frage kommen. Sie gehörten nicht dem

interdisziplinären Milieu an und waren weder Verfechter „neuer Fragen und Methoden noch für einen Dialog mit den Nachbardisziplinen“ bereit (Meyen/Löblich 2006, S. 65). Ihrem theoretischen Verständnis zufolge wird die öffentliche Kommunikation „überwiegend als einseitig gerichtete, mediale Information und beabsichtige Persuasion verstanden und als solche beschrieben und systematisiert“ (Averbeck/Kutsch 2004, S. 62). Obwohl das neue Formalobjekt bereits formuliert war hielt man an einer Fortsetzung der älteren Zeitungswissenschaft fest, die lediglich auf audiovisuelle Medien erweitert wurde. Die Methodik blieb vorerst „rein philologisch-historisch bzw. philologisch-hermeneutisch“ (Bohrmann 2002, S. 37) verankert. Sozialwissenschaftliche Perspektiven sowie die Anwendung empirischer Erhebungsverfahren konnten erst nach 1960 der Disziplin rückgeführt werden.

Am Wiener Institut war die Lehre bis 1962 durch eine pressehistorische Schwerpunktsetzung gekennzeichnet. Bis 1969 wurde das Lehrangebot um zahlreiche medienkundliche Lehrveranstaltungen erweitert. Unter der Ära Kurt Paupies versuchte man, den Übergang von der pressehistorisch orientierten Zeitungswissenschaft zur empirisch-analytischen Kommunikationswissenschaft zu vollziehen.

Neue theoretische Anregungen und Ergebnisse für den Bereich der Zeitschriftenforschung unter Berücksichtigung der sozialwissenschaftlichen Neuausrichtung der Disziplin

Einer, der sich nach Kriegsende vermehrt der Zeitschriftenforschung zuwandte, war Wilmont Haacke. Er war gleichzeitig auch der einzige, der während der NS-Zeit habilitierte und danach noch eine Professur antreten konnte. Im Sammelband „Die Zeitschrift – Schrift der Zeit“ (Haacke 1961) formuliert Haacke erste Gedanken, wie die Zeitschriftenforschung den Brückenschlag von der historischen Zeitungskunde zur modernen Publizistikwissenschaft finden kann. Haacke interessiert sich vor allem für die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte einzelner Zeitschriftengattungen. Die der jeweiligen Zeitschriftengattung zugehörigen Zeitschriften sollen auf ihre publizistischen Ziele und Wirkungen hin analysiert werden.

Die theoretischen Anregungen wollte Haacke mit „Die politische Zeitschrift 1665-1965“ (Haacke 1968/1982) in die Praxis umsetzen. Damit das Wesen einer Zeitschrift eingehender analysiert werden kann, hilft laut Haacke „das Beschreiben ihrer äußeren und inneren Struktur“ (Haacke 1968, S. 5). Diese wird wiederum durch die HerausgeberInnen,

RedakteurInnen, MitarbeiterInnen, LeserInnen, VerlegerInnen und InserentenInnen gekennzeichnet. Dabei sollte laut Haacke ein Augenmerk auf die Grundintentionen der HerausgeberInnen, die Blattlinie und die redaktionellen Mitteilungen gelegt werden. Vor allem die von der Redaktion selbst verfassten Mitteilungen – wie z.B. in Form einer Einleitung oder eines Vorworts – enthalten oftmals wichtige Informationen, die die Zeitschrift selbst betreffen. Durch die „kritische Summierung solcher Äußerungen“ (ebd., S. 6) kann das Wesen der Zeitschrift näher bestimmt werden. Diese „Selbstaussagen“ kombiniert mit der Berücksichtigung etwaiger „positiver oder negativer Stimmen aus der zeitgenössischen Öffentlichkeit“ sowie die Berücksichtigung jener markanten Ereignisse, die den Werdegang der jeweiligen Zeitschrift in irgendeiner Art und Weise beeinflussen, runden Haackes Analyse-Faktoren ab. Für einen „multidisziplinären Zugriff“ (Bohrmann 1999, S. 893) werden sie als grundsätzlich geeignet eingestuft.

Für die damalige Zeitschriftenforschung können Haackes Anregungen als durchaus fortschrittlich eingestuft werden. Bei der eigentlichen Aufarbeitung der Gattung der politischen Zeitschrift stützt sich Haacke leider zu sehr auf die bisher praktizierte methodische Vorgehensweise der historischen Zeitungskunde. Sein Versuch, die bisher aufgestellten Wesensmerkmale der Zeitschrift zusammenzufassen, sie zu erweitern und daraus anschließend eine – der bisher umfangreichsten – Definitionen sowohl für die Zeitschrift als auch für die Politische Zeitschrift zu formulieren, stellt gleichzeitig das Hauptschwergewicht seiner Untersuchung dar.

Einen gänzlich anderen theoretischen Zugang wählte Walter Hagemann. Er ging der Frage nach, welche individuellen und gesellschaftlichen Funktionen die Zeitschrift für die RezipientInnen erfüllt. Aus dieser funktionsorientierten Sichtweise heraus formulierte er für seinen typenbildenden Ansatz die Hauptkategorien Fachpresse, Standes- und Verbandspresse und Freizeitpresse. Durch sie werden die RezipientInnen in ihren unterschiedlichen Rollen angesprochen. In diese vier Hauptkategorien können – nach Hagemann – wiederum die meisten Untergruppen der vorhandenen Zeitschriften zugeordnet werden. Unter der Ära Hagemanns entstand am Münsterianer Institut – unter Anwendung der funktionsorientierten Gliederung Hagemanns – die erste groß angelegte Zeitschriftenerhebung im deutschsprachigen Raum. Hagemann räumt selbst ein, dass durch die aufgestellten Kategorien keinesfalls das komplette Zeitschriftenwesen abgedeckt werden kann.

Hagemann versuchte sich dem Feld des Zeitschriftenwesens nicht aus einer definitorischen Sichtweise anzunähern. Vielmehr interessierte ihn die gesellschaftlich bestimmte Kommunikation, die zwischen den ZeitschriftenherausgeberInnen und LeserInnen mit Hilfe der Zeitschrift stattfindet. Dieser neu gewählte Zugang kann als großer theoretischer Fortschritt für die Zeitschriftenforschung angesehen werden.

In dem im Fachperiodikum „*Publizistik*“ veröffentlichten Beitrag „Zur Definition der Zeitschrift“ (Kieslich 1965) wendet sich der ehemalige Assistent von Hagemann, Günter Kieslich, mit einem eindringlichen Aufruf an die FachkollegInnenschaft. Er regt dazu an, die bisher erfolglos unternommen Anstrengungen einer – das komplette Zeitschriftenwesen umfassenden – Definition von Zeitschrift zu überdenken. Als mögliche Handlungsalternativen möchte er Zeitschriftentypen auf soziologischem Wege erforschen, nach den Funktionen der Zeitschrift für die Gesellschaft fragen oder die Zeitschrift hinsichtlich des „*jeweils in Gang gebrachten, vielleicht eigen-funktionalen, publizistischen Prozeß*“ (ebd., S. 318) analysieren. Im gleichen Sonderband diskutieren FachverteterInnen wie Lerg, Dröge und Noelle-Neumann über die Übernahme von Ergebnissen aus der – eher empirisch ausgerichteten – US-Kommunikationswissenschaften und suchen bei den zahlreichen angrenzenden Wissenschaften – insbesondere bei der Soziologie und Sozialpsychologie – nach theoretisch fruchtbaren Berührungspunkten. Die Auseinandersetzungen lassen eine bevorstehende Neugestaltung der Disziplin erahnen, die durch die Berücksichtigung sozialwissenschaftlicher Perspektiven und der Anwendung empirischer Erhebungsmethoden gekennzeichnet ist. Eine Berücksichtigung und Umsetzung der sozialwissenschaftlich untermauerten Anregungen von Kieslich hätte der Zeitschriftenforschung auch nach dem erfolgten Paradigmenwechsel eventuell eine gute Ausgangsposition geboten.

„Der nächste und entscheidende Schritt zur endgültigen Überwindung der veralteten Zeitschriftenkunde und Angleichung der Zeitschriftenforschung an sozialwissenschaftliche Modi“ (Duchkowitsch 2001, S. 16) wurde durch die Veröffentlichung der Publikation „Zeitschriftenforschung. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Vergleich“ (Bohrmann/Schneider 1975) gesetzt. Den AutorInnen gelang eine kritische Destruktion der bisher innerhalb der Disziplin praktizierten Zeitschriftenforschung. Neben der Veröffentlichung wichtiger neuer Erkenntnisse – wie z.B. die Aufarbeitung von Lehmanns Versuch einer eigenständigen Zeitschriftenkunde – versuchten die Autoren darüber hinaus, neue Ziele und Möglichkeiten zur Erforschung des Zeitschriftenwesens zu formulieren. Bohrmann und Schneider fordern,

dass Zeitschriftenforschung als Teil der Massenkommunikation angesehen werden muss. Die Untersuchungen sollten unter der Anwendung sozialwissenschaftlicher Methoden durchgeführt werden. Ein richtiger Fortschritt kann aber nur dann erzielt werden, wenn Zeitschriftenforschung zu einem interdisziplinären Arbeitsfeld wird. Möchte man diesen Weg beschreiten, sollte man neben der „Darstellung ihrer Geschichte und Herausarbeitung ihrer Funktionen“ auch versuchen „die anderen Faktoren des publizistischen Prozesses, nämlich Journalisten und Publikum, in die Betrachtung einzubeziehen“ (ebd., S. 33).

Aktuelle Forschungsergebnisse einer interdisziplinär geprägten und durch Methodenvielfalt gekennzeichneten Disziplin für den Bereich der Zeitschriftenforschung

Theoretische Entwicklungsetappen des Faches ab dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts

Durch die rasche Ausbreitung elektronischer Medien – und damit einhergehend der einsetzende Wandel zur Mediengesellschaft – sowie der zunehmenden Verschmelzung der Medien, hat sich das zentrale Blickfeld der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mehr und mehr von den klassischen Printmedien entfernt. Innerhalb der Disziplin erfolgte ein Entgrenzungsprozess, durch den endgültig der Status als Einzelmedien-Wissenschaft abgelegt werden konnte. Die heutige Publizistik- und Kommunikationswissenschaft versteht sich als Gegenwartswissenschaft, die nicht mehr vom einzelnen Medium sondern vielmehr von „Faktoren eines Feldes, in dem sich Massenkommunikation abspielt“ (Bohrmann 2002, S. 38) spricht. Die Forschungsschwerpunkte haben sich in den letzten Jahren zunehmend auf die Analyse aktueller Medienphänomene verlegt. Es hat den Anschein, dass durch Themenfelder wie z.B. „Web 2.0“ – und damit einhergehend Analysen zum Bereich „Social Networks“ – ein Ungleich mehr an Aufmerksamkeit und eventuell Forschungsgeldern erzielt werden kann, als dies durch ein kommunikationshistorisches Thema möglich wäre. Diese Entwicklungen hemmten nicht nur das Gebiet der Zeitschriftenforschung sondern lösten auch Diskussionen darüber aus, wie der gesamte medienhistorische Forschungsbereich zukünftig aufgestellt werden sollte.

Interdisziplinär geprägte theoretische Anregungen und Ergebnisse für den Bereich der Zeitschriftenforschung bis kurz nach der Jahrtausendwende

Im Zuge des theoretischen und methodischen Paradigmenwechsels spricht man innerhalb der Disziplin nicht mehr von der Teildisziplin Pressegeschichte sondern vielmehr von Kommunikationsgeschichte. Die einzelnen Bereiche sollten mit Hilfe historischer und

empirisch-analytischer Methoden analysiert werden. Der Frage, welche möglichen theoretischen und methodischen Ansätze in der zukünftigen Kommunikationsgeschichte zum Einsatz gelangen könnten, wurde im Zuge eines interdisziplinär angelegten Symposiums in Wien nachgegangen. Die Ergebnisse wurden im Sammelband „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ (Bobrowsky/Langenbacher 1987) veröffentlicht. Unmittelbare neue methodische Ergebnisse vermisst man aber in der Fülle der Beiträge. Das trifft aber nicht für den Bereich der Zeitschriftenforschung zu sondern kann stellvertretend für den gesamten Bereich der Kommunikationsgeschichte angesehen werden. Jürgen Wilke beschreibt in einem vorläufigen Resümee die Situation wie folgt: „So bewegen wir uns denn auch hinsichtlich einer Kommunikationsgeschichte bisher noch im Bereich der Postulate oder Modelle, wovon aber noch wenig in konkrete Forschungsoperationen umgesetzt ist“ (Wilke 1987, S. 710)

Die Erkenntnis, dass „die Etablierung eines neuen fachlichen Vokabulars – rings um den Begriff der Kommunikationsgeschichte – allein nicht ausreicht, um eine Sache wissenschaftlich zu fundieren und voranzutreiben“ (Schmolke 1987, S. 745) wird zumindest von einigen FachvertreterInnen geteilt. Ulrich Saxer hingegen regt dazu an zu überprüfen, „welche Definitionsmerkmale unter welchen historischen Bedingungen wie realisiert“ (Saxer 1987, S. 73) wurden. Im Zuge seiner Ausführungen formulierte er seine systemtheoretisch untermauerte Mediendefinition „Medien sind komplexe institutionalisierte Systeme um organisierte Kommunikationskanäle von spezifischem Leistungsvermögen“ (ebd., S. 73). Bis Mitte der 1990er-Jahre konnte sich die Definition innerhalb der Disziplin durchsetzen. Die Tragweite der Definition wurde aber bereits im Jahr 2000 im Zuge des Resümees der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien – hinsichtlich der zunehmenden Medienkonvergenz – als nicht ausreichend eingestuft (Duchkowitsch 2001, S. 17).

Durch die Suche nach einer geeigneten Neupositionierung des gesamten kommunikationsgeschichtlichen Untersuchungsfeldes wurde der Erforschung von Zeitschriften erneut kein Stellenwert beigemessen. Dass die Zeitschriftenforschung zumindest auf interdisziplinärer Ebene eine Rolle spielt, kann durch den Band „Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung“ (Hackl/Krolop 2001) belegt werden. Die insgesamt 23 Beiträge – die der literaturwissenschaftlichen Disziplin zugeordnet sind – beinhalten ein breit gefächertes Spektrum an möglichen Fragestellungen und Aspekten. Den

einzelnen Aufarbeitungen vorangestellt ist der für die Zeitschriftenforschung erhellende Beitrag „Um zu erfassen, was schwer zu fassen ist. Zur Bilanz der Mühe, Zeitschriften zu definieren“ (Duchkowitsch 2001). Duchkowitsch, ein kommunikationshistorisch versierter Vertreter der Fachdisziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, analysiert die bisher erfolglos gebliebenen Anstrengungen, das Wesen der Zeitschrift definitorisch zu umfassen. Neben Bohrmann/Schneider bietet er damit einen weiteren äußerst erhellenden Ein- und Überblick über die vorhandenen Defizite in der Zeitschriftenforschung. Um „dem Dilemma einer zur deskriptiven Typologie verkümmerten Theoriebildung“ (ebd., S. 17) zu entkommen, plädiert Duchkowitsch dafür, „endlich die Forderung von Bohrmann und Schneider einzulösen, dass die Zeitschriftenforschung zu einem interdisziplinären Arbeitsfeld wird“ (ebd., S. 17f).

Unter den Beiträgen befinden sich auch eine Reihe monografischer Skizzen und Darstellungen zu einzelnen Literaturzeitschriften bzw. Zeitschriftengattungen. Vor allem durch den Beitrag „Europa in Weimar. Das Journal des Luxus und der Moden (1786-1827)“ (Kuhles 2001) werden einige der bisherigen Analyse-Faktoren erneut bestätigt. Bei der Aufarbeitung des publizistischen Prozesses der Modezeitschrift berücksichtigt Kuhles neben den Analysefaktoren HerausgeberInnen, RedakteurInnen, AutorInnen auch den gesellschaftlichen Wirkungsradius der Zeitschrift sowie etwaige inhaltliche und optische Veränderungen. Auch Uwe Göbel hat im Zuge seiner Untersuchung „Zeitschriftengestaltung im Wandel“ (Göbel 2002) aufgezeigt, dass das Wesen von Zeitschriften auch durch den Wandel visueller Charaktereigenschaften gekennzeichnet wird. Die Berücksichtigung dieses – bisher innerhalb der Disziplin ausgesparten – Analyse-Faktors kann dazu beitragen, dass das Wesen einzelner Zeitschriftentitel bzw. ganzer Zeitschriftengattungen umfassender als bisher bestimmt werden können.

Aktueller theoretischer und methodischer Ist-Zustand für den Bereich der Zeitschriftenforschung

Die innerdisziplinäre Aussparung des Feldes Zeitschriftenforschung konnte mit der Veröffentlichung des Sammelbandes „Zeitschriften und Zeitschriftenforschung“ (Vogel/Holtz-Bacha 2002) vorübergehend ausgesetzt werden. Vogel, Bohrmann und Stöber versuchen mit ihren Analysen den Bereich der Zeitschriftenforschung zumindest teilweise zu bilanzieren, um anschließend darauf aufbauend neue theoretische und methodische Anregungen zu formulieren. Darüber hinaus enthält der Sammelband Analysen von AutorInnen, die sich dem Feld der Zeitschriftenforschung entweder aus einer

gattungsspezifischen oder titelbezogenen Perspektive annäherten. Vogel plädiert dafür, die vergeblichen Versuche nach einer geeigneten Zeitschriftendefinition hintanzustellen und im Gegenzug dazu den Oberbegriff „Presse“ – der alle Arten periodischer Druckerzeugnisse vereint – zu verwenden. Anschließend sollte in einem ersten Schritt die systematische Festlegung mehrerer Pressehauptgattungen nach primär funktionalen Gesichtspunkten definiert werden. Die weitere Bestimmung der Untergliederungen soll laut Vogel nach strukturellen, inhaltlichen oder organisationsbezogenen Gesichtspunkten erfolgen. Für die nähere Bestimmung der einzelnen Pressegruppen sollten Ergebnisse aus bereits durchgeführten Pressestrukturanalysen herangezogen werden. Diese wiederum können wertvolle Aufschlüsse über die Größendimension und den Verbreitungsgrad von Zeitschriften enthalten.

Sucht man innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft nach vorhandenen Ergebnissen bereits durchgeführter Pressestrukturanalysen, entdeckt man – neben der Zeitschriftenforschung – ein weiteres verwaistes Untersuchungsfeld. Strukturanalyseverfahren bringen langwierige und aufwendige Erhebungsschritte mit sich, die von einer Einzelperson nahezu unmöglich durchgeführt werden können. Deshalb würde die Planung, Durchführung und anschließende Auswertung einer Pressestrukturanalyse im Rahmen eines groß angelegten Forschungsprojektes realistischer zu einer Fertigstellung gelangen. Bei einem Projekt dieses Ausmaßes spielt jedoch die Finanzierung eine gewichtige Rolle. Da die Erforschung klassischer Printmedien innerhalb der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft nicht mehr den gleichen Stellenwert wie während der Ära der Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft besitzt, wird dieses Projekt – bzw. dessen Finanzierung – eher nicht so schnell umgesetzt werden können.

Ein zusätzliches – und gleichzeitig auch altbekanntes – Problem für die Pressesystematik von Vogel ergibt sich auf Grund der kategorialen Zuschreibungen bzw. Einordnungen. Michael Schmolke zeigt anhand der Zeitschriftengattung „Kirchenpresse“ im gleichen Sammelband auf, dass die Zuschreibung für den Bereich der Bekenntnispresse schlichtweg nicht ausreicht bzw. eine „weitere Ausdifferenzierung“ (Schmolke 2002, S. 129) vorzunehmen sei. Doch genau „an dem Definitionsproblem sind frühere Generationen von Publizistikwissenschaftlern ja nicht ohne Grund gescheitert“ (Stöber 2002, S. 56).

Versucht man der Frage nachzugehen, was die vorhandenen Probleme für die zukünftige Zeitschriftenforschung bedeuten, drängt sich einem die Erkenntnis auf, dass eine – für alle beteiligten Akteure – zufrieden stellende und interdisziplinär verankerte Systematisierung und Typologisierung der vielfältig gestalteten Presseprodukte, gepaart mit der Durchführung von Pressestrukturanalysen, noch in weiter Ferne liegt.

Dass die Durchführung von Analysen im Bereich der Zeitschriftenforschung unter diesen sowohl theoretisch als auch methodisch defizitären Voraussetzungen kein leichtes Unterfangen darstellt, musste auch Margit Dorn bei ihrer titelbezogenen Zeitschriften-Untersuchung „Eltern“ – Skizzen einer Zeitschriften-Biografie (Dorn 2002) feststellen. Zur umfassenden Aufarbeitung des publizistischen Werdegangs der Zeitschrift griff die Presseforscherin auf die Methode der „Produktanalyse“ zurück. Das Analyseverfahren wird seit geraumer Zeit am Wissenschaftlichen Institut für Presseforschung und Medienberatung in Köln zur näheren Klassifizierung einzelner Presstitel herangezogen. Neben der Erhebung rein quantitativer Daten berücksichtigt Kuhles auch den visuellen und redaktionellen Wandel. Zur näheren Bestimmung des Geflechts von Verlag, Redaktion, RezipientInnen und Markt, erachtet sie die Durchführung und Analyse von Interviews als sinnvoll.

Zusammengefasst werden bei der Untersuchung die Akteursgruppen (Verlag, RedakteurInnen, RezipientInnen usw.), ökonomische Daten (Auflage, Werbeumsätze, Preise) sowie der redaktionelle und optische Wandel als Analyse-Faktoren berücksichtigt. Neben dem Einsatz rein quantitativer Erhebungsmethoden setzt Kuhles zur näheren Bestimmung des Geflechts der relevanten AkteurInnen auf eine qualitative Erhebungsmethode in Form von Interviews. Auch Christian Hotschek hat bei seiner titelbezogenen Untersuchung „30 Jahre Autorevue“ (Hotschek 1996) zur näheren Bestimmung des Wesens der Zeitschrift Interviews mit den Begründern und den Redakteuren der Zeitschrift durchgeführt.

Innerhalb der Disziplin wurde nach der Veröffentlichung des Sammelbandes keine eigenständige Publikation für das Feld der Zeitschriftenforschung veröffentlicht. Dadurch spiegelt der Band gleichzeitig den aktuellen methodischen und theoretischen Ist-Zustand der Zeitschriftenforschung innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft wieder.

Die von Vogel angeregte Pressesystematik, deren Gattungseinteilung primär funktional und in weiterer Folge strukturell, inhaltlich und organisatorisch erfolgen soll, dürfte bis heute noch

nicht umgesetzt worden sein. Eigens durchgeführte Pressestrukturanalysen, die für eine Pressesystematik wichtiges statistisches Basisdatenmaterial beinhalten können, stehen auch noch heran. Möchte man innerhalb der Disziplin an der Pressesystematik festhalten, wird es höchstwahrscheinlich solange keine Gattungsuntersuchung geben, bis man nicht vorher die zahlreich vorhandenen Untergattungen – mit Unschärfen und im Einklang mit den FachvertreterInnen – näher definiert hat. Folgt man den Ausführungen Stöbers, so konnten zwar bisher einige Hauptgruppen von Zeitschriften näher beleuchtet werden, hingegen sind die Untergruppen – insbesondere auch Zeitschriften die der Gruppe der Fachpresse zugeschrieben werden können – bislang, wenn überhaupt, „erst in Ansätzen erforscht“ (Stöber 2002, S. 55) worden.

Diesen theoretischen und methodischen Missständen steht im deutschsprachigen Raum eine recht beachtliche Anzahl an Magister- und Dissertationsarbeiten gegenüber, deren VerfasserInnen sich mit dem periodischen Schrifttum auseinandersetzen. Oftmalig wird eine einzelne Zeitschrift bzw. auch eine Gattung mittels inhaltsanalytischer Methoden auf einen bestimmten Aspekt hin untersucht. Damit können sie jedoch oftmalig nicht die Forderungen der FachvertreterInnen der modernen sozialwissenschaftlich geprägten und empirisch arbeitenden Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zur Gänze erfüllen. Damit der gesamte publizistische Prozess rund um die Zeitschrift bzw. die Zeitschriftengattung näher ins Auge gefasst werden kann, sollen weitere Analyse-Faktoren berücksichtigt werden. Andererseits wird der Forschungsdiskurs im innerdisziplinären Bereich für den Bereich Zeitschriftenforschung nach wie vor von aufgestellten Postulaten dominiert, von denen fast keine in konkrete Forschungsvorhaben umgesetzt wurden. Die FachvertreterInnen fordern für den Bereich der Zeitschriftenforschung eine Anpassung an sozialwissenschaftliche Modi, bieten aber keine konkreten methodischen Anknüpfungspunkte um für eine eigene Untersuchung diesem Ziel einen Schritt näher zu kommen.

Im Zuge der Aufarbeitungen konnten neben der Ausarbeitung einer Theorie- und Fachgeschichte für den Bereich der Zeitschriftenforschung auch wichtige neue Erkenntnisse zur methodischen Umsetzung gesammelt werden. Die neu gewonnenen Erkenntnisse versucht der Autor in einem eigens dafür entwickelten theoretischen Modell zusammenzufassen.

4 Entwicklung und Formulierung eines theoretischen Modells für zukünftige Analysen von Zeitschriften bzw. Zeitschriftengattungen innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

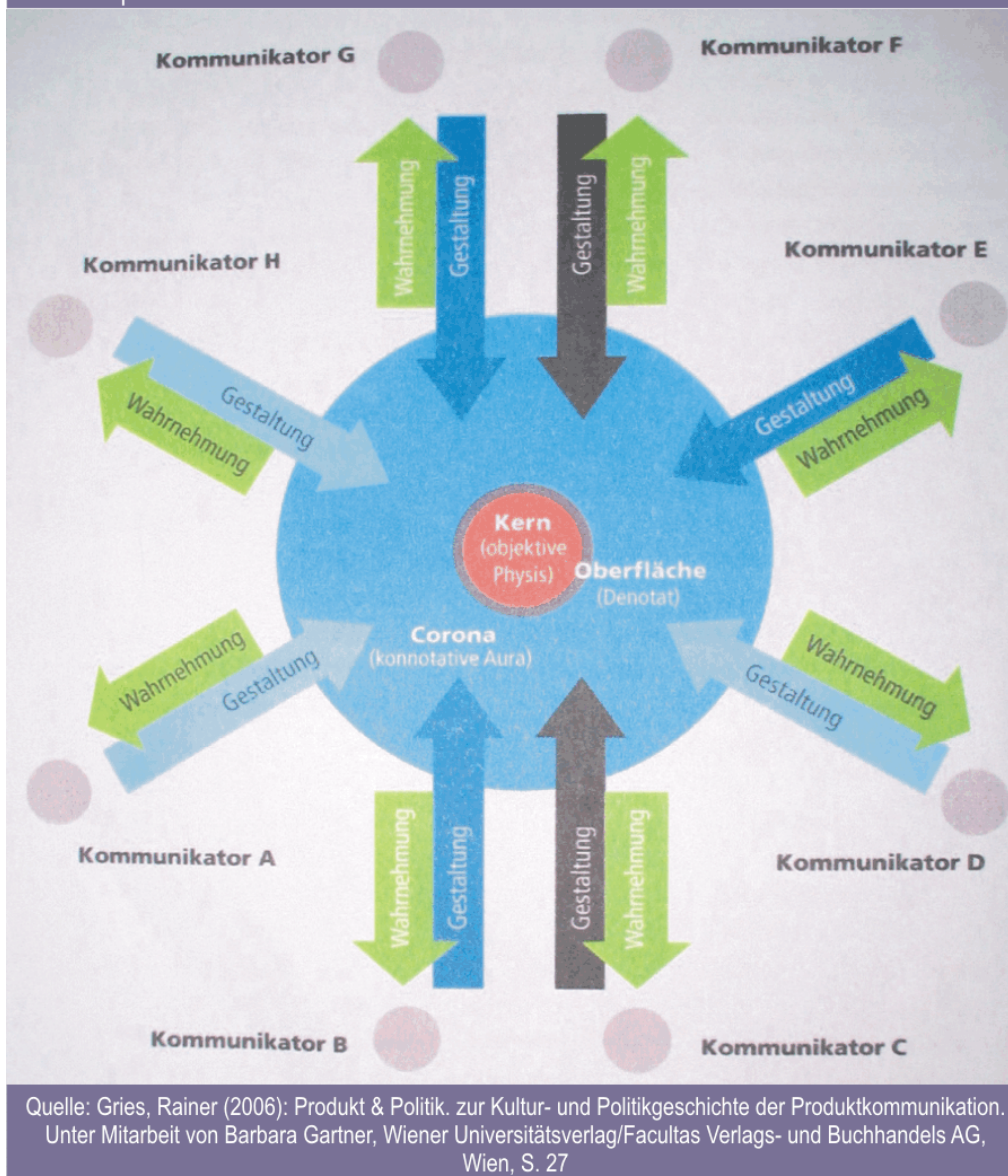
Im Zuge der durchgeführten Analysen konnten im Laufe der Auseinandersetzung unterschiedliche theoretische und methodische Zugänge ausgemacht werden. Man kann postulieren, dass der über mehrere Jahrzehnte praktizierte definitorische Zugang nicht mehr den aktuellen Forderungen der Disziplin entspricht. Die moderne sozialwissenschaftlich geprägte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft spricht im Gegensatz zur früheren Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft nicht mehr von einem Einzelmedium sondern von Faktoren eines Feldes, in dem sich Massenkommunikation abspielt. Im Mittelpunkt befinden sich Kommunikationsvorgänge in unserer Gesellschaft bzw. die spezifischen Kontexte, unter denen diese medial vermittelte Kommunikation stattfindet. Jene Vorgänge gilt es unter der Berücksichtigung interdisziplinärer Gesichtspunkte und der Anwendung empirischer Erhebungsmethoden – sowohl qualitativer als auch quantitativer Natur – zu erforschen. Die Zeitschriften stellen eine Form der medial vermittelten Kommunikationsmöglichkeiten dar, deren gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge es noch zu erforschen gilt. Die Berücksichtigung der durch die jeweilige Zeitschrift bzw. Zeitschriftengattung in der Öffentlichkeit ausgelösten kommunikativen Prozesse beinhaltet ein Feld mehrerer Analyse-Faktoren.

Konkrete theoretische und methodische Anregungen, welche Analyse-Faktoren bei einer Zeitschriftenuntersuchung unter der Berücksichtigung der oben genannten Faktoren herangezogen werden sollten, bleiben jedoch aus. Im Zuge der durchgeführten Analysen konnte der Verfasser dennoch – teilweise zufällig formulierte – Anregungen und Ergebnisse ausmachen, die im Zusammenfassungskapitel aufgezählt wurden. In einem weiteren Auswertungsverfahren formulierte der Verfasser – basierend auf dem neu gewonnenen empirischen Material – mögliche Analyse-Faktoren, die eine Erforschung von Zeitschriften in einem breiter angelegten Rahmen als bisher ermöglichen sollen. Die aufgestellten Analyse-Faktoren werden zur übersichtlichen Darstellung in einem eigens dafür kreierten theoretischen Modell dargestellt.

Als Basisgrundlage dient das von dem Historiker und Kommunikationswissenschaftler Rainer Gries entwickelte dreidimensionale Modell der Produktkommunikation.

Abb.2

Das dreidimensionale Modell der Produktkommunikation nach Gries, Rainer (2006)



Das Modell basiert auf Essentials der Absatz- und Marketingtheorie sowie der Zeichen- und Kommunikationstheorie. Rund um ein Produkt finden tagtäglich eine schier unüberschaubare Anzahl kommunikativer Akte statt. Neben ProduzentInnen, HerstellerInnen, MarktforscherInnen, JournalistInnen zählen auch die KundInnen zu jenen relevanten AkteurInnen, die das Wesen des Produktes mitprägen. Um das komplexe Kommunikationsgeflecht zu visualisieren, hat Gries das dreidimensionale Modell entwickelt.

In der Mitte des produktkommunikativen Kosmos steht das Produkt selbst, versinnbildlicht durch eine mehrschichtige Kugel. Satelliten gleich gruppieren sich um diese Kugel herum die denkbaren Kommunikationspartner, deren Anzahl ebenso unübersichtlich sein kann wie deren Intentionen (Gries 2006, S. 26).

Das dreidimensionale Produktmodell lässt offen, welche Akteure untereinander über das Produkt kommunikativ in Kontakt treten. Der eigentliche Kommunikationsaustausch erfolgt dabei nicht nur eindimensional sondern ist vielschichtig und reflexiv denkbar.

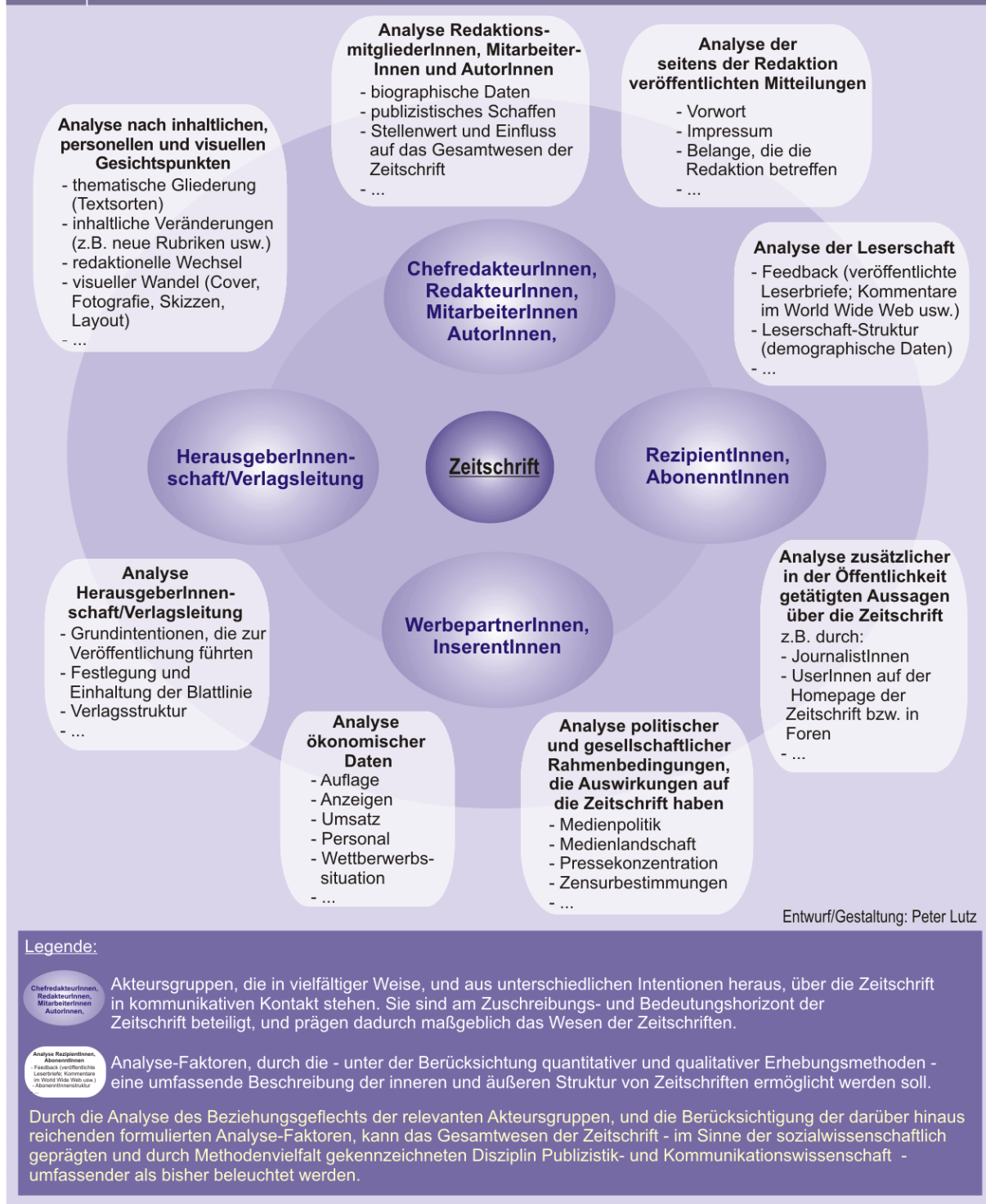
Getragen werden die zahlreichen kommunikativen Vorgänge von der Anziehungs- und Bündelungskraft der Produktsonne in der Mitte, deren statischer Kern das Produkt in seiner physischen Wahrnehmungsdimension darstellt, getragen. Um diesen Kern herum und von ihm maßgeblich getragen, legen sich die zeichenhaften Produktanteile. Zunächst der dünne Ring der eher beständigen und unspektakulären denotativen Anteile. Darauf folgt die schillernde konnotative Aura, die sich in Bewegung befindet und in der Regel Inhalt und Ergebnis der kommunikativen Austauschprozesse ist (ebd., S. 26f).

Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass es rund um ein Produkt zahlreiche Akteursgruppen gibt, die miteinander in vielfältiger Weise und aus unterschiedlichen Intentionen heraus über das Produkt in kommunikativen Kontakt treten. Diese kommunikativen Prozesse tragen maßgeblich zum gesamten Zuschreibungs- und Bedeutungshorizont des Produktes bei. Das moderne Produkt vereint die Träger-, Zeichen- und Kanalfunktion und avanciert dadurch zu einem Medium. Der Regelkreis von Produktbeschreibungen und -zuschreibungen begleitet die Produkte von Beginn an und ist auch einem stetigen Wandel unterworfen. Rainer Gries versuchte mit der Berücksichtigung des Modells u.a. die Entwicklungsgeschichte einiger weltbekannter Produktmarken zu rekonstruieren.

Wie in Abb. 3 ersichtlich, dient das dreidimensionale Produktmodell von Gries als Basisgrundlage für das eigene theoretische Modell „Analyse-Faktoren für die Erforschung von Zeitschriften im Sinne der sozialwissenschaftlich geprägten und durch Methodenvielfalt gekennzeichneten Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“.

Abb.3

Analyse-Faktoren für die Erforschung von Zeitschriften im Sinne der sozialwissenschaftlich geprägten und durch Methodenvielfalt gekennzeichneten Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft



Im Zentrum befindet sich die Zeitschrift, deren Gesamtwesen durch mehrere Faktoren beeinflusst wird. Um die Zeitschrift herum gibt es zahlreiche aktive Akteursgruppen, die in vielfältiger Weise und aus unterschiedlichen Intentionen heraus über die Zeitschrift in kommunikativem Kontakt stehen. Der kommunikative Austausch der Akteure beeinflusst

gleichzeitig den Zuschreibungs- und Bedeutungshorizont der Zeitschrift. Durch diesen wird wiederum das Wesen der Zeitschrift maßgeblich mitbestimmt. Das Beziehungsgeflecht der einzelnen Akteursgruppen analysieren und interpretieren kann als eine der Kernaufgaben für die moderne Zeitschriftenforschung angesehen werden. Neben konkret formulierten Anregungen für die Aufarbeitung des Beziehungsgeflechts der einzelnen AkteurInnen bietet das Modell darüber hinaus weiterführende Analyse-Faktoren. Damit soll gewährleistet werden, dass das Wesen der Zeitschrift in einem breiteren Rahmen als bisher untersucht werden kann. Darunter befinden sich u.a. ökonomische, visuelle, medienpolitische und gesellschaftliche Faktoren durch die – in Kombination mit der Analyse des Beziehungsgeflechts der handelnden AkteurInnen – das Gesamtwesen der Zeitschrift im Sinne der Anforderungen der modernen Disziplin näher bestimmt werden soll. Die formulierten Analyse-Faktoren können sowohl für titelbezogene als auch gattungsspezifische Untersuchungen zum Einsatz gelangen. Das Modell erfüllt zusätzlich die Forderung einiger FachvertreterInnen, die den vielleicht eigen-funktionalen publizistischen Prozess der durch die Zeitschrift in Gang gesetzt wird, in das Zentrum der Analyse stellen wollen.

Welche empirischen Erhebungsmethoden zum Einsatz gelangen, bleibt durch das Modell offen. Für die Analyse ökonomischer Daten würde sich beispielsweise eine quantitative Erhebungsmethode anbieten. Für Auseinandersetzungen auf der inhaltlichen Ebene könnte u.a. auf die qualitative Inhaltsanalyse zurückgegriffen werden. Darüber hinaus könnte man im Zuge der Durchführung und anschließenden Auswertung von qualitativen Interviews und Gruppendiskussionen – z.B. mit den ChefredakteurInnen und RedakteurInnen – weiteres wichtiges empirisches Datenmaterial gewinnen.

5 Resümee und Ausblick

Der Verfasser möchte mit der vorliegenden Arbeit einen wichtigen Teil dazu beitragen, dass der ausgesparte Bereich der Zeitschriftenforschung sowohl theoretisch als auch methodisch wieder in den fachwissenschaftlichen Diskurs rückgeführt wird. Aufgrund der durchgeführten Analyse wurde in einem weiteren Schritt versucht, die Ergebnisse in Form eines Überblicks über die bisherige Fach- und Theoriegeschichte der Disziplin, unter der Berücksichtigung der Auswirkungen für den Bereich Zeitschriftenforschung, zu bieten. Damit einhergehend konnte auch der Frage nachgegangen werden, weshalb sich der Untersuchungsgegenstand der Zeitschriftenforschung innerhalb der Disziplin nicht etablieren konnte bzw. welche theoretischen und methodischen Defizite diesem Umstand zugrunde liegen.

Blickt man auf einige der theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen die vor der akademisch institutionalisierten Presseforschung durchgeführt wurden, kann im ersten Augenblick nicht der aktuelle Bezug zur modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hergestellt werden. Die meisten dieser Arbeiten werden heutzutage aus mehreren Gründen nicht mehr rezipiert. Doch gerade jene Arbeiten, wie z.B. die Aufarbeitung der Geschichte des deutschen Journalismus von Prutz, beinhalten wichtige Informationen, wie sich das Pressewesen im Laufe der Jahrhunderte herausbilden konnte. ForscherInnen die die heutigen Medienverhältnisse unter der Berücksichtigung der ihr zugrunde liegenden historischen Entwicklungsgeschichte untersuchen, erhalten dadurch eventuell wichtige Hintergrundinformationen, die insgesamt zu einem besseren Verständnis beitragen können.

Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit unterstreichen diese Annahme, die nicht nur für den Bereich der Zeitschriftenforschung sondern auch auf den gesamten Bereich der Entwicklungsgeschichte der Disziplin angewendet werden kann. Erst durch die intensive Auseinandersetzung mit der historischen Identität des Faches offenbarten sich dem Verfasser jene wichtigen Zusammenhänge, durch die das Gewordensein der heutigen Verhältnisse innerhalb der Disziplin erklärt werden kann. Der Verfasser hofft, dass er jene Zusammenhänge im Zuge dieser Arbeit auch kommunizieren konnte.

Der Einsatz einer Pressesystematik innerhalb der Disziplin ist für das zukünftige Vorankommen der Zeitschriftenforschung unumgänglich. Würde man sich auf einige

Unschärfen und Überschneidungen einigen, könnte man sich endlich an die Analyse der einzelnen Presseprodukte bzw. Pressegattungen heranwagen. Damit die Untersuchungen den Anforderungen der sozialwissenschaftlich verankerten Disziplin entsprechen können, wurde von dem Verfasser das theoretische Modell „Analyse-Faktoren für die Erforschung von Zeitschriften im Sinne der sozialwissenschaftlich geprägten und durch Methodenvielfalt gekennzeichneten Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ entwickelt. Ob durch den Einsatz des theoretischen Modells den Anforderungen der modernen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft entsprochen werden kann, soll im Zuge von weiteren Untersuchungen geklärt werden. Abschließend möchte der Verfasser festhalten, dass er mit dieser Arbeit zumindest den Versuch unternommen hat, den ForscherInnen im Bereich der Zeitschriftenforschung für zukünftige Untersuchungen ein hoffentlich hilfreiches theoretisches und methodisches Rüstzeug mit auf den Weg zu geben.

Literaturverzeichnis

Averbeck, Stefanie (1999): Kommunikation als Prozess. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1934, Kommunikationsgeschichte Band 8, LIT Verlag, Münster

Averbeck, Stefanie (2001): Die Emigration der Zeitungswissenschaft nach 1933 und der Verlust der sozialwissenschaftlichen Perspektiven in Deutschland. In: Publizistik, 46. Jahrgang, S. 1-19

Averbeck, Stefanie/Kutsch, Arnulf (2004): Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960. In: Duchkowitsch, Wolfgang/Hausjell, Fritz/Semrad, Bernd (Hrsg.): Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft, Kommunikation.Zeit.Raum 1, LIT Verlag, Münster, S. 55-66

Bauer, Wilhelm (1914): Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Ein Versuch, J. C. B. Mohr (P. Siebeck), Tübingen

Baur, Wolfgang-Dieter (1991): Johann Georg Hamann als Publizist: zum Verhältnis von Verkündigung und Öffentlichkeit, Theologische Bibliothek Töpelmann 49, de Gruyter, Berlin/ New York

Becher, Friedrich Liebgott (1817): Die Zeitungen: Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Entstehung, Verbreitung und dermaligen Bedeutsamkeit, Chemnitz

Besold, Christoph: (1629/1944): Thesaurus Practicus, Brunnus, Tubingae. Nach der Übersetzung von: Kurth, Karl (Hrsg.) (1944): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung. Die Urteile des Christophorus Besoldus (1629), Ahasver Fritsch (1676), Christian Weise (1676) und Tobias Peucer (1690) über den Gebrauch und Mißbrauch der Nachrichten (=Quellenhefte zur Zeitungswissenschaft, 1), Rohrer, Brunn/München/Wien, S. 29-32 und S. 113-116

Beurmann, Eduard/Dingelstedt, Franz von (1838/39): Beiträge zur Geschichte der periodischen Presse: Studien und Kritiken der deutschen Journalistik, Heft 1-3, Verlag von Friedrich König, Hanau

Beutler, Johann Heinrich Christoph/Guts-Muths, Johann Christoph Friedrich (1790): Allgemeines Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit und Wochenschriften..., Weygand, Leipzig

Blaum, Verena (2004): Schmarotzende Misteln – Wilmont Haacke und die so genannte Verjudung des deutschen Feuilletons. In: Duchkowitsch, Wolfgang/Hausjell, Fritz/Semrad, Bernd (Hrsg.): Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft, Kommunikation.Zeit.Raum 1, LIT Verlag, Münster, S. 181-192

Bobrowsky, Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (1987) (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Band 13, 1. Auflage, Verlag Ölschläger GmbH, München

Bohrmann, Hans/Schneider, Peter (1975): Zeitschriftenforschung. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Versuch, Verlag Volker Spiess, Berlin/Uelzen

Bohrmann, Hans (1997): Zur Geschichte des Faches Kommunikationswissenschaft seit 1945. In: Fünfgeld, Hermann/Mast, Claudia (Hrsg.): Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Gerhard Maletzke zum 75. Geburtstag, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 51-67

Bohrmann, Hans (1999a): Theorien der Zeitung und Zeitschrift. In: Leonhard, Joachim-Felix et al. (Hrsg.): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen, 1. Teilband, Walter de Gruyter, Berlin/New York, S. 143-148

Bohrmann, Hans (1999b): Forschungsgeschichte der Zeitschrift. In: Leonhard, Joachim-Felix et al. (Hrsg.): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen, 1. Teilband, Walter de Gruyter, Berlin/New York, S. 892-895

Bohrmann, Hans (2002): Über Zeitschriftenforschung als Teil der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Vogel, Andreas/Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Zeitschriften- und Zeitschriftenforschung, Publizistik Sonderheft 3, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 28-41

Bohrmann, Hans (2004): Als der Krieg zu Ende war. Von der Zeitungswissenschaft zur Publizistik. In: Duchkowitsch, Wolfgang/Hausjell, Fritz/Semrad, Bernd (Hrsg.): Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft, Kommunikation.Zeit.Raum 1, LIT Verlag, Münster, S. 97-122

Brunhuber, Robert (1907): Das moderne Zeitungswesen (System der Zeitungslehre), Sammlung Göschen, Nr. 320, Göschense Verlagshandlung, Leipzig

Bücher, Karl (1906): Das Zeitungswesen. In: Hinneberg, Paul (Hrsg.): Die Kultur der Gegenwart, Teil I Abteilung I: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart, B. G. Teubner, Berlin/Leipzig, S. 481-517

Bücher, Karl (1910): Die Anfänge des Zeitungswesens. In: Bücher, Karl: Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Versuche, 7. Auflage, Verlag der H. Laupp 'schen Buchhandlung, Tübingen, S. 219-250

Bücher, Karl (1915): Akademische Berufsbildung für Zeitungskunde. In: Mitteilungen des Vereins Arbeiterpresse, 16. Jahrgang, Nr. 136 vom 2. Juli, Berlin, S. 3-5

Bücher, Karl (1922): Zur Frage der Preßreform. In: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Herausgegeben von Dr. K. Bücher, 76. Jahrgang, Verlag der H. Laupp 'schen Buchhandlung, Tübingen, S. 296-329

Conter, Claude D . (2003): Kommunikationsgeschichte als Literaturgeschichte. Robert Eduard Prutz' Geschichte des deutschen Journalismus (1845) als Vorläufer einer historischen Kommunikationswissenschaft. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte und Fallstudien, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 137-158

D'Ester, Karl (1955): Zeitung und Zeitschrift, Sonderdruck aus Deutsche Philologie im Aufriss herausgegeben von Professor Dr. Wolfgang Stammeler, Erich Schmidt Verlag, Berlin/Bielefeld/München

Deutsche Fachpresse (2001) (Hrsg.): Jahrbuch 2001 der Fachinformation, Berlin

Diez, Hermann (1910): Das Zeitungswesen, Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellung, Band 328, Teubner, Leipzig

Dorn, Margit (2002): „Eltern“ – Skizzen einer Zeitschriften-Biografie. In: Vogel, Andreas/Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Zeitschriften- und Zeitschriftenforschung, Publizistik Sonderheft 3, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 149-168

Dovifat, Emil (1962): Zeitungslehre I: Theoretische und rechtliche Grundlagen. Nachricht und Meinung; Sprache und Form, 4. neubearbeitete Auflage, de Gruyter Berlin, S. 13

Dröge, Franz W./Lerg, Winfried B. (1965): Kritik der Kommunikationswissenschaft. In: Publizistik 10. Jahrgang 1965, Heft 3, Juli-September 1965, B.C. Heye & Co, Bremen, S. 251-284

Duchkowitsch, Wolfgang (1989): Zeitungswissenschaft „an der schönen heimatlichen Donaustadt“. Aufbau, Errichtung und Funktion des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft. In: Heiß, Gernot et al. (Hrsg.): Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938-1945, Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Band 43, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, S. 155-178

Duchkowitsch, Wolfgang (1991): Zeitungswissenschaft im kriegsbeschädigten Österreich. Leitbilder für und gegen Hochschulkurse für Pressewesen – 1919. In: Duchkowitsch, Wolfgang/Haas, Hannes/Lojka, Klaus (Hrsg.): Kreativität aus der Krise. Konzepte zur gesellschaftlichen Kommunikation in der Ersten Republik. Festschrift für Marianne Lunzer-Lindhausen, 1. Auflage, Literas-Universitätsverlag Ges.m.b.H., Wien, S. 7-45

Duchkowitsch, Wolfgang (1997): Verstellte oder helllichtige Blicke? Zeitungskunde und Zeitungskultur. In: Scheichl, Sigurd Paul/Duchkowitsch, Wolfgang (Hrsg.): Zeitungen im Wiener Fin de siècle: eine Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Wien um 1900“ der Österreichischen Forschungsgemeinschaft, Verlag für Geschichte und Politik/Oldenburger Verlag, Wien/München, S. 21-58

Duchkowitsch, Wolfgang (2000): Beschattet und gejagt vom Kanzler Metternich. Österreichische Publizisten im deutschen Exil. In: Behmer, Markus (Hrsg.): Deutsche

Publizistik im Exil 1933 bis 1945. Personen, Positionen, Perspektiven. Festschrift für Ursula E- Koch, Kommunikationsgeschichte Band 11, LIT Verlag, Münster, S. 31-45

Duchkowitsch, Wolfgang (2001): Um zu erfassen, was schwer zu fassen ist. Zur Bilanz der Mühe, Zeitschrift zu definieren. In: Hackl, Wolfgang/Krolop, Kurt (Hrsg.): Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung. Unter Mitarbeit von Astrid Obernosterer, Studienverlag, Innsbruck/Wien/München/Bozen, S. 11-20

Duchkowitsch, Wolfgang (2004): Von Karl Oswin Kurth zu Kurt Paupié. Eine Geschichte ideologischer Konformität? In: Duchkowitsch, Wolfgang/Hausjell, Fritz/Semrad, Bernd (Hrsg.): Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft, Kommunikation.Zeit.Raum 1, LIT Verlag, Münster, S. 235-248

Eberhard, Fritz (1963): Franz Adam Löffler und Max Weber – zwei Pioniere der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik, 8. Jahrgang, S. 436-441

Faulstich, Werner (2002): Die bürgerliche Mediengesellschaft (1700-1830), Die Geschichte der Medien, Band 4, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen

Fritsch, Ahasver (1676/1944): Discursus De Novellarum, quas vocant Neue Zeitunge/ hodierno usu et abusu, Verlag Bielcke, Jena. Nach der Übersetzung von: Kurth, Karl (Hrsg.) (1944): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung. Die Urteile des Christophorus Besoldus (1629), Ahasver Fritsch (1676), Christian Weise (1676) und Tobias Peucer (1690) über den Gebrauch und Mißbrauch der Nachrichten (=Quellenhefte zur Zeitungswissenschaft, 1), Rohrer, Brunn/München/Wien, S. 33-44 und S. 117-127

Frizenschaf, Johannes (1901): Die Praxis des Journalisten. Ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller, Verlag von Walther Fiedler, Leipzig

Göbel, Uwe (2002): Zeitschriftengestaltung im Wandel. In: Vogel, Andreas/Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Zeitschriften- und Zeitschriftenforschung, Publizistik Sonderheft 3, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 219-240

Gottschlich, Maximilian (1987): Notizen zur Geschichte des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien während des Ordinariats von Kurt Paupié. In: Bobrowsky, Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Band 13, 1. Auflage, Verlag Ölschläger GmbH, München, S. 117-121

Grasshoff, R. (1877): Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts, Dissertation, C. W. Vollrath, Leipzig

Gries, Rainer (2006): Produkte & Politik. Zur Kultur- und Politikgeschichte der Produktkommunikation. Unter Mitarbeit von Barbara Gartner, Wiener Universitätsverlag/Facultas Verlags- und Buchhandels AG, Wien

Groth, Otto (1928): Die Zeitung. Allgemeine Zeitungskunde (Theorie der Journalistik), 1. Band, Bensheimer, Mannheim/Berlin/Leipzig

Groth, Otto (1929): Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik), 2. Band, Bensheimer, Mannheim/Berlin/Leipzig

Groth, Otto (1930): Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik), 4. Band, Bensheimer, Mannheim/Berlin/Leipzig

Groth, Otto (1948): Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft: Probleme und Methoden, Buchverlag Dr. Konrad Weinmayer, München

Groth, Otto (1960): Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik). Band 1: Das Wesen des Werkes, Walter de Gruyter & Co, Berlin

Haacke, Wilmont (1943-1944): Feuilletonkunde. Das Feuilleton als literarische und journalistische Gattung, 1. und 2. Band, Hiersemann, Leipzig

Haacke, Wilmont (1951-1953): Handbuch des Feuilletons, 1. bis 3. Band, Lechte, Emsdetten

Haacke, Wilmont (1961): Die Zeitschrift – Schrift der Zeit, Stamm Verlag Essen, Essen

Haacke, Wilmont (1968): Die politische Zeitschrift 1665-1965, Band I, K.F. Koehler Verlag, Stuttgart

Haacke, Wilmont/Pötter, Günter (1982): Die politische Zeitschrift 1665-1965, Band II 1900-1980, K.F. Koehler Verlag, Stuttgart

Hackl, Wolfgang/Krolop, Kurt (Hrsg.) (2001): Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung. Unter Mitarbeit von Astrid Obernosterer, Studienverlag, Innsbruck/Wien/München/Bozen

Hagelweide, Gert (Hrsg.) (1969): Zeitungs Lust und Nutz. Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1695. Herausgegeben von Gert Hagelweide, Bremen

Hagemann, Walter (1947): Grundzüge der Publizistik, Münster/Regensburg

Hagemann, Walter (1954): Zur Typologie der Zeitung und Zeitschrift. In: Zeitungs-Verlag und Zeitschriften-Verlag (ZV + ZV), 51. Jahrgang, S. 632f

Hagemann, Walter (1957): Die deutsche Zeitschrift der Gegenwart. In: Hagemann, Walter (Hrsg.): Die deutsche Zeitschrift der Gegenwart. Eine Untersuchung des Instituts für Publizistik der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, C.J. Fahle GmbH, Münster (Westf.), S. 5-12

Hartmann, Johann Ludwig (1679): Unzeitige Neue Zeitungs-Sucht und Vorwitziger Kriegs-Discoursen Flucht/: Nechst beygefügeten theologischen Gedancken von heutigen unnöthigen Rechts-Processen/ auch un-Christlichen Retorsionibus, Friedrich Gustav Lipß, Rothenburg

Helfert, Josef Alexander Freiherr von (1877): Die Wiener Journalistik im Jahre 1848, Manz'sche k.k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, Wien

Höfer, Conrad (1904): Der Dichter der Rudolstädter Festspiele aus den Jahren 1665-1667, Dissertation, R. Voigtländers Verlag, Leipzig

Hotschek, Christian (1996): 30 Jahre Autorevue. Eine Zeitschriftenmonographie unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen des Zeitschriftenwesens, Diplomarbeit, Universität Wien

J.G.H. (1755): Wohlmeinender Unterricht für alle diejenigen, welche Zeitungen lesen, worinnen so wohl von dem nützlichen Gebrauche der Gelehrten und politischen Zeitungen, als auch von ihrem Vorzuge den einige vor anderen haben..., Geßner, Leipzig

Jacobi, Richard (1902): Der Journalist. Das Buch der Berufe Band VIII, Gebrüder Jänecke, Hannover

Jaeger, Karl (1926): Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft, Gustav Verlag von Otto Fischer, Jena

Juncker, Christian (1703): Herrn Christian Weisens Curieuse Gedancken von den Novellen oder Zeitungen, 1. Auflage, Frankfurt am Main/Leipzig

Kawczynski, Max (1880) Studien zur Literaturgeschichte des XVIIIten Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften, Eigenverlag, Lemberg

Kienningers, Werner (1932): Die Einteilung der periodischen Preßschriften, Dissertation, Cl. Attenkofersche Buch- und Kunstdruckerei, Straubing

Kieslich, Günter/Schütz, Walter J. (1957): Zur Methodik und Statistik der Zeitschriftenuntersuchung. In: Die deutsche Zeitschrift der Gegenwart. Eine Untersuchung des Instituts für Publizistik der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, C.J. Fahle GmbH, Münster (Westf.), S. 13-32

Kieslich, Günter (1965): Zur Definition der Zeitschrift. In: Publizistik 10. Jahrgang 1965, Heft 3, Juli-September 1965, B.C. Heye & Co, Bremen, S. 314-319

Kirchner, Joachim (1928): Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens. Mit einer Gesamtbibliographie der deutschen Zeitschriften bis zum Jahre 1790. Erster Teil:

Bibliographische und Buchhandelsgeschichtliche Untersuchungen, Karl W. Hiersemann, Leipzig

Kirchner, Joachim (1931): Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens. Mit einer Gesamtbibliographie der deutschen Zeitschriften bis zum Jahre 1790. Zweiter Teil: Die Bibliographie der deutschen Zeitschriften bis zur Französischen Revolution: statistische Ergebnisse, Karl W. Hiersemann, Leipzig

Kirchner, Joachim (1958): Das deutsche Zeitschriftenwesen: seine Geschichte und seine Probleme, Teil I: Von den Anfängen bis zum Zeitalter der Romantik, Zweite neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Otto Harrassowitz, Wiesbaden

Kirchner, Joachim (1962): Das deutsche Zeitschriftenwesen: seine Geschichte und seine Probleme, Teil II: Vom Wiener Kongress bis zum Ausgange des 19. Jahrhunderts. Mit einem wirtschaftsgeschichtlichen Beitrage von Hans-Martin Kirchner, Otto Harrassowitz, Wiesbaden

Kirchner, Joachim (1966): Bibliographie der Zeitschriften des Deutschen Sprachgebietes bis 1900, Reihe, Anton Hiersemann, Stuttgart

Kirchner, Joachim (1970): Gedanken zur Definition der Zeitschrift. In: Kirchner, Joachim: Ausgewählte Aufsätze. Aus Paläographie, Handschriftenkunde, Zeitschriftenwesen und Geistesgeschichte. Zum Geburtstag des Verfassers am 22. August 1970 herausgegeben vom Verlag Anton Hiersemann, Stuttgart, S. 96-106

Knies, Karl (1853): Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen, Schwetschke & Sohn, Braunschweig

Knies, Karl (1857): Der Telegraph als Verkehrsmittel. Mit Erörterungen über den Nachrichtenverkehr überhaupt, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, Tübingen

Köster, Albert (1897): Der Dichter der Geharnschten Venus. Eine literaturhistorische Untersuchung, Elwert, Marburg

Koszyk, Kurt/Pruys, Karl H. (Hrsg.) (1973): Wörterbuch zur Publizistik, Dritte Auflage, Deutscher Taschenbuch Verlag, München

Kuhles, Doris (2001): Europa in Weimar. Das *Journal des Luxus und der Moden* (1786-1827). In: Hackl, Wolfgang/Krolop, Kurt (Hrsg.): Wortverbunden – Zeitbedingt. Perspektiven der Zeitschriftenforschung. Unter Mitarbeit von Astrid Obernosterer, Studienverlag, Innsbruck/Wien/München/Bozen, S. 21-40

Kurth, Karl (Hrsg.) (1944): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung. Die Urteile des Christophorus Besoldus (1629), Ahasver Fritsch (1676), Christian Weise (1676) und Tobias Peucer (1690) über den Gebrauch und Mißbrauch der Nachrichten (=Quellenhefte zur Zeitungswissenschaft, 1), Rohrer, Brünn/München/Wien

Kutsch, Arnulf (1988): Die Emigration der deutschen Zeitungswissenschaft ab 1933. Anmerkungen zu einem vergessenen Thema. In: Medien & Zeit, 3. Jahrgang, Nr. 1, S. 5-31

Langenbucher, Wolfgang R. (1987): Vorwort. In: Bobrowsky, Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Band 13, 1. Auflage, Verlag Ölschläger GmbH, München, S. 13-18

Langenbucher, Wolfgang R. (1991): Geleitwort. In: Duchkowitsch, Wolfgang/Haas, Hannes/Lojka, Klaus (Hrsg.): Kreativität aus der Krise. Konzepte zur gesellschaftlichen Kommunikation in der Ersten Republik. Festschrift für Marianne Lunzer-Lindhausen, 1. Auflage, Literas-Universitätsverlag Ges.m.b.H., Wien, S. 3-6

Latzer, Michael (1997): Mediamatik – Die Konvergenz von Telekommunikation, Computer und Rundfunk, 1. Auflage, Westdeutscher Verlag, Opladen

Lehmann, Ernst Herbert (1932): Die Anfänge der Kunstzeitschrift in Deutschland, Dissertation, Leipzig

Lehmann, Ernst Herbert (1936): Einführung in die Zeitschriftenkunde, Karl W. Hiersemann, Leipzig

Löbl, Emil (1903): Kultur und Presse, Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig

Löffler, Franz Adam (1837): Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege, Brockhaus, Leipzig

Ludewig, Johann Peter (1705/1964): Vom Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen. In: Herrn Johann Peter Ludewigs...Gesamte Kleine Teutsche Schrifften 3, Magdeburg/Hamburg, S. 95-101

Lünenborg, Margreth (2005): Journalismus als kultureller Prozess: Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

Lunzer-Lindhausen, Marianne (1987): Wege der Pressegeschichte am Wiener Institut. In: Bobrowsky, Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Band 13, 1. Auflage, Verlag Ölschläger GmbH, München, S. 111-116

Marperger, Paul Jacob (1726): Anleitung zum rechten Verstand und nutzbarer Lesung allerhand so wohl gedruckter als geschriebener...Ordentlicher und Außerordentlicher Zeitungen oder Avisen wie auch der so genannten Journalen ..., o. O.

Marx, Julius (1959): Die österreichische Zensur im Vormärz, Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte, Verlag für Geschichte und Politik, Wien

Mataja, Viktor (1908): Die Statistik des Zeitungswesens. In: Bulletin de l'Institut International de Statistique, Tome XVII/Beilage Nr. 14, La Haye, S. 221-286

Menz, Gerhard (1928): Die Zeitschrift. Ihre Entwicklung und ihre Lebensbedingungen. Einer wirtschaftsgeschichtliche Studie, Poeschel, Stuttgart

Meißner, Jakob Friedrich (1907): Entwicklung, Bedeutung und Aufgaben der deutschen Fachpresse. In: Meißner, Jakob Friedrich (Hrsg.): Studien über das Zeitungswesen. Professor Dr. Adolf Koch, dem Begründer und Leiter des journalistischen Seminars der Universität

Heidelberg anlässlich der Vollendung des 20. Seminar-Semesters gewidmet von seinen Schülern und Freunden, J. Friedrich Meißner, Frankfurt am Main, S. 65-156

Meyen, Michael/Löblich, Maria (2006): Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz

Milberg, Ernst (1880): Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, Dissertation, Meißner, Leipzig

Moritz, Karl Philipp (1784): Ideal einer vollkommenen Zeitung, Voss & Sohn, Berlin

Munzinger, Ludwig (1901): Die Entwicklung des Inseratenwesens in den deutschen Zeitungen. Eine historisch-wirtschaftliche Studie als Beitrag zur Geschichte des Verkehrswesens, Dissertation, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg

Noelle-Neumann, Elisabeth (1963): Meinung und Meinungsführer. Über den Fortschritt der Publizistikwissenschaft durch Anwendung empirischer Forschungsmethoden. In: Publizistik, 8. Jahrgang, S. 316-323

Noelle-Neumann, Elisabeth (1965): Die Rolle des Experiments in der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik 10. Jahrgang 1965, Heft 3, Juli-September 1965, B.C. Heye & Co, Bremen, S. 239-250

Opel, Julius Otto (1879): Die Anfänge der deutschen Zeitungspressen 1609-1650. In: Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels, Band 3, Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Leipzig

Oppermann, Heinrich Albert (1844): Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit für Philosophie, schöne Literatur, Politik und Geschichte, Verlag von C.F. Kius, Hannover

Peucer, Tobias (1690/1944): De Relationibus novellis, Dissertation, Wittigau, Görlitz. Nach der Übersetzung von: Kurth, Karl (Hrsg.) (1944): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung. Die Urteile des Christophorus Besoldus (1629), Ahasver Fritsch (1676), Christian Weise (1676) und Tobias Peucer (1690) über den Gebrauch und Mißbrauch der Nachrichten

(=Quellenhefte zur Zeitungswissenschaft, 1), Rohrer, Brünn/München/Wien, S. 86-112 und S. 163-184

Prutz, Robert Eduard (1845): Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet. Ersther Theil, Verlag von Kius, Hannover

Prutz, Robert Eduard (1854): Neue Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, Erster Band, Verlag G. Schwetschke, Halle

Roscher, Wilhelm (1865): Anfänge des nationalökonomischen Zeitschriftenwesens in Deutschland. Ein Lebensbild aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Hildebrand, Bruno (Hrsg.): Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 4. Band, Verlag Friedrich Mauke, Jena, S. 85-101

Richter, Heinrich Moriz (1888): Die Wiener Presse 1848-1888. In: Wien 1848-1888. Denkschrift zum 2. December 1888. Hrsg. vom Gemeinderathe der Stadt Wien, Commissions-Verlag Carl Konegen, Wien, S. 409-468

Salomon, Ludwig (1900): Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Erster Band: Das 16., 17. und 18. Jahrhundert, Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Druckerei, Oldenburg/Leipzig

Salzmann, Karl H. (1954): Die deutsche Zeitschrift 1953/54. In: Institut für Publizistik an der Freien Universität Berlin (hrsg.): Die deutsche Presse 1954. Zeitungen und Zeitschriften, Berlin, S. 97f

Saxer, Ulrich (1986): Kommunikationsinstitutionen als Gegenstand von Kommunikationsgeschichte. In: Bobrowsky, Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Band 13, 1. Auflage, Verlag Ölschläger GmbH, München, S. 71ff

Schäffle, Albert Eberhard Friedrich (1861): Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft. Ein Lehr- und Handbuch der Nationalökonomie für höhere Unterrichtsanstalten

und Gebildete jeden Standes, 1. Auflage, Verlag der H. Laupp 'schen Buchhandlung, Tübingen

Schäffle, Albert Eberhard Friedrich (1867): Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft. Ein Lehr- und Handbuch der Nationalökonomie für höhere Unterrichtsanstalten und Gebildete jeden Standes, 2. Auflage, Verlag der H. Laupp 'schen Buchhandlung, Tübingen

Schäffle, Albert Eberhard Friedrich (1875): Bau und Leben des socialen Körpers. Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft. Mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialen Stoffwechsel, 1. Band: Allgemeiner Theil, Verlag der H. Laupp 'schen Buchhandlung, Tübingen

Schäffle, Albert Eberhard Friedrich (1878a): Bau und Leben des socialen Körpers. Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft. Mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialen Stoffwechsel, Zweiter Theil: Das Gesetz der socialen Entwicklung, Verlag der H. Laupp 'schen Buchhandlung, Tübingen

Schäffle, Albert Eberhard Friedrich (1878b): Bau und Leben des socialen Körpers. Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft. Mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialen Stoffwechsel, 3. Band: Specielle Sozialwissenschaft, erste Hälfte, Verlag der H. Laupp 'schen Buchhandlung, Tübingen

Schäffle, Albert Eberhard Friedrich (1878c): Bau und Leben des socialen Körpers. Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft. Mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialen Stoffwechsel, 4. Band: Specielle Sozialwissenschaft, zweite Hälfte, Verlag der H. Laupp 'schen Buchhandlung, Tübingen

Scheichl, Sigurd Paul/Duchkowitsch, Wolfgang (Hrsg.) (1997): Zeitungen im Wiener Fin de siècle: eine Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Wien um 1900“ der Österreichischen

Forschungsgemeinschaft, Verlag für Geschichte und Politik/Oldenburg Verlag, Wien/
München

Schlimper, Jürgen (2007): Praktiker an der Universität. Zur Einbeziehung praktisch tätiger Journalisten in den Ausbildungsbetrieb des Leipziger Instituts für Zeitungskunde, Münchener Beiträge zur Kommunikationswissenschaft Nr. 7 (Juni 2007), URL: http://epub.ub.uni-muenchen.de/1978/1/mbk_7.pdf (Stand: 06.05.2009), S. 1-38

Schlözer, August Ludwig von (1777): Entwurf zu einem Reise-Collegio, nebst einer Anzeige seines Zeitungs-Collegii, Vandenhoeck, Göttingen

Schlözer, August Ludwig von (1804): Theorie der Statistik: nebst Ideen über das Studium der Politik überhaupt, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen,

Schmolke, Michael (1992): Wegbereiter der Publizistik in Österreich. Autoren mit ihren Arbeiten von Joseph Alexander von Helfert bis Wilhelm Bauer 1848 bis 1938. Aus der Reihe von Martischinig, Michael/Luger, Kurt (Hrsg.): Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft, Band 6, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, Wien, St. Johann/Pongau

Schmolke, Michael (2002): Kirchenpresse. In: Vogel, Andreas/Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Zeitschriften- und Zeitschriftenforschung, Publizistik Sonderheft 3, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 126-146

Schröder, Thomas (1995): Die ersten Zeitungen: Textgestaltung und Nachrichtenauswahl, Narr, Tübingen

Schwarzkopf, Joachim von (1795): Ueber Zeitungen. Ein Beytrag zur Staatswissenschaft, Varrentrapp und Wenner, Frankfurt am Main

Schwarzkopf, Joachim von (1802a): Ueber politische und gelehrte Zeitungen, Meßrelationen, Intelligenzblätter und über Flugschriften zu Frankfurt am Mayn. Ein Beytrag zu der Geschichte dieser Reichs-Stadt, Jägersche Buchhandlung, Frankfurt am Main

Schwarzkopf, Joachim von (1802b): Ueber politische Zeitungen und Intelligenzblätter in Sachsen; Thüringen, Hessen und einigen angränzenden Gebieten, Ettinger Buchhandlung, Gotha

Stieler, Kaspar (1691/1968): Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs..., Reprografischer Nachdruck mit einer Einführung und Bibliographie von Ising, Gerhard, Olms, Hildesheim

Stieler, Kaspar (1695/1969): Zeitungs Lust und Nutz. Vollständiger Neudruck der Originalausgabe von 1695. Herausgegeben von Gert Hagelweide, Schünemann, Bremen

Stieve, Felix (1883): Über die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Messrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing. In: Abhandlungen der Historischen Classe der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 16, I. Abtheilung, Verlag der Kaiserlichen Akademie in Kommission bei G. Franz, München, S. 177-265

Stöber, Rudolf (2002): Historische Zeitschriftenforschung heute. In: Vogel, Andreas/Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Zeitschriften- und Zeitschriftenforschung, Publizistik Sonderheft 3, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 42-59

Stöber, Rudolf (2003): Mediengeschichte: Die Evolution „neuer“ Medien von Gutenberg bis Gates. Eine Einführung, Band 1: Presse – Telekommunikation, Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden

Stöber, Rudolf (2004): Emil Dovifat, Karl D'Ester und Walter Hagemann. Die Wiederbegründung der Publizistik in Deutschland nach 1945. In: Duchkowitsch, Wolfgang/Hausjell, Fritz/Semrad, Bernd (Hrsg.): Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft, Kommunikation.Zeit.Raum 1, LIT Verlag, Münster, S. 123-144

Thausing, M. (1867): Über die ältesten Wiener Zeitungen. In: Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, I. Jahrgang, Neue Folge, Nr. 5, S. 68-70, Verlag des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Wien

Traub, Hans (1933): Grundbegriffe des Zeitungswesens. Kritische Einführung in die Methode der Zeitungswissenschaft, Poeschel, Stuttgart

Vogel, Andreas (1998): Die populäre Presse in Deutschland. Ihre Grundlagen, Strukturen und Strategien, Fischer, München

Vogel, Andreas (2002): PresseGattungen im Zeitschriftengewand. Warum die Wissenschaft eine Pressesystematik braucht. In: Vogel, Andreas/Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Zeitschriften- und Zeitschriftenforschung, Publizistik Sonderheft 3, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 11-27

Vogel, Andreas/Holtz-Bacha, Christina (2002): Vorwort. In: Vogel, Andreas/Holtz-Bacha, Christina (Hrsg.): Zeitschriften- und Zeitschriftenforschung, Publizistik Sonderheft 3, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 7f

Wagner, Hans (1965): Ansätze zur Zeitungswissenschaft. Faktoren und Theorien. In: Publizistik 10. Jahrgang 1965, Heft 3, Juli-September 1965, B.C. Heye & Co, Bremen, S. 217-238

Weber, Johannes (2005): Straßburg 1605: Die Geburt der Zeitung, S. 1-33. URL: http://www.uni-leipzig.de/~hsk/pgs/jahrbuch/2005/Weber_Strassburg1605.pdf (Stand: 05.08.2008); auch In: Böning, Holger/Kutsch, Arnulf/Stöber, Rudolf (Hrsg.): Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte, Band 7, Franz Steiner Verlag, Stuttgart, S. 3-26

Weber, Max (1924): Geschäftsbericht und Diskussionsreden auf den deutschen soziologischen Tagungen (1910, 1912). In: Weber, Marianne (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik, Mohr, Tübingen, S. 431-491

Wehle, Johann Hermann (1883): Die Zeitung. Ihre Organisation und Technik. Journalistisches Handbuch, 2. Auflage, Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig

Weise, Christian (1676/1944): Schediasma Curiosum de Lectione Novellarum, 1. Auflage, Buchta, Leipzig. Nach der Übersetzung von: Kurth, Karl (Hrsg.) (1944): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung. Die Urteile des Christophorus Besoldus (1629), Ahasver

Fritsch (1676), Christian Weise (1676) und Tobias Peucer (1690) über den Gebrauch und Mißbrauch der Nachrichten (=Quellenhefte zur Zeitungswissenschaft, 1), Rohrer, Brünn, München, Wien, S. 44-85 und S. 129-162

Weller, Emil (Hrsg.) (1872): Die ersten deutschen Zeitungen. Mit einer Bibliographie (1505-1599), Litterarischer Verein (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart), Tübingen

Wiesner, Adolph (1847): Denkwürdigkeiten der Oesterreichischen Zensur. Vom Zeitalter der Reformazion bis auf die Gegenwart, Verlag Adolph Krabbe, Stuttgart

Wilke, Jürgen (2008): Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2. durchgesehene und ergänzte Auflage, Böhlau, Köln, Weimer, Wien

Wilke, Rudolf (2003): Zur Geschichte der journalistischen Qualität. In: Bucher, Hans-Jürgen/Altmeppen, Klaus-Dieter: Qualität im Journalismus. Grundlagen – Dimensionen – Praxismodelle, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 35-54

Winckler, Johann (1875): Die periodische Presse Österreichs. Eine historisch-statistische Studie. Hrsg. von der k. k. Statistischen Central-Commission, Gerold, Wien

Wrede, Richard (Hrsg.) (1902): Handbuch der Journalistik, Berlin

Zenker, Ernst Victor (1892): Geschichte der Wiener Journalistik. Von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Mit einem bibliographischen Anhang, Wilhelm Braumüller, Wien, Leipzig

Zenker, Ernst Victor (1893): Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848, Wilhelm Braumüller, Wien, Leipzig

Zenker, Ernst Victor (1900): Geschichte der Journalistik in Österreich. Verfasst aus Anlass der Weltausstellung Paris 1900. Mit einem Vorworte von Ferdinand von Saar, Obmann des Special-Comités der Presse, Druck und Verlag der K.K. Hof- und Staatsdruckerei, Wien

Zenker, Ernst Victor (1904): Bibliographie zu einer Allgemeinen Geschichte des Zeitungswesens, E. V. Zenker & Cie., Wien

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Kategorien für die Publikationsanalyse nach Meyen, Michael/Löblich, Maria (2006), S. 12

Abbildung 2: Das dreidimensionale Modell der Produktkommunikation nach Gries, Rainer (2006), S. 151

Abbildung 3: Analyse-Faktoren für die Erforschung von Zeitschriften im Sinne der sozialwissenschaftlich geprägten und durch Methodenvielfalt gekennzeichneten Disziplin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, S. 153

Abstract

Die Erforschung von Zeitschriften hat sowohl während der Ära der früheren Zeitungskunde bzw. Zeitungswissenschaft als auch nach dem erfolgten Paradigmenwechsel zur sozialwissenschaftlich orientierten und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitenden Disziplin mit dem Namen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Fachdiskurs eine untergeordnete Priorität eingenommen. Nach wie vor spricht man von einem Trümmerfeld, indem sich WissenschaftlerInnen unterschiedlicher Disziplinen zumindest zeitweise dem Feld der Zeitschriftenforschung zuwandten. Diese Arbeiten – denen wiederum unterschiedliche Erkenntnisinteressen und Blickwinkel zu Grunde liegen – lassen sich aber nicht einfach zu einem theoretischen und methodischen Grundgerüst zusammenfügen. Strebt man danach, eine eigene Untersuchung im Bereich des Zeitschriftenwesens durchzuführen, gestaltet sich die Suche nach möglichen theoretischen und methodischen Anregungen als äußerst schwierig.

Der Verfasser möchte mit der vorliegenden Arbeit dieser sowohl theoretischen als auch methodischen defizitären Lage etwas entgegen setzen. In einem ersten Schritt wird der Versuch unternommen, die bisher erfolgten theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen – denen wiederum unterschiedliche Ansätze und Blickwinkel zugrunde liegen – für den Bereich der Zeitschriftenforschung unter Anwendung eines breit angelegten Kategoriensystems auszuwerten und zu interpretieren. Der zeitliche Rahmen reicht von den ersten veröffentlichten pressekundlichen Arbeiten im 17. Jahrhundert bis zum aktuellen theoretischen und methodischen Ist-Zustand der Disziplin.

Anhand der Ergebnisse soll u.a. die Frage geklärt werden, welche Rolle diese Vorarbeiten für die Fachgeschichte der Disziplin – bzw. in weiterer Folge auch für die Zeitschriftenforschung – einnehmen bzw. ob etwaige theoretische Anregungen wieder dem aktuellen Fachdiskurs rückgeführt werden können. Darüber hinaus bieten die Ergebnisse Aufschlüsse zu der Frage, weshalb sich das Feld der Zeitschriftenforschung innerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft so disparat entwickelt hat bzw. wie es eigentlich zu diesen theoretischen und methodischen Defiziten kommen konnte.

Anhand der Ergebnisse aus den Vorarbeiten und der akademisch institutionalisierten theoretischen und methodischen Auseinandersetzungen wird gleichzeitig erstmalig der Versuch unternommen, eine Fach- und Theoriegeschichte der Zeitschriftenforschung –

beginnend mit den ersten veröffentlichten pressekundlichen Arbeiten im 17. Jahrhundert bis hin zum aktuellen Ist-Zustand der Disziplin – nachzuzeichnen.

Ein weiterer Schwerpunkt mündet in dem Versuch, die neu gewonnenen Erkenntnisse in Form eines eigens entwickelten theoretischen Modells für die zukünftige Analyse von Zeitschriften festzuhalten. Durch die erstmalig erfolgte Zusammenfassung und anschließende Formulierung relevanter Analyse-Faktoren für die Erforschung von Zeitschriften soll die Möglichkeit geschaffen werden, dass zukünftige Untersuchungen den Anforderungen der sozialwissenschaftlich orientierten und mit empirischen Erhebungsmethoden arbeitenden Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gerecht werden können. Mit den Ergebnissen möchte der Verfasser einerseits einen aktuellen Beitrag zum ausgesparten Feld der Zeitschriftenforschung leisten andererseits möchte er die FachkollegInnenschaft dazu ermuntern, durch eigene Untersuchungen den Bereich der Zeitschriftenforschung erneut in den wissenschaftlichen Fachdiskurs empor zu heben.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Peter Lutz, Bakk.
Geburtsdatum, -ort: 07.07.1974, Wien

Wissenschaftlicher Werdegang

2003-2007 Bakkalaureatsstudium Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien
seit 2007 Magisterstudium Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
an der Universität Wien

Berufliche Tätigkeit

1989-1992 Lehre Einzelhandelskaufmann
1993-aktuell Vertragsbediensteter im öffentlichen Dienst